Historisches Taschenbuch

Friedrich von Raumer, Wilhelm Heinrich Riehl,
Wilhelm Maurenbrecher

135 c. 8

~~129. a. 8~~

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Taylor Institution.

Digitized by Google

Digitized by Google

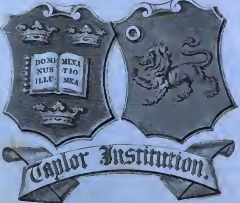
Hiſtoriſches
Taſchenbuch.

Achter Jahrgang.

Digitized by Google

135 c. 8

~~129. a. 8~~



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſches
Taſchenbuch.

Achter Jahrgang.

Digitized by Google

Ludwig XIV.

Digitized by Google

Hiſtoriſches
Taſchenbuch.

Mit Beiträgen

von

Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeiſen,

herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Achter Jahrgang.

Mit dem Bildniſſe Ludwig XIV.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1837.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Ausgang des Joan'ſchen Zweiges der Romanow und ſeiner Freunde. Dargeſtellt durch F. W. Barthold. . . 1

II. Über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Deutſchland vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert. Von H. Leo. . 165

III. Verſailles. Hiſtoriſche Rückblicke von J. W. Zinkeiſen. 247

IV. Älteſte Geſchichte der Xylographie und der Druckkunſt überhaupt; beſonders in Anwendung auf den Bilddruck. Ein Beitrag zur Erfindungs- und Kunſtgeſchichte. Von J. D. F. Sotzmann. 449

Digitized by Google

I.

Ausgang
des
Joan'ſchen Zweiges der Romanow
und
ſeiner Freunde.

Dargeſtellt
durch

F. W. Barthold.

Digitized by Google

Erſtes Capitel.

Biron, der Regent, geſtürzt. 28. October bis 20. November 1740.

In allen Werken über die preußiſche Geſchichte iſt ausgeſprochen, daß in der Reihe der Herrſcher, wie ſie ſeit dem großen Kurfürſten in geſetzlicher Ordnung aufeinander folgten, das Walten einer höhern Vorſicht ſich erkennen laſſe, eine innere Nothwendigkeit, welche den Staat aus germaniſcher in europäiſche Höhe hinaufbeförderte, indem die geiſtige und ſittliche Eigenthümlichkeit des Staatsoberhauptes dem jedesmaligen Zeitbedürfniſſe angemeſſen war; mit ungleich mehr Recht läßt dieſe ſo gläubig-demüthige wie vermeſſene Behauptung auf Rußlands Regentenwechſel im vorigen Jahrhunderte ſich anwenden, weil Schickſal, Willkür, Zufall und Gewalt die durch Peter den Großen feſtgeſtellte Ordnung irrten und umſtießen, und in einer Succeſſion, welche jeder menſchlichen Vorausbeſtimmung ſpottete, die geglaubte

höhere Leitung unzweifelhafter hervortritt. Denken wir im Geiſte die Reihe der ruſſiſchen Gebieter auch nur um Geringes umgeſtellt, ſo müßten wir ein ganz verändertes Reſulat der Geſchichte, ein anderes Rußland gewinnen; hätte z. B. Eliſabeth Petrowna nach Peter II. Tode ihr Thronrecht geltend gemacht und wäre ſie, mit dem gährenden Moſt der erſten Jugend in ihren Adern, Selbſtherrſcherin aller Reuſſen geworden, ſo würde eine orientaliſche Zerfloſſenheit an die Stelle von Formen des Staats und der Geſellſchaft getreten ſein, die bereits einen tüchtigen Anſatz europäiſcher Cultur gewonnen hatten. So aber errang Anna, im geſetzten Alter und gemäßigt in ihren Leidenſchaften, klug und anſtandsvoll in ihrem Betragen, Czarenkrone, und geſtattete in zehnjähriger kräftiger Herrſchaft eine Befeſtigung der modernen Verhältniſſe, welche die ſchlaffe und haltungsloſe Verwaltung im Namen Joan III. zwar wieder lockerte, aber Eliſabeth ſelber, im weibchen Sinne Erbin von Peter's verwerflichen Eigenſchaften, nicht umzureißen vermochte. Gefahr drohete die uneinige, den Kern der beſſern ruſſiſchen Nationalität zerfreſſende Regierung der letzten Sproſſen des Joan'ſchen Zweiges; daß der Grundtypus gerettet und erhalten blieb, war das unleugbare Verdienſt, welches ſich bewußtlos Peter's Tochter um ihr Volk erwarb. Wiederum würde der ſchroffe Gegen-

ſatz des perſönlichen Waltens Peter III., ſeine beleidigenden Umgeſtaltungsplane, ſein Hohn gegen die griechiſche Kirche zerſtörend gewirkt haben, hätte nicht Katharina dem unbeſonnenen Gemahl das Scepter entriſſen und, mit kluger Schonung und bedächtiger Pflege des Nationalen, zugleich die durch Peter I. eingeimpften Kräfte heranbildend, den Staat und das Leben der Ruſſen zu jener Einheit des Urſprünglichen und Fremden erwachſen laſſen, welche kein Einfluß vom Throne herab wiederum in ihre einſt ſo unfügſamen Beſtandtheile zu ſcheiden vermag. Müſſen wir vom allgemein menſchlichen Standpunkt aus uns der Größe und unleugbar fortſchreitenden Bildung Rußlands freuen, abgeſehen von der Beſorgniß des Weſteuropäers, ſo dürfen wir auch verſöhnt auf die Wege blicken, auf welchen das Gewaltige mündig ward; und verſagen wir dem unglücklichen Ausgange des Joan'ſchen Zweiges unſere menſchliche Theilnahme nicht, ſo erkennen wir doch, daß er Würdigerem Platz machte. Beugen wir uns demnach einer höhern Weltordnung, deren Mittel, die letzten Zwecke zu erreichen, mit dem ſittlichen Gefühle unſerer Natur oft nicht in Übereinſtimmung zu bringen ſind.

Wir haben unſere Leſer in einer frühern Darſtellung bis zur Todesſtunde der Kaiſerin Anna Joanowna am $^{17}/_{28}$. October 1740 geführt und dürfen

die Perſonen des politiſchen Ränkeſpiels, deſſen gehäſſigſte Entwickelung jetzt folgt, als bekannt vorausſetzen. Kaum hatte die Fürſtin das Auge geſchloſſen, unter Geſang und leiſem Gemurmel griechiſcher Sterbegebete, als der Herzog von Kurland vor allen Dingen das Siegel auf jenen Juwelenſchrank legte, welcher das koſtbare Pergament verbarg, das ihn zum Regenten Rußlands für die nächſten 17 Jahre erhob. In das geöffnete Sterbezimmer ſtrömte darauf, obgleich in tiefer Nacht, das Hofgefolge unter Jammer und Wehklagen; zumal zerfloß die Prinzeſſin Anna Karlowna in Thränen, und auch Biron ließ es nicht an Zeichen des heftigſten Schmerzes fehlen. Aber alsbald erwachte man aus dem kurzen Zwiſchenreiche; die verſammelten Großen fragten nach dem letzten Willen der Kaiſerin, und Biron wies ſie an die Bewahrerin deſſelben, an die Generalin Uſchakow. In geſpannter Erwartung drängte ſich die Menge dem Generalprocureur, Knjaes Trubetzkoi, welcher die Schrift entſiegelt hatte, zur nächſten Kerze nach; nur der Herzog von Braunſchweig, in verdrießlichem Vorgefühl, daß ihm Nichts beſchieden ſei, blieb hinter dem Stuhle ſeiner Gemahlin im Winkel ſtehen, und geſellte ſich erſt auf Biron's Anfrage, ob nicht auch er das Teſtament der Kaiſerin vernehmen wollte? zu den Übrigen. Als der Procureur dem ſcheinbar geduldigen, fürſtlichen Paare ſein Schickſal vorgeleſen,

zog ſich der Regent, angeblich krank, in ſein Zimmer zurück; die junge Anna und ihr Gemahl begaben ſich in die Nähe der Wiege des jungen Kaiſers zur Ruhe.

In der Frühe des folgenden Tages ſtanden alle Garderegimenter vor dem Sommerpalaſt; den Senatoren, Geiſtlichen und den vornehmſten Staatsdienern verkündigte der Kanzler Graf Oſtermann förmlich den Hintritt der Kaiſerin, las die Einſetzungsacte der Regentſchaft, worauf in der Hofkapelle die Huldigung für Kaiſer Joan III. und dem Herzog als Regenten geleiſtet wurde, und dieſer den Regentſchaftseid in die Hände des Feldmarſchalls Münnich niederlegte. Alle Dinge ſchienen im wünſchenswerthen Einklange; Biron nahm die Complimente der Behörden mit würdevoller gewandter Erwiderung an, und ſuchte zumal das Vertrauen des Senats zu gewinnen, den unter Anna verachtet, er jetzt zur Mitwirkung auffoderte, in nützlichen Vorſchlägen gerade an ihn ſelbſt ſich zu wenden hieß, mit der Erklärung: er würde keinen Günſtling haben und ſeine Thüre ſollte jedem ehrlichen Manne offen ſtehen. In gleicher Weiſe ſprach er ſich dankbar und zutraulich zu dem Feldmarſchall, dem Kanzler und beiden Cabinetsminiſtern, Beſtuſchew und Czerkaskoi aus, welche unter ſeinem Vorſitz die nöthigen Geſchäfte einleiteten, denen er aus Schmerz über den Tod der kaiſerlichen Freundin noch nicht ſich widmen zu können ſchien.

Als auf ſein Geheiß der junge Kaiſer den Winterpalaſt bezogen hatte, wohin die Ältern folgten, — Biron ſelber gedachte bis zum Begräbniſſe Anna's im Sommerpalaſte zu bleiben — beſuchte er noch an demſelben Tage jenes um ſo reiche Erwartungen getäuſchte Paar. Die Mutter Joan's, eingeſchüchtert und beklommen, verhüllte ihren Unmuth unter Dankſagung für übernommene Bürde, gelobte ein freundliches Einverſtändniß, ſowie jede böswillige Mittheilung, welche den Samen des Unfriedens ausſtreuen könnte, unmittelbar dem Herzoge kund zu thun. Auf ihren Wunſch, einen eignen Hofſtaat zu bilden, da ſie früher Alles mit dem kaiſerlichen Hofe gemeinſchaftlich gehabt, ließ der Regent durch die Cabinetsminiſter ihr die Summe von 200,000 Rubeln jährlich zuſichern, und machte darauf auch der Ceſarewna Eliſabeth ſeine Aufwartung, der er mit kluger Vorſicht gleichfalls eine Penſion von 500,000 Rubeln antrug. Der Senat, geſchmeichelt durch den Schein wiedererlangten Anſehens, indem Biron verſchiedenen Sitzungen beiwohnte, erbot ſich, ihm ein jährliches Einkommen von 500,000 Rubeln auszumachen, mit dem Titel kaiſerliche Hoheit, den er jedoch ablehnte, bis auch dem Prinzen Anton Ulrich eine gleiche Ehre beigelegt ſei.

So vergingen die erſten Tage ſtill, während jedoch ſchon in den Gemüthern der Vornehmen, zu-

mal der Garden, bedenkliche Sinnesänderung ſich ankündigte. Alle hatten die Regentſchaft in einer Art von Betäubung gebilligt, um wenigſtens fürs Erſte beim Wechſel der Regierung ein Abkommen mit den dringenden Zeitumſtänden zu finden; nur Wenige meinten es ehrlich mit der kurländiſchen Familie. Jetzt nun, da ein gemeinſamer Entſchluß ſich thatſächlich geltend machte und ein gehaßter Ausländer niedriger Herkunft mit der Fülle ausübender Gewalt bekleidet war, erwachte man zu ernſtlicher Überlegung, und Nationalſtolz wie Privatintereſſen erſchraken vor der Ausſicht, den Staat 17 Jahre hindurch der Willkür eines harten, habſüchtigen Fremden hingegeben zu wiſſen, welcher dem Reiche bereits während ſeiner Günſtlingsherrſchaft mehre Millionen gekoſtet hatte. So entſpannen ſich gleichzeitig in verſchiedenen Kreiſen der Geſellſchaft gefährliche Plane, die, erſt getrennt von einander und unterdrückt, dann ſich um die Anſprüche der zurückgeſetzten kaiſerlichen Ältern einigten, und nachdem ſie die Kraft der Ausführung in dem Feldmarſchall Münnich gefunden hatten, plötzlich mit dem Sturze des Regenten endigten. — Biron, der Unſicherheit ſeiner Stellung wohl kundig, wachte ſorgſam über jede Bewegung, hoffte jedoch allen Verſuchen mit Gewalt begegnen zu können, da er der Garden gewiß zu ſein glaubte, indem ſeine eifrigen Anhänger Uſchakow das Semenow'ſche Regi-

ment, ſein Bruder Guſtav das Jsmailow'ſche, ſein Sohn Peter die Garde zu Pferde commandirte, und auch der Major der Preobraſchenskiſchen, Albrecht, als Beobachter ſeines Chefs Münnich, ihm dienſtbar war.

Aber ſchon am Abende des erſten Tages der Regentſchaft meldete der Miniſter Beſtuſchew, daß Offiziere der beiden alten Regimenter zu Gunſten der Rechte der kaiſerlichen Ältern gefährliche Reden geführt hätten. Münnich erbot ſich zur Unterſuchung, und es ergab ſich gleich darauf aus einer Anzeige Czerkaskoi's, daß eine Verſchwörung im Werke ſei, deren letzte Fäden auf den Vater des Kaiſers zurückliefen. Biron ſäumte nicht, die Angeſchuldigten zu verhaften und auf die Citadelle führen zu laſſen; unter der Folter bekannten ſie ſich aber nur zu unzufriedener Converſation über die gegenwärtigen Verhältniſſe. Der Beunruhigte ließ nicht ab von weitern Nachforſchungen und kam durch neue Verhaftungen, welche ſchonungslos aufeinander folgten, einem verzweigten Anſchlage auf die Spur. Als Leiter der Intriguen ſtieß man zunächſt auf den Senator, wirklichen Geheimenrath Grafen Michajl Golowkin, deſſen Frau, eine geborene Fürſtin Romadanowska, mit dem kaiſerlichen Hauſe nahe verwandt war. Schon während der Regierung der Kaiſerin Anna misvergnügt mit der Allgewalt Biron's, hatte er jetzt,

jedoch ohne Beſonnenheit und Energie, dem Plane ſich hingegeben, den Regenten zu ſtürzen. Nachdem er ſeine Klagen über die verletzten Rechte der Prinzeſſin einigen vertrauten Gardeoffizieren mitgetheilt und dieſe ihn der Bereitwilligkeit ihrer Kameraden verſichert, kam man zu einem ähnlichen Staatsſtreich überein, als welcher vor 10 Jahren die Kaiſerin Anna zur Unumſchränktheit erhob. Es ſollten nämlich die Treugeſinnten in großer Zahl an einem feſtgeſetzten Tage die Prinzeſſin fußfällig bitten, Rußland von dem verhaßten Regenten zu befreien und während der Minderjährigkeit Joan's die Regierung ſelbſt zu übernehmen. Golowkin, zu furchtſam zur Stelle des Anführers, ſchlug unvorſichtig den Miniſter Czerkaskoi vor, weil dieſer damals, an der Spitze des niedern Adels, die Regierungsumänderung durchgeſetzt hatte. Einige verabſchiedete Offiziere brachten darauf dieſes Anſinnen vor den Miniſter, welcher in ſeiner gewöhnlichen Indolenz das Vorhaben anhörte, billigte, die Vermittler aber folgenden Tages zu ſich beſchied, weil heute ihn Geſchäfte drängten. Ungeſäumt fuhr er nach ihrer Entfernung zum Regenten und entdeckte ihm den ganzen Plan. In zwei Stunden waren die Offiziere, die unterdeſſen auch beim Prinzen Anton Ulrich geweſen, verhaftet; von dem Präſidenten der geheimen Kanzlei Uſchakow und dem Generalprocureur Trubetzkoi befragt, ſagten ſie aber

auch unter der Folter nichts auf Golowkin aus, bezeichneten dagegen den ruſſiſchen Secretair Anton Ulrich's und der Prinzeſſin, Grammatin, als Mitſchuldigen. Ehe man deſſelben ſich bemächtigen konnte, war der Regent, um ſeine Furchtloſigkeit zu zeigen und zugleich um den unentſchloſſenen, zu dergleichen Dingen unfähigen Prinzen zu entwaffnen, zu ihm gegangen, hatte ihm offen, „wie es ihre beiderſeitige Freundſchaft und ihr Wohl verlange", zu verſtehen gegeben, daß er um die verbrecheriſchen Umtriebe wiſſe, und ihn auf die gefährlichen Folgen derſelben aufmerkſam gemacht. In ſeiner trotzigen, unüberlegten Weiſe erwiderte Anton Ulrich, „wie die Dinge auch gingen, liefen ſie auf ein Blutbad hinaus". Als der Prinz bei ſo unbeſtimmten, ablehnenden Reden beharrte, nur verſicherte, nicht der Anfänger von Gewaltthätigkeiten ſein zu wollen, entſpann ſich ein heftiger Wortwechſel, in welchem Anton Ulrich ohne Rückhalt über das Teſtament der Kaiſerin ſich ausſprach und die Unterzeichnung deſſelben leugnete. Biron dagegen berief ſich auf Oſtermann, hob des Teſtamentes Wichtigkeit für die Rechte des Thronfolgers hervor und warnte den Prinzen, nicht zu ſicher ſeiner Lage zu vertrauen, auf Eliſabeth Petrowna's Anſprüche hindeutend. Dadurch aufgeſchreckt, verlangte der Prinz die Entlaſſung der alten Offiziere und Soldaten, welche noch dem Hauſe Peter's an-

hingen, was der Regent als gefahrbringend ablehnte, weil nicht allein in den alten Soldaten, ſondern in den Herzen aller Unterthanen das Andenken des Czaren lebe. Nach ſo unerfreulichen, unglückweiſſagenden Erörterungen, welche den Bruch der Gemüther ans Licht ſtellten, entfernte ſich der Regent; wenigſtens zufriedengeſtellt mit der Verſicherung des Prinzen, daß ſeine Gemahlin nichts um dieſe Dinge wüßte, theilte er deſſelben Tages den Cabinetsminiſtern den Inhalt jenes Geſprächs mit. Wie man noch darüber ſich berieth, meldete der Kammerherr von Mengden, daß die Prinzeſſin Anna jenen Grammatin, „deſſen Verhalten ihr verdächtig vorkomme“, zur Befragung ſchicke. Wirklich hatte die Mutter des Kaiſers dieſen auffallenden Schritt gethan, um den Argwohn von ſich abzulenken. Unter der Knute geſtand Grammatin einen zweiten Anſchlag, welcher mit dem erſtern nicht zuſammengriff, aber noch tumultuariſcher war, und nannte den Adjutanten des Prinzen und den Cabinetsſecretair Andrej Jakobleff als Mitwiſſer. Der Erſte bekannte, zur Aufregung des Volks beſtimmt zu ſein, damit Anton Ulrich in dem Augenblicke der Wachtablöſung ſich an der Spitze der Aufrührer zeigen, Alles niedermachen, was Widerſtand wage, und ſich dann zur erſten Perſon nächſt dem Kaiſer ausrufen ließe. Schon am Abende des Sterbetages der Kaiſerin hätte man zur Ausführung

ſchreiten wollen; aber Kayſerling, der wolfenbüttelſche Geheimerath, ſei dawider geweſen, unter dem Vorwande, der Herzog müſſe erſt ſuchen Generaliſſimus zu werden. Doch hatte Grammatin ſich erſt Einem Capitain der Garde anvertraut, dem Knjäſen Putjatine, der ſeinerſeits auf der Folter drei Offiziere des Semenow'ſchen Regiments als Geworbene angab.

Biron ermaß aus dieſen Bekenntniſſen, welche Uſchakow's Strenge zu erzwingen verſtand, in welchem Grade ſeine Herrſchaft verhaßt ſei, und beſchloß deshalb durch öffentliche Anklage des Prinzen zu entſcheidenden Schritten Anlaß zu ſuchen. Noch an demſelben Abende wurden alle Glieder der zwei erſten Rangclaſſen berufen und in Gegenwart der Feldmarſchälle Trubetzkoi und Münnich, der Generale Uſchakow und Czernikow, des Admirals Gollowin, des Oberſtallmeiſters Kurakin und anderer Großen legte der Regent in deutſcher Sprache den Vorgang dar, welchen der Staatsrath von Brevern ins Ruſſiſche übertrug. Alle äußerten ſich mit Beſtürzung über dieſe Frevel, und ſelbſt die Prinzeſſin Anna, welche hinzugekommen, gab Unwillen über das Betragen ihres Gemahls zu erkennen, „um welches ſie jedoch keine Kenntniß zu haben verſicherte". Während die Prinzeß ging, mit ihrem Gemahle zu ſprechen, hatte der Geheimerath Kayſerling einen ſchweren Stand, indem er anfangs ſeines Prinzen Benehmen entſchul-

digte und den vorgehaltenen trotzigen Äußerungen auf gekünſtelte Weiſe eine beſſere Deutung zu geben ſuchte. Aufgebracht über dieſe Künſte, rief der Regent bitter, man brauche hier keine Advocatenſtreiche, ſagte, im Zimmer auf- und niedergehend: Bin ich ein Giftmiſcher oder trachte ich nach Krone und Scepter? und trat dann in ſein Cabinet ab mit der Weiſung: der Geheimerath ſolle den Prinzen herbeiführen. Der Diener, mit der Unfähigkeit ſeines Herrn in ſolchen Lagen bekannt, machte Einwendungen, fügte ſich aber, da der Oberhofmarſchall Löwenwolde und andere Herren verſicherten, dem Prinzen werde nichts Nachtheiliges widerfahren, „es ſei jedoch nöthig, die Misverſtändniſſe kurz abzumachen". Kayſerling ging und ſuchte ſeinen Herrn auf die Unterredung vorzubereiten; doch Anton Ulrich, beſtürzt und verzagt, erklärte ſogleich bei ſeinem Eintritte in die Verſammlung: „er wolle alle ſeine Ämter niederlegen". Biron, im Siege, erwiderte, „er habe ihm dieſelben nicht ertheilt, wolle ſie ihm auch nicht nehmen; es handle ſich aber um die Ruhe des Reichs, und er habe deshalb den Anweſenden ihr heutiges Geſpräch nicht vorenthalten dürfen". Darauf wiederholte er den Inhalt deſſelben, verband damit die Ausſagen Grammatin's, und ſchalt den Prinzen einen Undankbaren, Blutdürſtigen, welcher ſich und ſeinen Sohn, falls er die Regierung erhalten, unglücklich machen

würde. Anton Ulrich, in ſeiner Seelenbedrängniß, wagte nicht das Einzelne zu leugnen, beharrte aber dabei, nichts Feindliches zu bezwecken, und legte im ſteigenden Wortwechſel von ungefähr ſeine Linke an das Gefäß ſeines Degens. Der Regent, ermuthigt durch das Gemurmel der Umſtehenden, ſeiner eifrigſten Anhänger, erkannte in dieſer Geberde eine Herausfoderung, klopfte gleichfalls an ſeinen Degen und ſagte, „er ſei bereit, auch auf dieſe Weiſe den Streit zu ſchlichten". Der Kleinmuth des Prinzen ſtieg aufs Höchſte, als Uſchakow, nahe an ihn herantretend, ihm ins Geſicht ſagte: „Ob er ſie für fähig halte, ſich zu einem Blutbade, dergleichen man nie unter ihnen gehört, herzugeben? Ob er ſo ihre Dienſte belohnen wolle? Obgleich Vater des Kaiſers, ſolle er wiſſen, er, Uſchakow, ſei der älteſte Oberſtlieutenant der Garden, über welche der Prinz nach Gefallen verfügen zu können meine; er ſolle von dieſem Wahne ablaſſen und glauben, daß er ſeinerſeits nie aufhören werde, ein ehrlicher Mann zu ſein." Anton Ulrich traten, wie er ſo hart zurechtgewieſen wurde und er keinen Freund in der Nähe ſah, wie ſelbſt Münnich ihn bedeutete, ſich ſolcher Gedanken zu entſchlagen, die Thränen in die Augen; er verwünſchte Diejenigen, welche ihn verleitet hätten, und ging in ſeiner traurigen Rolle ſo weit, daß er die Verſammlung um Verzeihung bat und eidlich verſprach, ſich jedes Beſorgniß

erregenden Schrittes zu enthalten. So ſchien die Sache noch einmal beigelegt und die Gegenwärtigen unterſchrieben den erneuten Vertrag des guten Einverſtändniſſes.

Aber der Regent hatte ſeinem Rechte eine zu weite Ausdehnung gegeben, die kaiſerlichen Ältern zu tief gedemüthiget und die Geſinnung der Gegner zu klar durchſchaut, als daß er dem erzwungenen Frieden trauen durfte. In ſeinem beunruhigten Gemüthe reifte der Entſchluß, um ſeine Würde zu behaupten, die Aufrechthaltung der Joan'ſchen Linie aufzugeben und ſich an Eliſabeth Petrowna zu lehnen, deren Wohlwollen er wegen früherer Verdienſte verſichert war. Um des läſtigen Prinzen von Braunſchweig fürs Erſte loszuwerden, ließ er ihm ſchon andern Tages durch den Geheimenrath Münnich, Bruder des Feldmarſchalls, andeuten, „er würde, um Verträuen zu erwecken, wohl thun, auf ſeine Charge als Generallieutenant und Oberſtlieutenant der Garden und Kuiraſſiere zu verzichten". Der Prinz folgte der Weiſung ohne Anſtand und bat ſelbſt in einem Briefe an den Regenten um ſeine Entlaſſung, welche unverzüglich den Regimentern in Petersburg bekannt gemacht wurde. Um den Weichenden vollends zu vernichten, ertheilte man ihm den Rath, ſich eine Zeit lang den Augen der Hauptſtadt zu entziehen, weil die Erbitterung des Volkes über die durch ihn veranlaßten Verhaftungen Beleidigungen ſeiner Perſon beſorgen ließe.

Jetzt, da er die Mittelperſonen beider Verſchwörungen in ſeiner Gewalt hatte, der Vater des Kaiſers aus dem Felde geſchlagen, die Mutter deſſelben durch drohende Äußerungen ſo in Furcht gejagt war, daß ſie beim Eintritt des gehaßten Mannes in ihrem Zimmer zitterte, athmete Biron freier, und betrieb in ſeiner kurzen Regentſchaft die innern und äußern Angelegenheiten des Reiches mit Eifer, freilich mehr im perſönlichen Intereſſe, als mit Rückſicht auf das allgemeine Wohl. So erließ er, um die Unterthanen geneigt zu machen, vier Monate von der Kopfſteuer, wie ſchon vor einigen Tagen Verbrecher freigegeben und allerlei Gnaden ertheilt waren. Aber Gefahr droheten ſeine politiſchen Maßregeln dem Staate. Sieben Tage vor der Kaiſerin Anna war Karl VI., der letzte Habsburger, geſtorben und Europa in lauernder Bewegung, ob die zunächſt betheiligten Mächte die Verbürgung der öſtreichiſchen Erbſchaft halten würden. Die Kunde vom Tode des Herrſchers gelangte grade während des Antritts der Regentſchaft nach St.-Petersburg, und man war geſpannt auf eie erſte politiſche Äußerung Rußlands, deſſen verſtorbene Herrin die pragmatiſche Sanction anerkannt hatte. Biron war dem jungen Könige von Preußen, deſſen Streben ſelbſt in ſo kurzer Zeit die Aufmerkſamkeit der Nachbarſtaaten erregte, als Kronprinzen befreundet geweſen; wiſſen wir doch, daß

er dem Geldbedürftigen in großer Noth Summen vorgeſtreckt; jetzt aber konnte ſelbſt eine ruhig zuſchauende Politik Rußlands ſich nicht mit der perſönlichen Sicherheit des Regenten vertragen, da er im königlichen Schwager des verdrängten Herzogs von Braunſchweig einen Feind erblickte und Selbſterhaltung gebot, Friedrich's Plane zu erſchweren. Wie weit ſich demnach Biron in den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg eingelaſſen haben würde, iſt bei der kurzen Dauer ſeiner Staatsverwaltung nicht abzuſehen; Münnich ſetzte feindſelige Geſinnung gegen Friedrich voraus und verſicherte, daß neue Maßregeln mit dem Hof zu Wien eingeleitet worden ſeien. Andrerſeits jedoch hat man nach dem Falle des Regenten einen Tractat des ruſſiſchen Hofes gefunden, kraft deſſen Rußland die Anſprüche der Kurfürſtin von Sachſen verbürgte, wofür Auguſt dem Herzoge und ſeinen Erben den ruhigen Beſitz von Kurland verhieß. Beide politiſche Vorſpiele, wenn ſie ſtatt fanden, waren ohne alle Folgen, und man möchte eine thatſächliche Einmiſchung des Regenten in die wirren Händel Europas um ſo eher bezweifeln, da er zuvörderſt die eigne Geltung im Auge hatte. Eine Annäherung an Eliſabeth Petrowna, in ernſtlicher Abſicht oder nur um durch Hindeutung auf einen möglichen Thronwechſel die Joan'ſche Linie von neuen Anſchlägen abzuſchrecken, trat unleugbar ein. Biron verweilte bei der Ceſa-

rewna oft mehre Stunden, und ihm ſollen, nach Manſtein's Bericht, einmal vor mehren Zeugen die Worte entfallen ſein: „daß, wenn Anna Karlowna Zwietracht anſtifte, er ſie mit ihrem Gemahle nach Deutſchland ſchicken und den Herzog von Holſtein, Eliſabeth's Neffen, herbeiholen würde". — So locker ſaß auf dem Haupte des kaiſerlichen Kindes die Krone ſchon um die Zeit, als ein ſchweres goldenes Schauſtück eben geprägt war, deſſen eine Seite das freundliches Bild der Kaiſerin Anna, die andere ſie auf Wolken zur Sonne aufſchwebend und mit der Rechten dem Säuglinge die Krone aufſetzend zeigte und die unantaſtbar verbürgten Anſprüche Joan III. im ſchönſten Symbol darſtellte. So beſtärkte ſich denn der früher erregte Glaube, der maßlos Ehrgeizige ginge darauf aus, um ſeiner Nachkommenſchaft den ruſſiſchen Thron zu verſchaffen, Peter's Tochter mit ſeinem Erbprinzen Peter zu vermählen und zugleich ſeine Tochter dem Enkel Peter's zur Gemahlin zu geben. Wenigſtens bezweckten Biron's eigene Äußerungen das ängſtliche Gefühl der Unſicherheit in den kaiſerlichen Ältern zu erhalten, als ihm der Baron Mengden beſtürzt die Nachricht brachte, Eliſabeth habe mehren Perſonen das zeither ſorgfältig verſteckte Bild des jungen Herzogs von Holſtein gezeigt und deſſen vielverſprechenden Charakter geprieſen, auch Münnich, im Ernſte bedenklich, ihn auffoderte, ſo

gefährliche Hindeutung der Prinzeſſin zu verbieten, erwiderte Biron ganz unbefangen, „Jedermann könne das Bildniß ſeiner Verwandten beſitzen und er dieſes Recht nicht der Tochter Peter's unterſagen". Ebenſo wenig zeigte der Regent Unruhe, als Münnich ihm die Zuſammenkünfte Eliſabeth's mit dem franzöſiſchen Geſandten hinterbrachte; er halte dieſen Umſtand für unbedeutend, zumal die Ceſarewna eine hinlängliche Stütze an der Zuneigung des geſammten Volkes beſäße. Auf die Bemerkung des Feldmarſchalls, daß man des Heeres wenigſtens ſicher ſei, erhob Biron die Liebe, in welcher Peter's Tochter auch bei den Soldaten ſtände, und nahm ſogar das Regiment Preobraſchensk, welches Münnich in Perſon befehligte, nicht aus. Möglich iſt, daß der Regent nach ſeinem Sturze, als er die Gunſt der zur Kaiſerin Erhobenen gewinnen wollte, ſolche Geſtändniſſe niederſchrieb, welche des Feldmarſchalls, ſeines Verderbers, Unglück ſteigerten; darauf deutet mindeſtens ſein vorgebliches Erſchrecken, als Münnich rieth, zur Sicherheit der herrſchenden Dynaſtie die Eliſabeth in ein Kloſter zu ſperren, „wenn auch nur für einige Jahre", wie der Rathgeber, einlenkend, hinzugeſetzt haben ſoll. Auf welchem Grunde auch das Einverſtändniß Biron's mit Eliſabeth eingeleitet war, ſo viel ſteht feſt, daß die Ältern des Kaiſers in fortdauernder Furcht und Unruhe lebten. Täglich beſorgte man am Hofe,

Digitized by Google

Beide würden nach Deutſchland zurückgeſchickt oder mit kärglicher Penſion in irgend eine entlegene Provinzialſtadt verwieſen werden, als der Feldmarſchall, eintretend, durch Argliſt und Energie einem ſo bangen Zuſtande ein Ende machte.

Wir wiſſen, daß Münnich Biron's Regentſchaft in der Hoffnung eifrig betrieben hatte, der Herzog werde nur den Titel, er aber alle Gewalt in Händen haben. Sein nie befriedigter Ehrgeiz hatte ſich mit der Leitung der höchſten Staatsgeſchäfte und der Würde des Generaliſſimus geſchmeichelt, und jetzt ſah er ſich getäuſcht, da der Erhobene ſeinen Mann nur zu gut kannte, um jene ungeheure Gewalt in deſſen Hände zu legen. Als daher Münnich auf ſein Geſuch ablehnende Antwort erhielt, wandte der Falſche ſich zur Gegenpartei und benutzte klüglich den Umſtand, daß ihn Biron unvorſichtig zum Überbringer böſer Botſchaft an die kaiſerlichen Ältern gebrauchte. So war er es geweſen, welcher des Prinzen Verzichtung auf ſeine Kriegswürden perſönlich betrieben, und er verſtand jetzt durch Blicke und Worte der Theilnahme Vertrauen bei dem verlaſſenen braunſchweigiſchen Paare zu erwecken. Nach einem Berichte von guter Hand, welchen unſer Gewährsmann wahrſcheinlich aus dem wolfenbüttelſchen Archive ſchöpfte, begünſtigte jener geheimnißvolle Herr von D., den wir ſchon während der Freierſchaft des jungen Prinzen als treuen Freund

deſſelben erkannt haben, ein aufkeimendes günſtiges Verhältniß Münnich's zu Anton Ulrich, indem er des Regenten Eiferſucht gegen den Feldmarſchall, ſowie die Furcht dieſes wach erhielt. Mußte doch Münnich ſelbſt deshalb auf ſeiner Hut gegen Biron ſein, weil er ſich in ſeinen feindlichen Planen gegen Eliſabeth zu offen herausgelaſſen hatte und Alles auf dem Spiele ſtand, falls bei einem gänzlichen Umſchwunge der Dinge Biron Peter's Tochter, die dem Kloſter Beſtimmte, auf den Thron hob. So löſete ſich denn im Stillen das ſchon lockere Band zwiſchen Beiden und Münnich fand auf Anrathen des Herrn v. D. eine zutrauliche Aufnahme auch bei der Prinzeſſin Anna, daß ſie ſelbſt den Überbringer kränkender Mittheilungen nicht ungern ſah. Einige Tage vor der Kataſtrophe ſprach ſie ſich rückhaltsloſer aus, klagte mit Thränen über die harte Begegnung, die ihr widerführe, und fügte hinzu, daß ſie ſich mit ihrer Familie nach Deutſchland zu begeben gedächte, weil, ſo lange Biron herrſche, ſie doch nur Beleidigungen zu erwarten habe. Solcher Mittheilung hatte Münnich geharrt, um den Schlag auszuführen, über welchen ſeine Seele brütete. Mit Wärme ſtellte er ihr die Gefahr ihres Hauſes und aller treuen Diener unter Biron's längerer Regentſchaft vor; durch einen Artikel des Teſtaments der verſtorbenen Kaiſerin ſei er angewieſen, ſich achtungsvoll gegen die Ältern Joan's zu

bezeigen, die er unaufhörlich mishandele und gar zu unterdrücken ſuche. Nach einer andern Beſtimmung ſolle er mit den Miniſtern die Fähigkeit des Fürſten, wenn er das 17. Jahr erreicht hätte, prüfen, ob er im Stande ſei, die Regierung zu übernehmen; man könne nicht zweifeln, daß Ehrfurcht Biron verleiten werde, den rechtmäßigen Throninhaber für blödſinnig zu erklären, um ſeinem Geſchlechte den Weg zur Krone zu bahnen. Als der Feldmarſchall unter ſo ermuthigenden Reden der furchtſamen Prinzeſſin ſich zu Füßen warf, bereit, ſie von der Tyrannei des Regenten zu befreien, wenn ſie die Gewalt, ihn zu verhaften, in ſeine Hände legte, nahm die Mutter mit Freuden das Anerbieten des rettenden Helden an, weigerte ſich aber, in weiblicher Bangigkeit, perſönlich an der Spitze von Soldaten das Wagſtück ausführen zu helfen. So ſchied man unter vorläufiger Verabredung, und die geängſtete Fürſtin verſprach, den Anſchlag ſelbſt ihrem Gemahle zu verhehlen.

Um ſo mehr bedurfte es peinlicher Vorſicht, als der Regent ſchon auf die häufigen Beſuche des Feldmarſchalls im Winterpalaſt aufmerkſam geworden war, und dieſer mußte ſeine unübertroffene Meiſterſchaft in der Verſtellung aufbieten, um durch die Zeichen der wärmſten Anhänglichkeit den leiſe ſchlummernden Argwohn zu beſchwichtigen. Der Regent ſeinerſeits behandelte den Feldmarſchall mit hoher Achtung, lud ihn

häufig zur Tafel und unterhielt ſich mit ihm vor wenigen Zeugen oft noch bis in die ſpäte Nacht. Am 8/19 November 1740 Vormittags vor der entſcheidenden Nacht, als Münnich die Maßregeln bei der Prinzeſſin beſprochen, gerieth Biron in nicht geringe Unruhe, wie er, mit Anton Ulrich, dem Unſchädlichen, auf der Reitbahn nahe am Winterpalaſte verweilend, den Wagen des Feldmarſchalls vor demſelben halten und Münnich unſchlüſſig ihm ausweichen ſah. Stutziger geworden, eilte Biron unmittelbar darauf zu ſeinem Bruder Guſtav zu einer 2 Stunden langen Unterredung. Deſſenungeachtet ſtellte ſich Münnich unbefangen zur Tafel des Regenten ein und nahm auch die Einladung, zu Abend wiederzukommen, an, obgleich er aus hingeworfenen Reden merkte, daß er vor einem plötzlichen Streiche nicht ſicher ſei. Dieſer Argwohn zeitigte den Entſchluß, noch beſtärkt durch Biron's Benehmen an jenem Abende. Unruhig nachdenkend wechſelte der Regent oft den Gegenſtand der Unterhaltung und fragte mit einer raſchen Wendung: „Herr Marſchall, haben Sie auf Ihren Feldzügen niemals etwas Wichtiges zur Nachtzeit unternommen?“ Münnich, betroffen über dieſe unerwartete Frage, in Sorge, ſeine Abſicht ſei erſpäht, faßte ſich jedoch augenblicklich und antwortete leichthin, „er erinnere ſich nicht, Nachts etwas Außerordentliches ausgeführt zu haben; aber ſein Grundſatz ſei, ſich jeder

günſtigen Gelegenheit zu bemächtigen." Um 11 Uhr ſchieden ſie voneinander und ſahen ſich erſt nach 21 Jahren wieder, beide als hochbejahrte Greiſe, rückkehrend aus langer Verbannung, als Gnade ſuchende Unterthanen vor dem Herrſcher einer fremden Linie.

Münnich entfernte ſich, entſchloſſen, keinen Augenblick zu verlieren, um nicht der Unterliegende zu ſein. Biron legte ſich nieder mit dem Gedanken, jeden Verdächtigen zu entfernen, und, um ſich auf der von Feinden umſtellten Höhe zu behaupten, Peter's Nachkommen zu erheben. Aber noch lag im Palaſte die Leiche ſeiner Wohlthäterin unbeſtattet; eine löbliche Scheu hielt ihn ab, vor der feierlichen Beiſetzung den ihm anvertrauten Neffen Anna's zu verdrängen.

Nach Hauſe zurückgekehrt, beſchied Münnich ſeinen Generaladjutanten, den Oberſtlieutenant v. Manſtein, in der Frühe des folgenden Tages zu ſich. Chriſtoph Hermann von Manſtein, aus einem alten im Herzogthume Preußen angeſeſſenen Geſchlechte, war in Rußland am 1. September 1711 geboren, wo ſchon ſein Vater unter Peter ſich ausgezeichnet hatte. Im Cadettenhauſe zu Berlin erzogen und im preußiſchen Heere bis zum Lieutenant geſtiegen, war der jüngere Manſtein auf einer Reiſe in ſein Geburtsland durch die Kaiſerin Anna ſelbſt im Jahre 1736 eingeladen worden in ihre Dienſte zu treten. Groß von Geſtalt, braun von Geſicht, mit dunkeln Augen, ſtark

und abgehärtet, hatte er, als Hauptmann des petersburger Grenadierregiments, im großen Türkenkriege unter Münnich's Auge ſich hervorgethan. Bei dem Angriffe auf die Linie von Perekop hatte er ſich die Erlaubniß erbeten, einen wohlvertheidigten Thurm zu erſtürmen und, obgleich verwundet, das Wageſtück ruhmvoll ausgeführt. Nach dem Frieden in die Hauptſtadt zurückgekehrt, war er zum erſten Adjutanten des Feldmarſchalls befördert worden, und empfing jetzt als Vertrauter deſſelben einen Auftrag, welcher der kühnſten Entſchloſſenheit bedurfte, weil, mislang er, Marter und Galgen des Werkzeuges harrten.

Um 2 Uhr Morgens, am 20. November, begab er ſich zum Feldmarſchall und beide fuhren in den Winterpalaſt. Durch eine abſichtlich offen gelaſſene Hinterthür traten ſie ein und weckten Fräulein Juliane von Mengden, die Vertraute der Prinzeſſin Anna und Schweſter des Schwiegerſohnes des Feldmarſchalls. Sobald ihr Münnich den Anlaß ſeines nächtlichen Beſuches gemeldet hatte, eilte ſie zur Gebieterin, welche mit ihrem Gemahle in Einem Zimmer ſchlief. Dieſer, nicht eingeweiht in das Geheimniß, erwachte und wurde bedeutet, ſich nicht zu beunruhigen; „ſie befände ſich unwohl und würde ſogleich wiederkommen." Nach einer kurzen Unterredung mit dem Feldmarſchall, als die Zitternde, von der Dringlichkeit der Umſtände unterrichtet, nicht dahin zu ver-

mögen war, ſich an die Spitze der Männer zu ſtellen, rief Manſtein die Offiziere der Palaſtwache, welche grade das Preobraſchensfiſche Regiment bezogen hatte, herauf. Dieſen, die Hand zum Kuſſe reichend, erzählte die Prinzeſſin unter Thränen in wenigen Worten die Behandlung, welche ſie mit ihrem Hauſe vom Regenten zu erfahren habe; „ſie könne dieſe Unwürdigkeiten nicht länger erdulden, und, entſchloſſen ſich ſeiner zu bemächtigen, habe ſie dem Marſchall den Auftrag gegeben, für welchen ſie den Beiſtand aller braven Offiziere erwarte. Ohne einen Augenblick ſich zu beſinnen, gelobten alle Gehorſam und unverbrüchliche Treue, und umarmt von der ſchönen weinenden Frau, ſtiegen ſie zur Wache hinab, welche ins Gewehr trat und einmüthig verſprach, dem Feldmarſchall überallhin zu folgen. Vierzig Männer blieben bei der Fahne zurück; die übrigen achtzig verſuchten Krieger zogen mit Münnich und Manſtein durch die ſchweigende Straße zum Sommerpalaſt. Zweihundert Schritte vor der Wache deſſelben machte man Halt; Manſtein rief die Offiziere zum Feldmarſchall und auf die Kunde, was im Werke ſei, erboten auch ſie ſich mit ihrer Mannſchaft zur thätigen Beihülfe. Auf Münnich's Anordnung drang ſodann Manſtein mit zwanzig Soldaten in den Palaſt, den Herzog zu verhaften, oder im Falle des Widerſtandes ohne Gnade niederzuſtoßen. Um Geräuſch zu vermeiden, ließ der Behutſame ſei-

nen kleinen Haufen aus der Ferne folgen; er ſelbſt drang ohne Abwehr durch alle Schildwachen, weil man ihn wohl kannte und wähnte, er ginge in wichtigen Angelegenheiten zum Regenten. Am Ende einiger Gemächer ſah ſich Manſtein plötzlich in großer Verlegenheit: er kannte das Schlafzimmer des Herzogs nicht, und durfte nicht fragen. Nach kurzem Beſinnen vorwärtsſchreitend, in der Hoffnung, das geſuchte endlich zu finden, ſtieß er auf eine verſchloſſene Thüre; es war aber glücklicherweiſe eine Flügelthüre, welche nachgab, da die Riegel oben und unten nicht zugeſchoben waren. In einem großen Bette lag der Herzog und ſeine Gemahlin in ſo tiefem Schlummer, daß ſelbſt das Geräuſch der aufgeſprengten Thüre ſie nicht erweckte. Manſtein öffnete die Vorhänge und rief laut: wo iſt der Regent! Da erwachten Beide mit Entſetzen und begannen aus allen Kräften zu ſchreien. Auf der zuerſt zugänglichen Seite erblickte Manſtein die Herzogin; der Gemahl ſtürzte von der andern Seite aus dem Bette heraus und zur Erde, Wache rufend und wie vor Mörderfäuſten ſich verſteckend. Schnell warf ſich der Adjutant über ihn und umklammerte ihn, bis die Grenadiere eintraten. Auch da noch verſuchte der Wehrloſe ſich loszureißen, ſchlug wüthend um ſich, ſodaß die Soldaten ihn mit Kolben ſtießen, niederwarfen, ein Tuch in den Mund ſteckten und ihn nackt, die Hände mit einer Offizier-

ſchärpe gebunden, in die Wachtſtube ſchleppten. Dort nun bedeckte man ihn — es war eine ſchneekalte Nacht — mit einem Soldatenmantel und brachte ihn in den Wagen des Marſchalls. Wol mochten des Gefeſſelten Blicke, Hülfe beſchwörend, über das düſter erleuchtete Gemach hingleiten, in welchem Anna, einſt ſeine großmüthige Schützerin, im Sarge lag! Ein Offizier ſetzte ſich neben ihn; Soldaten umgaben den Wagen, und ſo führte man die Beute in den Winterpalaſt. Während alle Hände ſich mit dem Regenten beſchäftigten, lief die treue Gattin deſſelben im Hemde aus dem Palaſt und verfolgte mit Jammergeſchrei ihren Gemahl bis auf die winterliche Straße. Ein Soldat packte ſie beim Arme, führte ſie zu Manſtein und fragte, was man mit ihr machen ſolle? Auf deſſen Befehl, ſie in den Palaſt zurückzubringen, wollte ſich der Soldat nicht dieſe Mühe geben, warf ſie in den Schnee und ging ſeines Weges. Da lag die Stolze, vor der kurz vorher ſich Alles gebeugt hatte, die perlengeſtickte Sammetroben vom Werthe einer halben Million Rubel beſaß, in einem mitleiderregenden Zuſtande, faſt nackt, zitternd vor Kälte, noch mehr über das Geſchick ihres Gatten, bis der wachthabende Hauptmann ſie auffand und eingehüllt in ihr Gemach zurückführte.

Unterdeß der Marſchall in Perſon den Regenten geleitete, eilte Manſtein zu dem nicht geringern Wage-

ſtück, den jüngern Bruder des Herzogs, Guſtav, zu verhaften, den Oberſtlieutenant des Ismaliow'ſchen Regiments, das ſeinem Führer ſehr ergeben war. Die Garden vor ſeinem Hotel wurden nach einigem Widerſtande überwältigt und der entſchloſſene Adjutant weckte den Schlafenden mit dem Bedeuten, daß er ihm Wichtiges mitzutheilen habe. In einer Fenſtervertiefung meldete er ihm ſeinen Befehl, ihn zu verhaften; der Erſchrockene wollte um Hülfe rufen; als er aber erfuhr, ſein allgewaltiger Bruder ſei gefangen, er, mit dem Tode bedroht, die Soldaten eintreten ſah, blieb ihm nichts übrig, als ſich zu fügen. Gleichzeitig hatte der Hauptmann von Königsfeld, Münnich's zweiter Adjutant, den Miniſter Beſtuſchew, Biron's ergebenſten Anhänger, arretirt. Die beiden Letztern wurden abgeſondert eingeſchloſſen; den Herzog bewahrte man im Offizierzimmer des Wachthauſes. — Um 4 Uhr Morgens war die Revolution, welche dem ungeheuern Reiche andere Regenten gab, vollendet und Münnich erlöſete die Prinzeſſin aus ihrer tödtlichen Unruhe, indem er ſie in Perſon von dem Gelingen des Wagſtücks unterrichtete.

Bei der Darſtellung dieſes Ereigniſſes, aus welchem ſelbſt der Großweſſier die Ähnlichkeit der Zuſtände in Stambul und St.-Petersburg erkannt haben ſoll, mag auch Manſtein ſeine Verwunderung über die Leichtigkeit der Ausführung nicht unterdrücken.

In ſeinem Argwohne hatte der Herzog die ungewöhnlichſten Vorſichtsmaßregeln getroffen; Niemand durfte in ſeinen Palaſt, ſobald er zur Ruhe gegangen; rings- um waren Poſten aufgeſtellt; im Garten unter dem Fenſter des Schlafzimmers vierzig Mann mit einem Offizier. Die Pflichttreue einer einzigen Schildwache hätte das ganze Unternehmen vereiteln können, ſelbſt ſchon durch Widerſetzlichkeit gegen den Marſchall im Winterpalaſte, deſſen Betreten zur Nachtzeit ſtreng verboten war. Hatte auch das Regiment von Preobraſchens'k an jenem für Biron ſo verhängnißvollen Tage die Wachen bezogen, deſſen Soldaten den Chef, den Adjutanten kennen mußten, ſo durften ſie dennoch nicht eine höchſten Ortes ergangene Dienſtvorſchrift vernachläſſigen. So mag denn einerſeits der allgemeine Haß gegen die erſchlichene Regentſchaft, welcher der muthige, in der Ukraine befehligende General Keith den Schwur der Treue zu verweigern wagte, das leichte Gelingen erklären; andrerſeits aber auch der dumpfe Geiſt ſoldatiſcher Subordination, welcher jedem etwas höhern Range maſchinenmäßig ſich unterordnete und es möglich machte, daß eine mittlere Gewalt, keck gegen eine niedere auftretend, die allerhöchſten Befehle ſpielend vereitelte. Durch die Verhaftung des Regenten unter treu geglaubten Garden ward der Eliſabeth eine verführeriſche Lehre gegeben und dem Joan'ſchen Hauſe der Sturz bereitet, als man die

Fahrläſſigkeit der Soldaten nicht nur nicht beſtrafte, ſondern ſogar belohnte. Übrigens hätte ſich Münnich, geſtützt auf die Ordre der Prinzeſſin, des Regenten gefahrlos am hellen Tage bemächtigen können, wäre es nicht ſo ganz nach ſeinem Sinne geweſen, immer die außerordentlichſten Mittel anzuwenden. Faſt täglich beſuchte Biron den Winterpalaſt, nur in Geſellſchaft Eines Edelmannes, und ihm konnte mit Leichtigkeit im Vorzimmer der Degen abgefordert werden.

Mit Anbruch des Tages ſtanden alle Regimenter unter den Waffen; das Gerücht von dem nächtlichen Ereigniſſe war bereits durch die ganze Hauptſtadt gedrungen; die höhern Rangclaſſen verſammelten ſich glückwünſchend am Hofe, während ein außerordentliches Conſeil der Vornehmſten formell die Prinzeſſin Anna erſuchte, zur Zeit der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentſchaft mit dem Titel einer Großfürſtin zu übernehmen. Anna, ihrer durchaus unzureichenden Eigenſchaften ungeachtet, unterzog ſich leichtſinnig der unermeßlichen Bürde, legte eigenhändig das große blaue Band an und empfing nach Hochamt und Lobgeſang in der Hofkapelle unter dem Donner der Kanonen die Huldigung. Jubelnd ſchwur die Garde, als ihr die kaiſerliche Mutter den jungen Herſcher am Fenſter zeigte; Eilboten flogen mit der Nachricht von dieſer Veränderung in alle Provinzen und brachten den Befehl zur Verhaftung der nächſten

Anverwandten Biron's, ſeines Schwagers Bismark, Gouverneurs in Riga, und Karl Biron's, Befehlshabers der Truppen in Moskau. Die größte Ruhe begann in der Hauptſtadt zu herrſchen; die Soldatenpoſten verſchwanden von den Straßen, welche der Regent in gewiſſen Entfernungen aufgeſtellt hatte. Aber die Partei der Altruſſen und die Anhänger Eliſabeth's faßten in der Stille ein Herz, und gewannen an Bewegung, indem die Kette der Ausländer, welche ſie feſſelte, Ein ſo ſtarkes Glied verloren hatte.

Gegen Abend wurde die geſtürzte Familie, mit Ausnahme des älteſten Sohnes Peter, der krank in der Hauptſtadt zurückblieb, unter ſtarker Bedeckung nach Schlüſſelburg abgeführt. Mit Thränen ſah die neue Großfürſtin die Abfahrt vom Palaſte und äußerte, „nur durch Noth gezwungen, ſolche Mittel ergriffen zu haben"; wäre ihr die Regierung zu Theil geworden, ſo würde ſie Biron mit allen ſeinen Schätzen in ſein Herzogthum entlaſſen haben. Vor Schlüſſelburg begegneten ihm die befreiten Offiziere, welche kurz vorher ſeine Macht empfunden hatten; unter ihnen der Cabinetsſecretair Andrej Jakoblew, übel von der ausgeſtandenen Knute zugerichtet. Die andern Gefangenen harrten in entlegenen Feſten des Gerichts.

Zweites Capitel.

Die Regentſchaft der Großfürſtin Anna. Höheſtand Münnich's, als erſten Miniſters. Proceß Biron's. 20. November 1740 bis März 1741.

So war denn in Einer Nacht eine allen Theilen ſcheinbar erwünſchte Veränderung eingetreten, und die neue Großfürſtin eilte, mit verſchwenderiſcher Hand die Dienſte ihrer Anhänger zu belohnen. Manſtein ward Oberſt und bekam beträchtliche Güter; Oſtermann, deſſen Mitwirkung bei dieſem in nächtlicher Stille ausgeführten Staatsſtreiche nicht bemerkbar ſein konnte, erhielt, ſo unerfahren er im Seeweſen auch war, die Würde des Großadmirals, die ihn in den höchſten Rang erhob, und blieb Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Czerkaskoj, jener Figurant im Cabinet, wurde Großkanzler, Gollowin, zum Danke für guten Willen, Vicekanzler; andere wohlgeſinnte Freunde beſchenkte die Großfürſtin mit dem Andreasorden oder mit bedeutenden Ländereien. Aber derjenige Mann, welcher ſich allein den Ruhm beilegen konnte, die kaiſerlichen Ältern befreit zu haben, ſchien ſich nicht nach ſeinem Verdienſte belohnt, der Feld-

marſchall, obgleich die Großfürſtin mit faſt furchtſam erkenntlichem Sinne ihn vor Allen auszeichnete. Aus rein perſönlichem Ehrgeize der Verderber Biron's, mußte er ſchon am Tage nach der Revolution die bitterſte Täuſchung erfahren: er hatte den Wunſch geäußert, Generaliſſimus des ruſſiſchen Heeres zu werden; aber die Prinzeſſin erwiderte, dieſe Würde ſtände allein ihrem Gemahl, als Vater des Kaiſers, zu. Mit dem Begehren der Souverainetät unter dem Titel eines Herzogs der Ukraine wagte er ſich, auf Abrathen ſeines Sohnes, nicht heraus, und welche Würden und Reichthümer auch immer die Großfürſtin auf ihn häufte, er blieb unzufrieden, weil das Höchſte ihm entgangen war. Anna verlieh ihm die reiche Standesherrſchaft Wartenberg in Schleſien, früher Biron's Eigenthum, und machte ihn zum Premierminiſter, eine Stelle, für die er ſich am wenigſten eignete und welche ihm den Widerſpruch des Grafen Oſtermann zuzog, bis dahin Lenker des Cabinets. Schon früher mit Münnich nie aufrichtig befreundet, begann er in der Stille gegen den Nebenbuhler zu arbeiten; und ſo entfremdete eine Reihe von kleinen Kränkungen und Vereitelungen ſchrittweiſe der neuen Regierung denjenigen Mann, der durch Willenskraft und den Reichthum ſeiner Mittel allein im Stande war, das Joan'ſche Haus auf dem ſchwankenden Throne zu erhalten. Münnich hatte bei der Ausfertigung der Acte, welche den

Prinzen Anton Ulrich als Generaliſſimus ankündigte, um ſeinem Ehrgefühl einigermaßen genugzuthun, die Wendung gebraucht, „daß, obgleich er in Rückſicht ſeiner ausgezeichneten Verdienſte um den Staat dieſe Würde anſprechen könne, er nichtsdeſtoweniger zu Gunſten des Vaters des Kaiſers verzichte und ſich mit der Stelle eines Premierminiſters begnüge“. Oſtermann ſäumte nicht, die Kühnheit dieſes Ausdrucks dem Prinzen bemerklich zu machen, was zuerſt den Unwillen Anton Ulrich's erregte, der bald durch andere Anmaßungen des Feldmarſchalls geſteigert wurde. So bediente Münnich ſich in ſeinen amtlichen Schreiben an den Prinzen nicht des herkömmlichen reſpectvollen Kanzeleiſtyles eines Untergeordneten an den höher Stehenden, ſondern er erließ ſie in ſchlichter Form gewöhnlicher Briefe; obgleich angewieſen, dem Generaliſſimus jede wichtige Angelegenheit mitzutheilen, meldete er ihm nur, wie zum Hohn, geringfügige Dinge, z. B. die Beförderung eines Subalternoffiziers. Oſtermann, im guten Einverſtändniß mit dem Prinzen, trieb dieſen, ſich wegen ſolchen Mangels an Ehrfurcht bei der Großfürſtin zu beklagen und zog dem Feldmarſchall die kränkende Andeutung zu, im amtlichen Verkehre mit dem Generaliſſimus nicht von der herkömmlichen Form abzuweichen. Auf dieſe Weiſe kündete ſich ein neckender Kampf an, den Münnich, gereizt und verſtimmt, durch übereilte Verzichtung auf-

gab und, gleichgültig zuſchauend, ſein und des Joan'ſchen Hauſes Schickſal beſchleunigte.

Während der oberſten Leitung der Geſchäfte ſetzte Münnich ein Bündniß durch, welches allerdings dem Staate Vortheil verhieß, aber durch Unpopularität die Zahl ſeiner Gegner vermehrte. Karl VI. Tod hatte die Politik von Europa in athemloſer Bewegung erhalten und das Anrecht auf das Erbe der Habsburger die Mächte in zwei Parteien einander gegenübergeſtellt. Preußens junger König, entſchloſſen unter dem Federkrieg Anderer gleich mit dem Schwerte ſein Theil ſich zu ſichern, durfte, ſo lange Biron Rußland regierte, von jener Seite nur Feindliches erwarten; ſobald er aber den Sturz deſſelben erfuhr, ſchickte er den Lieutenant von Winterfeld, nachmals ſo berühmt im Cabinet und in den Schlachten, nach St.-Petersburg, um Rußland vom wiener Hofe zu trennen und die Hülfe eines ruſſiſchen Heeres zu Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanction zu hintertreiben. Münnich war ſchon ſeit dem Türkenkriege als erklärter Feind Öſtreichs bekannt, und der preußiſche Unterhändler hatte die Stieftochter des Premierminiſters, eine geborne v. Malzan, geheirathet. So bedurfte es denn wenig des belobten „Pommerſchen geſunden Menſchenverſtandes", zumal da nach Abrufung des Marcheſe di Botta die Königin von Ungarn keinen Miniſter in Petersburg hatte, als der junge Lieutenant mit

Glückwünſchen am 19. December 1740 am Kaiſerhofe anlangte. Die Eitelkeit Münnich's fühlte ſich geſchmeichelt, indem der junge König ihn vertrauensvoll über wichtige Angelegenheiten befragte; ohne Schwierigkeit wurde durch den Baron von Mardefeld das frühere Vertheidigungsbündniß erneuert und im Falle eines Angriffs dem Könige von Preußen ein Hülfsheer von 12,000 Mann zugeſagt. Wenige Tage darauf trat der gewandte Marcheſe di Botta, der bis dahin in Berlin gelauert hatte, in St.-Petersburg ein, und begann ſeine Verſuche, den eben geſchloſſenen Vertrag umzuſtoßen. Inwiefern es ihm glückte, werden wir ſpäter erfahren; für jetzt wenigſtens hatte König Friedrich durch klug berechnete Mittel erlangt, daß nichts Feindliches gegen ihn von Rußland geſchah; ein Vortheil, den er nicht zu theuer um einen koſtbaren Brillantring, um eine Geldſumme und das Amt Biegen in der Mittelmark, erſt Mentſchikow's, dann Biron's Beſitz, erkauft hatte, welche Schenkungen dem Hauſe Münnich's bei dieſer Gelegenheit zu Theil wurden.

Die unhaltbare Verbindung mit Preußen war aber auch faſt das einzige wichtige Reſultat, welches Oſtermann's eigenſinnige Genoſſenſchaft dem Premierminiſter zu fördern geſtattete; der furchtbare Mann erinnerte zu läſtig an die Verbindlichkeit, welche das regierende Haus ihm ſchuldete, und man würde ſich bald über ſeinen Verluſt getröſtet haben, wäre er ein Opfer der

heftigen Kolik geworden, die ihn noch im Monat December befiel. Selbſt die Ärzte hielten ihn für vergiftet und zweifelten an ſeinem Geneſen; in thörichter Sicherheit, als bedürfe ſie des Helden nicht weiter, ſagte die Großfürſtin nach einem Beſuche des Kranken: „Wie glücklich für den Marſchall, ſtürbe er jetzt mitten auf ſeiner ruhmvollen Laufbahn und auf dem Gipfel der Ehre!"

Während des ſtürmiſchen Wechſels ſeit dem Tode der Kaiſerin waren die Anſtalten zur feierlichen Beiſetzung der Leiche theils unterbrochen, theils läſſig betrieben worden. Mit dem Anfange des neuen Jahres 1741 hatte man endlich Ruhe gewonnen, der faſt mit Ungebühr verſäumten Pflicht zu genügen. Am 3. Januar wurden Anna's irdiſche Reſte unter aller erſinnlichen Pracht des Czarenthums und der griechiſchen Kirche in der Kathedrale auf der Feſtung beſtattet; in einem prachtvollen Sarkophage ruheten ſie neben dem Schöpfer des modernen Rußlands, Peter I.; noch nach zwanzig Jahren erhellte eine Tag und Nacht brennende Ampel die bedeutſam aufgeſchmückte Stätte, als der preußiſche General Graf von Hordt, unter Eliſabeth Kriegsgefangener auf der Feſtung, durch den wachthabenden Grenadier verſtohlen in die Grabkirche geführt wurde.

Rußland war in den Anfängen geſellſchaftlicher Bildung ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß der Hof bei

Gewaltſtreichen ſich genöthigt ſah, der öffentlichen Meinung in Druckſchriften und publicirten Proceßacten Rechenſchaft abzulegen. Dieſer Form durfte man ſich um ſo weniger Anſehung Biron's überheben, als deſſen höchſte Staatswürde von dem Willen der verſtorbenen Kaiſerin ausgegangen war und man, bei dem eingewurzelten Haſſe der Ruſſen gegen ihn als Günſtling der vorigen Herrin und als Regenten, nicht um beifällige Anklagen verlegen ſein konnte. Eine ſolche Veröffentlichung des Herganges beſchäftigte denn auch die Gemüther in den erſten Monaten der neuen Herrſchaft; gleich am 21. November erſchien eine Ukaſe im Namen Joan III., welche den abgeſetzten Regenten der Verachtung, Geringſchätzung und der Bedrohung der kaiſerlichen Ältern beſchuldigte und in welcher, komiſch genug, das Kind ſelbſt ſeine Mutter als Verwalterin des Reiches während ſeiner Minderjährigkeit einſetzte. Daß man ſich aller Papiere Biron's und ſeines baaren und liegenden Vermögens bemächtigte, verſteht ſich von ſelbſt; der Werth der Koſtbarkeiten, welche man in ſeinem Palaſte fand, ſoll ſich auf 14,000,000 Rubel belaufen haben. Ein auffallenderes Staatsrecht übte der ruſſiſche Hof, indem man in gleicher Weiſe gegen die Beſitzthümer eines ruſſiſchen Unterthanen im Auslande verfuhr, ohne daß deſſen Würde als ſouverainer Fürſt von Kurland und Vaſall der Krone Polen ihn im Geringſten vor Plün-

derung ſeiner dieſſeitigen Habe ſchirmte. In Mitau entließ man ſeine Beamten, vertheilte und verſchenkte Güter, wie die ſchleſiſche Herrſchaft Wartenberg, die freilich bei dem eben ausbrechenden Kriege ein ſehr ungewiſſes Eigenthum blieb. Der Pöbel in Kurland plünderte, bei der Kunde des Falls des aufgedrungenen Gebieters, deſſen Vorrathshäuſer; der Adel, froh wieder ſein Recht ausüben zu können, ſah die Wahl für erloſchen an und dachte unwürdig genug, den unter ſo niedrigen Schmeicheleien in das Adelsbuch Aufgenommenen wiederauszuſtreichen. Der König von Polen, Oberlehnsherr des ruſſiſchen Staatsverbrechers, glaubte wenigſtens die Form zu retten, indem er die Sequeſtration der Biron'ſchen Alloden billigte. Auch unterließ er nicht, beim ruſſiſchen Miniſterium um die Freiheit ſeines Vaſallen anzuhalten; aber Münnich erwiderte, „die Betrügereien und Ungerechtigkeiten Biron's ſeien zu groß, um ihn ungeſtraft zu laſſen; nie würde er wieder zum Beſitz ſeines Herzogthumes gelangen und der König von Polen könne dem ruſſiſchen Hofe keinen größern Beweis der Zuneigung geben, als wenn er ſeine Beiſtimmung zur neuen Wahl ertheile". Ein Staroſt Lipski wurde in dieſen delicaten Angelegenheiten von Warſchau nach St.-Petersburg geſchickt, als bereits ruſſiſche Truppen ſich im Herzogthume zeigten. — Der gedemüthigte Günſtling trug unterdeß mit ſeiner Familie zu Schlüſſelburg ſein

Geſchick mit mehr Anſtand, als wir erwartet hätten. Münnich und Oſtermann, ſeine Todfeinde, ſtanden an der Spitze der niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſion; das mündliche Verhör leitete der General Uſchakow, allezeit willfähriger Diener der Despotie. Die Fragpunkte der erſten beiden Verhöre waren ſehr mannichfaltig, liefen aber beſonders darauf hinaus, wie weit Biron ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth eingelaſſen habe, um den Kaiſer Joan zu verdrängen und den Herzog von Holſtein in die Nähe des Thrones zu führen? Ob er eine Heirath deſſelben mit ſeiner Tochter im Sinne gehabt? Weshalb er geäußert, die Familie Mengden würde den Staat beherrſchen, wenn die Prinzeſſin Anna zur Regentſchaft gelangte? Biron leugnete alle dieſe Umſtände, foderte durch Schriften und glaubwürdige Zeugen überführt zu werden, und berief ſich auf ſein Vaſallenverhältniß zur Republik Polen, von deren Abgeordneten er allein gerichtet werden könne. Entrüſtet verwarf man dieſe Berufung und wußte durch ſtrengere Behandlung den Sinn des ſtolzen Mannes zu beugen. Endlich ſtellte man ihn mit Beſtuſchew zuſammen, der, ſobald er, ſelbſt im beklagenswertheſteu Zuſtande, den Herzog erblickte, ausrief: „Ich habe übel daran gethan, ſchlecht vom Herzog zu reden, ich weiß ihm nichts Schlechtes nachzuſagen und meine früheren Beſchuldigungen waren falſch. Der Feldmarſchall Münnich verſprach mir die Freiheit,

wenn ich den Herzog anklagte, und die Grauſamkeit, mit welcher man gegen mich verfuhr, die Drohungen, haben mein Geſtändniß erpreßt." — So ging der Proceß einen langſamen Gang, weil man nichts recht Strafbares an Biron finden konnte, alle Anklagen drehten ſich nur um Unbedeutendes, Verunglimpfung der Familie Mengden, eine Herausfoderung an den Prinzen u. dgl. Schon erwarteten die Unterſuchungsrichter ein leibliches Urtheil fällen zu können, als ſie mit harten Verweiſen einen Befehl von Petersburg erhielten, in deſſen Folge Biron mit ſeiner Familie in engeres Gewahrſam und Beſtuſchew nach der Hauptſtadt gebracht wurde. Hier nämlich war man unverſöhnlich entſchloſſen, den Herzog als Staats- und Majeſtätsverbrecher zu ſtrafen, und hatte bereits im Januar ſeine Brüder und ſeinen Schwager Bismark nach Einziehung ihrer Güter in die Gegend von Tobolsk verbannt. Die Großfürſtin war dahin vermocht, Biron ſelbſt auf Lebenszeit zu entfernen, und ſein ehemaliger Freund, der Miniſter Czerkaskoi, hatte Pelim zu ſeinem Aufenthaltsorte auserſehen, deſſen traurige Beſchaffenheit er als früherer Statthalter Sibiriens wohl kannte. Bereits war ein Bauverſtändiger abgeſchickt, um den Bau ſeines Gefängniſſes anzuordnen, deſſen Grundriß Münnich ſelber mit Bleiſtift gezeichnet, nicht ahnend, daß er nach ſeiner Phantaſie ſeinen eignen Kerker ausführen ließe. Daß der Spruch

und die Abführung Biron's ſich deſſenungeachtet bis in den Sommer verzögerte und der Gefangene, bald ſtrenger bald nachſichtiger behandelt, zwiſchen Furcht und Hoffnung erhalten wurde, hatte ſeinen Grund in dem ſchwankenden Anſehen ſeines Hauptgegners, des Premierminiſters.

Wie unbehaglich dem fürſtlichen Stolze ein Mann erſchien, der das Bewußtſein ſeiner Verdienſte nie verleugnete, wie das Verhältniß zu Oſtermann bereits ein geſpanntes geworden und der Generaliſſimus ihm Abneigung zu erkennen gab, iſt ſchon erzählt; gleichwol ward das Ende ſeiner politiſchen Laufbahn durch Intriguen herbeigeführt, die das Ausland mit einer Buhlſchaft im Bunde angeſponnen. Bereits hatte Oſtermann, der, jetzt ziemlich geneſen, häufig in den Palaſt der Großfürſtin ſich tragen ließ, Münnich's diplomatiſche Einſicht in ein ungünſtiges Licht geſtellt; das preußiſche Vertheidigungsbündniß entſprach nicht dem Sinne dieſes umſichtigen Staatsmannes, welchem Bewahrung Rußlands vor einem auswärtigen Kriege unter den gegenwärtigen Umſtänden nöthig ſchien; aber auch die Kenntniß Münnich's von innern Landesangelegenheiten reichte nicht aus, was Oſtermann der Großfürſtin oft bemerklich machte und durch wiederholte Vorſtellungen das Vertrauen auf den Miniſter ſtufenweis ſchwächte. Obenein unterhandelte der Marcheſe di Botta mit bewährter Geſchicklichkeit zum Vor-

theil ſeines Hofes; aber bei weitem der gefährlichſte Feind war der kurfürſtlich ſächſiſche und königlich polniſche Geſandte, der ſchöne Graf zu Lynar, deſſen Liebesverſtändniß mit Anna als noch unvermählter Prinzeſſin wir in einer frühern Darſtellung berichtet haben, und welcher jetzt in keiner andern Abſicht nach Petersburg geſchickt wurde, als um durch die ſchmeichelnden Künſte der Galanterie der für Wien und Dresden bedrohlichen Politik Rußlands eine andere Wendung zu geben. Lächelnd zerpflückte eine unedle Staatsklugheit den häuslichen Frieden der kaiſerlichen Familie, und über den Zwiſt und die gegenſeitige Gleichgültigkeit der Gatten, welche der verführeriſche Sachſe anſtiftete, brach das Verderben herein, welches das Kaiſerhaus und deſſen treueſte Diener ungewarnt ereilte.

Schon als junges Kind einer getrennten Ehe mit dem Charaktererbtheil ihres launenhaften, gereizten, auffahrenden und doch unentſchloſſenen Vaters, des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, ausgeſtattet, erzogen unter ſchwachen Weibern, welche es mit den Schranken der Sitte nicht gar genau nahmen und den Ernſt des Lebens in allerlei Vergnüglichkeit hinwegtändelten, hatte die junge Großfürſtin bereits früh verkehrte Einwirkungen erlitten; ſpäter dann unter den Augen der Kaiſerin, als deren Erbin ſie galt, zur Jungfrau herangewachſen, hatte die Ausſicht, einſt

die mächtigſte Herrſcherin der Welt zu werden, mehr jedes unſtatthafte Gelüſte geſteigert, als daß ihr von Natur lebhafter und keineswegs beſchränkter Geiſt nach den Mitteln trachtete, für die Höhe ihres Berufes ſich auszubilden. So nun, ſich ſelbſt verzärtelnd und verzärtelt, bereits mit bedenklichen Irrwegen vertraut, war ſie thatlos durch Andere Regentin geworden und ihre weibliche Begierde zu herrſchen befriedigt, zur Gefährdung vieler Millionen. Aber ſchnell ſchwand der Reiz der Neuheit; die angeſtammte Liebe zum Genuß, die Gleichgültigkeit gegen Würde und Anſtand nahm ihre Stelle wieder ein und enthüllte in wenigen Wochen alle Schwächen ihres Charakters, welchen ſchon ihr Äußeres, eine gewiſſe Zerfloſſenheit der Formen und ſchlaffe Geſichtszüge, bezeichnete. Die täglich wiederkehrenden Geſchäfte der Regierung widerten ſie, die eigentlich zum Nichtsthun geboren war, an; ſie begehrte von der Krone, die ſie trug, nur das Recht, ihrer Phantaſie zu leben, und die Mittel, ihre heitere Geſichter liebende Natur durch ungeprüft ertheilte Wohlthaten zu vergnügen. So mochte denn allerdings unter ihrem Scepter die Nation ſich eines gewiſſen friedlichen Wohlergehens zu erfreuen haben; aber die Würde des fortſchreitenden Staates, ſeine Bedeutung drohte unterzugehn, und der Mangel an Geiſteskraft mußte bei dem Nachdrucke, welchen die Laune der Selbſtherrſcherin allen

augenblicklichen Einfällen verlieh, erſt Uneinigkeit, dann Sorgloſigkeit in ihrem Cabinete zur Folge haben, bis daſſelbe, ſeiner tüchtigen Beſtandtheile ungeachtet, bald den Ausdruck ihres ganzen Weſens zur Schau trug. Faſt nie nahm ſie ernſtlichen Antheil an den Reichsgeſchäften, und wenn Münnich ihr Morgens die ausgefertigten Schriften vorlegte, oder Entſchlüſſe foderte, ergriff ſie Unbehagen und Langeweile in dem Grade, daß ſie oft äußerte: „Ich wünſchte, mein Sohn wäre ſchon in dem Alter, um ſelbſt zu regieren." Der Miniſter, froh des größern Raumes, bemerkte dann wol, „ſie, die größte Fürſtin Europas, dürfe ihre Wünſche nur äußern, die er, ohne ſie zu beläſtigen, zu erfüllen ſtreben werde". Hätte die Großfürſtin nun bei dieſer Scheu vor Nachdenken die Leitung der Geſchäfte den Händen verſtändiger Diener freigelaſſen, ſo würden die Sachen ziemlich ſo gut beſtellt geweſen ſein als unter ihrer klügern Tante. Sie achtete aber kaum auf die Rathſchläge der unterrichteten Staatsmänner, und gewöhnte ſich, wichtige Entſchlüſſe lieber dem Kreiſe ihrer Günſtlinge zu entnehmen, welche es verſtanden, unter Kurzweil und Tändeleien die oft träumeriſche und gelangweilte Herrin nach ihrem Willen zu gängeln. Aus ihrem vertrauten Kreiſe war ihr Gemahl, den ſie nie geliebt, nie geachtet hatte, längſt ausgeſchloſſen; der Prinz von Braunſchweig, vom beſten Herzen und,

wie ſein Schwager, König Friedrich, ihn bezeichnet, tapfer aus „Familieninſtinkt", war auch ganz unfähig, eine ſolche Frau zu leiten. Zum Manne herangereift, unter der Verkümmerung und einer ſchmählichen Freierſchaft, gemishandelt durch den Regenten, ermangelte er in gleichem Grade politiſcher Beſonnenheit, wie der Kraft, als Vater des Kaiſers ſich geltend zu machen, und ſeine Umgebungen, der Geheimerath von Kayſerling, ein ganz gewöhnlicher Menſch mit der Miene des undurchdringlichen Politikers, ſowie der Oberſtlieutenant von Haimburg, ein brauchbarer Dragoneroffizier, ſchwerfällig, ängſtlich bedachtſam ohne durchdringenden Scharfblick, waren mehr geeignet, den ſchwachen Herrn zu ſchleichenden, ſtumpfen Unternehmungen oder zu unbeſonnenem Zorne zu verführen, als deſſen befriedigungsloſe Stellung einigermaßen zu befeſtigen. Den mächtigſten Einfluß auf die Regentin übte früh Juliane von Mengden, ein liefländiſches Fräulein, das nach einer ländlich beſchränkten Erziehung mit dem Vater und den Schweſtern an den Hof der Kaiſerin Anna gekommen war. Ihre älteſte Schweſter, Dorothea, heirathete den jungen Grafen Münnich; die jüngſte, Aurora, ward ſpäter die Genoſſin des Glückes und Falles, des Grafen L'Eſtocq Frau; Juliane ſelbſt, Ehrendame der Prinzeſſin und erſte Erzieherin des jungen Kaiſers, gewann ſchnell als ähnliche, zu bequemen Genüſſen

geſchaffene Natur, ohne ſtrenge Grundſätze, das Herz ihrer Gebieterin, und die vierte Schweſter, Jakobine, geſellte ſich als treue Dienerin ihren kleinlichen Intriguen bei. Um die Großfürſtin zu vergnügen, gab Juliane von Mengden willig jeden Anſpruch auf weibliche Achtung auf; mit gemeiner Klugheit auf ihren Vortheil bedacht, ſpielte ſie dieſelbe Rolle, wie weiland Fräulein von Treyden, Hofdame der Herzogin von Kurland. Sie vermittelte das anſtößige Verhältniß der Großfürſtin mit dem ſächſiſchen Verführer und hüllte daſſelbe in einen dünngewebten Schleier, indem ſie ſich als erwählte Freundin des Grafen Lynar zu erkennen gab. In ihren Gemächern fanden die Zuſammenkünfte ſtatt, und hier bildete ſich jene unanſtändige, jeden Zwang ſcheuende Lebensweiſe der Prinzeſſin aus, welche mit dem Fortgange des Jahres 1741 ſich auch über ihre öffentliche Erſcheinung verbreitete. Anna, ſorgfältiger Toilette abgeneigt, weil ſie ihr kein Vergnügen machte, ſchloß ſich Tage lang in jenem Wohnſitze bequemer Luſtbefriedigung ein, und verſäumte, als gingen ſie ſelbe nichts an, die gewichtigſten Staatsſachen. Im vernachläſſigtſten Anzuge, in einer Nachthaube, aus einem weißen Tuche aufgeſteckt, nahm ſie nur Angehörige des Hauſes Mengden an oder die vertrauteſten fremden Miniſter, den Marcheſe di Botta, Maſter Finch, den engliſchen Geſandten; ebenſo erſchien

ſie, ohne Schnürleib, in der Meſſe, und blieb auch ſo während der Tafel, um nach Tiſche ihre Partie zu ſpielen, zu der außer den gedachten Herren kein einheimiſcher Miniſter, kein Großer des Hofes gezogen wurde. Immer unglaublicher wurde die Rückhaltsloſigkeit zum Grafen Lynar, hat aber wol erſt im höchſten Sommer und im Herbſte nach der Geburt ihrer erſten Prinzeſſin jene Schamloſigkeit erreicht, deren Züge Münnich in ihrem Bilde zuſammendrängt. Anna, z. B. noch im Bette liegend, ohne unwohl zu ſein, hing unter Kuß und Umarmung dem Lieblinge das große blaue Band eigenhändig um, und wenn ihr Gemahl, welcher mit ſtummer Ergebung, wie die ruſſiſchen Großen, die Beleidigung ſeiner Rechte trug, am Morgen nach einer abgeſondert zugebrachten Nacht an die Thüre ihres Schlafgemachs klopfte, fand er ſie gewöhnlich uneröffnet. Wagte er es einmal, den Unwillen des Eheherrn über ſeiner Frau Betragen und über die Gewalt der Favorite laut werden zu laſſen, ſo erfolgten beſchämende Reden und ein geſpanntes Verhältniß, welches oft ganze Wochen dauerte und welches die Hofdamen durch Anreizungen noch erhöhten. Beim Beginn des Frühjahrs trank die Favorite den Brunnen im dritten Garten des kaiſerlichen Palaſtes und bot dem Paare auch im Freien Gelegenheit zu ungeſtörtem Zuſammenſein. Wollte der Prinz von Braunſchweig in denſelben Garten ein-

treten, ſo bedeutete die Schildwache dem Generaliſſimus ihre Ordre, Niemand hineinzulaſſen; Lynar dagegen hatte die Gartenluſt ganz bequem, er wohnte anfänglich in der Nähe des Eingangs, im Hôtel Rumänzow; ſpäter ließ die Großfürſtin ihm ein beſonderes Gebäude aufführen, das ſogenannte Sommerhaus zur Zeit Katharina II. So raffinirt auf erhöhte Genüſſe war das ſorglos ſchwelgende Paar, daß die Großfürſtin in der heißeſten Jahreszeit auf dem Balkon des Winterpalaſtes, nach dem Strome zu, ihre Lagerſtätte bereiten ließ, und wenngleich eine ſpaniſche Wand das Bett verdeckte, konnte man doch aus den höhern Stockwerken der Nachbarhäuſer die Vorgänge dieſes luftigen Thalamus beobachten. Was Wunder, wenn bei ſolchen Verhältniſſen eine Fahrläſſigkeit, von oben herabkommend, die ganze Staatsmaſchine beſchlich und die Thronrechte des kaiſerlichen Kindes einer lauernden, auf das Erbtheil der Liebe ihres Vaters geſtützten Tante verrathen wurden, zumal da die Mutter Joan III. ſich verleiten ließ, den wachenden Rieſen von der Wiege des Kindes zu entfernen.

Die nächſten kränkenden Folgen ſeiner veränderten Stellung zur Großfürſtin verſpürte Münnich, als ſie auf Betrieb der geheim arbeitenden Gegner die auswärtigen Angelegenheiten den Händen des Premierminiſters entwand und dieſelben dem Grafen Oſter-

mann übertrug. Darauf wußte mit höherer Genehmigung der Vicekanzler Golowkin, welchen Münnich ſelber nach langer Zurückſetzung unter Anna empfohlen, ſowie der Reichskanzler, Czerkaskoi, die innern Angelegenheiten an ſich zu ziehen, ſodaß dem ſtolzen Premierminiſter nur das Kriegsdepartement blieb. In hohem Grade misgeſtimmt, ließ Münnich noch eine Zeitlang die Sachen gehen; im Cabinet wurden die von den einzelnen Miniſtern bearbeiteten Sachen vorgetragen und nach gemeinſchaftlicher Prüfung zur Ausführung gebracht. Aber als man im Geheim ſeinen mit Preußen geſchloſſenen Vertrag umſtieß und ohne ſein Mitwiſſen einen entgegengeſetzten einleitete, ward der Ehrgeizige bis ins innere Leben verwundet. Den dazu in Dresden entworfenen Plan förderten Botta und Lynar geheimnißvoll; die Höfe zu Wien und Dresden vereinigten ſich zum Kriege gegen König Friedrich, nicht allein um Schleſien wiederzugewinnen, ſondern ihm auch ſeine übrigen Länder zu ſchmälern. In Dresden, durch Graf Wratislaw, öſtreichiſchem Miniſter, und einen beſonders beglaubigten Jeſuiten, ſowie durch den bekannten Grafen Brühl unterſiegelt, ward dieſer Vertrag durch Kayſerling, ruſſiſchen Geſandten in Dresden, der Großfürſtin vorgelegt, um ihren Bundesgenoſſen, den König Friedrich, zu bekriegen, deſſen raſche Eroberungen alle Höfe ſtutzig gemacht hatten. Der Prinz von

Braunſchweig, Oſtermann und die übrigen Miniſter, bearbeitet durch Lynar und Botta oder von dem Vortheil überzeugt, überredeten die Großfürſtin leicht zum Beitritt. Nicht durfte man jedoch unterlaſſen, dieſes Actenſtück dem Titular-Premierminiſter mitzutheilen. Zwei Tage hatte Münnich es in Händen und erklärte dann der Großfürſtin mit furchtloſer Miene: „Er verabſcheue eine Verbindung, zur Beraubung eines Fürſten geſchmiedet, deſſen Vorfahren ſich als die treueſten Bundesgenoſſen Rußlands, zumal Peter I., erwieſen hätten. Nach vierzigjährigen Kriegen bedürfe der Staat des Friedens, um innern Wohlſtand zu begründen, und er, als erſter Miniſter, ſei dem jungen Monarchen, ſobald er die Regierung antrete, dafür verantwortlich, wenn man einen Kampf in Deutſchland zu einer Zeit entzünde, wo die Zwiſtigkeiten mit Schweden noch fortdauerten und man ſoeben ein Vertheidigungsbündniß mit Preußen abgeſchloſſen habe."

Eine ſo nachdrückliche Rede des längſt unbequemen Mannes war der Großfürſtin unerträglich; ſie erwiderte mit Heftigkeit: „Münnich ſei immer auf Seiten des Königs von Preußen, und ohne Zweifel würde der Angreifer Schleſien aufgeben, ſobald ruſſiſche Truppen marſchirten." — Seit dieſem Tage ließ die gereizte Frau ihn ihre ungnädige Stimmung merken, und als man ſich nicht enthalten konnte, ein

Heer bis in die Gegend von Riga vorrücken zu laſſen, wähnte Münnich, nach einer Reihe von Kränkungen ruhiger Überlegung nicht mehr mächtig, durch die Drohung: „er werde ſeinen Abſchied nehmen“, die Dinge wieder ins alte Geleiſe zu bringen. Die Regentin, furchtſam und unentſchloſſen im Großen und Kleinen, erhob Schwierigkeiten, als könne ſie ſeines Rathes nicht entbehren. Münnich, muthiger geworden, drang auf ſeine Entlaſſung oder verlangte den Widerruf alles ohne ſeine Einwilligung Angeordneten. Da mußte es ſich fügen, daß gleichzeitig Biron Mittel fand, eine Schrift in die Hände der Regentin zu bringen, welche rückſichtslos alle von Münnich geſpielten Ränke aufdeckte. „Niemals würde er die Regentſchaft angenommen haben, ohne des Marſchalls drängenden Eifer, der ſich ihm ſogar zu Füßen hätte werfen wollen. Biron rieth der Großfürſtin, ſorgfältig vor dem gefährlichſten Menſchen im Reiche ſich zu hüten; denn wenn ſie ihm jemals das Geringſte verweigere, ſo dürfe ſie ſich nicht ſicher auf ihrem Throne glauben.“ Dieſer vom Todfeinde, dem ſchon zu Boden geworfenen, gegen Münnich geführte Schlag entſchied deſſen Verderben. Die beſtürzte Großfürſtin gab dem Andringen Oſtermann's und ihres Gemahls widerſtrebend nach, und wie Münnich glaubte, ſeine Macht unerſchütterlich wiederbefeſtigt zu haben, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er war

wie vom Donner gerührt bei dieſer Kunde; raſch aber ſich faſſend, dankte er der Großfürſtin für eine bewilligte Gnade, die ihn innerlich vernichtete. Nach ruſſiſcher Weiſe fehlte nicht viel, daß dem plötzlichen Abſchiede das volle Gewicht der Ungnade gefolgt wäre. Ein Cabinetsbefehl vom $^{3}/_{14}$. März 1741 that in kurzen Worten das Unerwartete der Welt kund: „wegen Leibesſchwäche und hohen Alters ſei dem Premierminiſter ſeine Entlaſſung bewilligt worden“. Einige Gegner des ſtolzen Mannes riethen ſogar, ihn nach Sibirien zu ſchicken, was ohne die Fürſprache der Favorite geſchehen wäre, welche ihrer Gebieterin die Unbeſonnenheit dieſes Schrittes vorgeworfen haben ſoll. Die getroffenen Vorſichtsmaßregeln bezeichneten die Angſt, welche nach dem Falle des Majordomus den Hof erfüllte. Die Wachen der Garde zu Pferde wurden vor dem Palaſt verdoppelt und Kundſchafter folgten allen ſeinen Schritten. Die kaiſerlichen Ältern wagten nicht, in ihren gewöhnlichen Gemächern zu ſchlafen, veränderten nächtlich ihre Lagerſtätte, aus Furcht einer neuen Revolution, und hatten nicht eher Ruhe, bis der Feldmarſchall ſein altes Palais in Waſſilij-Oſtrow zum zweiten Male bezogen, da er bisher in der Nähe des kaiſerlichen Hofes, diesſeits des Stromes, gewohnt hatte. Ihre Furcht zu mindern, begab ſich Münnich nach Goſtiliza, worauf die Großfürſtin zur Beſänftigung ihm eine Penſion

von 15,000 Rubeln und eine Wache von der Preobraſchensk'ſchen Garde vor ſeinem Hauſe ertheilte, ſein Kuiraſſierregiement jedoch den Grafen Löwendal, dem nachmals berühmten franzöſiſchen Feldherrn, mit Beibehaltung des alten Namens anvertraute. Der Generaliſſimus wurde an Münnich's Stelle Oberſt-Lieutenant des älteſten Garderegiments und der Verabſchiedete hatte die Selbſtbeherrſchung, dem Nachfolger in Perſon öffentlich Glück zu wünſchen. Die übrigen Glieder ſeiner Familie, ſein Sohn und Bruder, blieben in ihren Ämtern, und eine ehrenvolle Stellung zum Hof dauerte fort. Nur fragte die Großfürſtin oft, ob er noch preußiſch ſei? und ließ ihm ſagen, „ſo lange er in dieſer Geſinnung verharre, mache ſein Anblick ſie krank".

Hätte nun Münnich nach dieſer Warnung, im Genuß ſeiner ſchönen Güter und Einkünfte, welche jährlich 70,000 Rubel betrugen, ſich entſchließen können, nach Deutſchland zurückzugehen, wo der Kurfürſt von Sachſen als Reichsvikar ihn am 4. Februar 1741 zum Grafen des deutſchen Reiches erhoben, ſo würde er dem Ungewitter, welches gegen den Abend ſeines Lebens aufzog, entgangen ſein; aber nie ruhender Ehrgeiz hielt den nahe Sechzigjährigen auf dem bezauberten Boden feſt. Als nach mehr als 20 Jahren A. F. Büſching, zu dem durch Alter und Schickſal gezähmten Löwen in ein vertrauliches

Verhältniß getreten, ihn zu fragen wagte, ob er es niemals bereuet habe, den Abſchied gefodert zu haben? verneinte es der alte Herr, geſtand jedoch, daß dadurch das Unglück hereingebrochen, und fügte hinzu: „er ſei nie denjenigen Schmeichlern beigetreten, welche die Großfürſtin zu überreden ſuchten, ſich in Moskau als Kaiſerin krönen zu laſſen".

Drittes Capitel.

Biron's Verbannung. Regentſchaft der Großfürſtin bis zum Sturz. Neue Herzogswahl in Kurland. Cabinet und Hof. Schwediſcher Krieg bis zum 5. December 1741.

So hatte denn das Recht der Vergeltung nach kurzer Siegesfreude auch Münnich ereilt, wandte aber nicht die härteſte Prüfung vom Gefangenen zu Schlüſſelburg ab. Am Ende des Aprilmonats langte Andrej Jacoblew mit zwei Gardeoffizieren auf der Feſtung an und begann ein drittes Verhör. Man verſprach Biron im Namen der Regentin Freiheit und eine bedeutende Belohnung, wenn er aufrichtig

ſeine unzweifelhaft entdeckten Verbrechen bekenne, und bedrohte ihn und die Seinigen andern Falls mit dem unausbleiblichſten Verderben. Die Fragen drehten ſich wieder um die beabſichtige Thronveränderung, ſeine nächtlichen Beſuche bei der Tochter Peter's u. ſ. w., unter der verfänglichen Vorausſchickung, die Ceſarewna habe alle Vorgänge eingeſtanden und daß ſie ihn flehentlich von ſo verwegenen Plänen abgerathen; man wollte aber aus ſeinem Munde über das Einzelne unterrichtet ſein. Biron beharrte bei ſo argliſtiger Zumuthung im Leugnen, betheuerte, nur einmal, am Tage nach dem Tode der Kaiſerin, im Hauſe der Prinzeſſin geweſen zu ſein und nur von Zeit zu Zeit gleichgültig-gnädige Beſuche erhalten zu haben; Eliſabeth ſei unfähig, zur Erſchwerung ſeiner Lage dergleichen auszuſagen. — Als der Cabinetsſecretair nach Entfernung der Offiziere vergeblich ſeine Überredungskräfte erſchöpft hatte, verließ er den Unglücklichen, „welchem jetzt das Entſetzlichſte bevorſtände". Biron's Standhaftigkeit rettete Eliſabeth, die man mitverderben wollte, und milderte für jetzt ſein Schickſal, ſowie ſpäter ſeinem Hauſe ein fürſtliches Glück beſchieden war. Krank und unter frommer Todesbereitung harrte der Gefangene des Spruchs, welcher endlich am $\frac{\text{28. April}}{\text{9. Mai}}$ in St.-Petersburg kund gethan und drei Sonntage nach einander in allen Kirchen abgeleſen wurde. Die ihm Schuld gegebenen Verbre-

chen beſchränkte man auf ſeine Umtriebe am Kranken=lager der Kaiſerin Anna, auf die erſchlichene Regent=ſchaft, auf die Entwendung ungeheurer Summen aus den kaiſerlichen Kaſſen, auf ſeine Kränkung der Ältern Joan's; der Verbindung und Plane mit Eli=ſabeth dagegen ward, als unerwieſen, nicht gedacht. So nun des Verbrechens beleidigter Majeſtät und verrätheriſcher Abſichten ſchuldig, habe er den Tod verdient; doch weil er ſeine Verbrechen reumüthig eingeſtanden, ſei ihm die Lebensſtrafe erlaſſen und er mit ſeiner Familie, nach dem Verluſte ſämmtli=cher Habe und Ehre, in ewige Verbannung verur=theilt. — Eine große Zahl der Feinde des Gefan=genen war unzufrieden mit dieſer Milderung; aber Anna's weichmüthige Natur hatte an Grauſamkeiten nicht Gefallen, und ſchon war es eine unſägliche Härte für den vom Glück Verzärtelten, den Reſt ſei=nes Lebens im fernſten Sibirien hinzuſchleppen. Angſt und Erwartung hatten ſeine Geſundheit ſo gefährlich zerrüttet, daß man an unverzögerte Abführung nicht gedenken konnte. Großmüthig widmete man ihm eine ſorgfältige Pflege, wie er denn überhaupt mit ſeiner Familie leidlich behandelt worden war. Nach ſeiner Wiederherſtellung erſchien am 13/24. Juni 1741 die bewaffnete Begleitung, um ihn nach Pelim, 600 Werſt hinter Tobolsk, zu bringen. Von ihm trennte ſich nicht ſeine gedemüthigte Frau, erſt 38 Jahre alt;

auch blieben ſeine Kinder bei ihm: Peter, Karl und Hedwig Eliſabeth, ſchon von zarter Jugend zu den glänzendſten Rollen beſtimmt. Ein anſtändiger Unterhalt, manche gewohnte Bequemlichkeit, ſogar der Gebrauch von Büchern wurde ihm geſtattet und auch die Vertröſtung gegeben, daß das rauhe Pelim den Kränklichen nur fürs Erſte beherbergen ſolle. Zur Aufſicht diente ein Offizier von der Garde; ein deutſcher Prediger und ein Wundarzt waren ihm beigeſellt, welcher Letztere, eines Todſchlages ſchuldig, unter der Bedingung, den Herzog zu begleiten, begnadigt worden war. So ſetzte ſich denn in der Stille, während widerſprechende Gerüchte die ausländiſchen Zeitungen erfüllten, der Zug nach dem um eine halbe Welt entlegenen Verbannungsort in Bewegung, und am 5/17. November 1741 nahm das nach Münnich's Riß gebaute hölzerne Haus dieſe merkwürdige Familie in ihre unwirthlichen Räume für wenige Wochen auf.

Der ſchlaffe Friede, welcher über der Hauptſtadt und der Bevölkerung Rußlands lag, Anna's Milde und Gnadenerweiſungen gewannen unterdeſſen der Herrſchaft einer Frau jene gleichgültige Popularität, welche keinesweges der Unterthanen Geſinnung zu thatkräftiger Anhänglichkeit zu ſteigern im Stande iſt. Die geſtörten Familienverhältniſſe blieben dem großen Haufen verborgen; das Cabinet verfolgte den von Münnich eingeleiteten Gang, nicht ohne Reibung,

und Rußlands Politik in Beziehung auf den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg, welcher nach der Schlacht von Molwitz heftiger entbrannt war, hatte ſich noch nicht durch die That ausgeſprochen, ungeachtet des dringenden Verlangens des wiener Hofes, zu Gunſten der gefährdeten Königin von Ungarn das ruſſiſche Heer vorrücken zu laſſen. So blieb man im Ungewiſſen, bis die Hergänge in Schweden alle Aufmerkſamkeit auf den Norden wandten und die erſten Acte des europäiſchen Krieges ohne Rußlands unmittelbaren Antheil abrollten.

Einen beengenderen Einfluß empfand dagegen Kurland, wo Biron's Fürſtenmacht ebenſo ſchnell zuſammengeſtürzt war, als ſeine Regentſchaft. Die wohlgelegene Nachbarprovinz frei zu geben, hatte das petersburger Cabinet keineswegs Luſt und erſann ſchnell einen Ausweg, um die Abhängigkeit derſelben vom ruſſiſchen Scepter zu befeſtigen. Einer der vielen Brüder des jetzt zum Mitregenten ernannten Herzogs Anton Ulrich, Ludwig Ernſt, ſollte zum Herzog Kurlands erwählt werden, und um Nachdruck zu verleihen, waren auch mehre Ämter beſetzt worden, auf welche Rußland noch aus den Zeiten Friedrich Wilhelm's Anſpüche erhob. Zuvor hatte Biron die auf ihnen haftenden Summen abgetragen und die Kaiſerin Anna andere Schuldreſte erlaſſen; aber das Cabinet von Petersburg behauptete: „jenes Geld ſei

aus dem ruſſiſchen Schatze gefloſſen" und betrachtete daher die Schuld ungetilgt. Der kurländiſche Adel, ſo fügſam bei allem Schein von Freiheit und Privilegien, zu einer neuen Wahl aufgefodert, beachtete gehörig die Empfehlung, welche für den Prinzen von Braunſchweig mit der Zuſicherung des ruſſiſchen Schutzes erging. Aber auch Graf Moritz von Sachſen, jetzt franzöſiſcher General, welcher vor 14 Jahren durch Leichtſinn und Gunſt der Umſtände das Herzogthum eingebüßt hatte, regte ſich von Paris aus mit ſeinen Anſprüchen, und bereits im Februar war ſein entſchloſſener Anhänger, Herr von Dieskau, in Petersburg angelangt, um für ihn zu arbeiten. Doch waren ſeine Bemühungen bei den Miniſtern ſo fruchtlos als des Grafen Moritz eigenhändiger Brief an den gefallenen Feldmarſchall. Dieskau verließ an demſelben Tage die Hauptſtadt, als der Prinz Ludwig in Mitau eintraf und ſich ſogleich durch ein höfliches Anſchreiben dem verſammelten Adel empfahl. Als die kurländiſchen Abgeordneten eben zur Ausführung ihres Wahlrechts ſchreiten wollten, proteſtirte der Bevollmächtigte des Grafen von Sachſen in ihrer Mitte feierlich, ſowol mündlich als ſchriftlich, gegen jede Beeinträchtigung (17. Juni 1741); aber ohne auf dieſe Verwahrung zu achten, nahm man die verabredete Wahl vor und erklärte der Adel am 27. Juni durch den Landtagsdirector v. Korff dem

Herzoge von Braunſchweig, daß er einmüthig zum Landesherrn erkoren ſei. Unter herkömmlichen Formalitäten und Freiheitsverſicherungen nahm der Prinz die Ernennung an; doch die Republik Polen, deren Beiſtimmung man vorausgeſetzt, verſagte dem Erwählten die Inveſtitur und die bald darauf erfolgte Revolution in Rußland betrog den jungen Guelphen um den gehofften Purpur. Inzwiſchen am 10. Julius in Petersburg eingetroffen, fand er, ſchön von Geſtalt, an männlicher Entſchloſſenheit ſeinem Bruder Ferdinand ähnlicher als dem unbedeutenden Mitregenten, eine ausgezeichnete Aufnahme. Er wohnte in kaiſerlichen Schlöſſern, Hofbeamte harrten ſeiner Befehle und man pries das Glück der Kurländer, welchen ein ſo würdiger, herzgewinnender Fürſt beſchieden ſei. Aber auch noch durch andere Bande ſollte der fürſtliche Jüngling, ein warmer Freund des wiener Hofes, an den Staat geknüpft werden; man hatte ihn zum Gemahl Ceſarewna Eliſabeth auserſehen, welche, ſeit ihren jungen Tagen manchem Freier beſtimmt, durch neckenden Schickſalswechſel unverheirathet geblieben und jetzt zum üppigſten Frauenalter herangereift, nach ungeregeltem Liebesgenuſſe wol nicht mehr fähig war, Einem Erwählten dauernd anzugehören. Sie ſträubte ſich auch anfangs gegen dieſe Verfügung über ihre Perſon, würde ſich aber, zumal ihr der Prinz nicht misfiel, dem Joche gebeugt haben,

hätte man nicht, der kurländiſchen Angelegenheiten wegen, gezögert, die Gefährliche durch das Eheband zu zügeln.

Zwei Geſandtſchaften morgenländiſcher Gebieter, im hohen Sommer kurz aufeinander folgend, gaben mit ihrem fremdartigen Prunke Zeugniß von dem wachſenden Anſehen des Reichs im fernen Orient. Des türkiſchen Botſchafters Einzug in die Hauptſtadt war verſchoben worden, weil der Hof, eiferſüchtig auf das im belgrader Frieden ausbedungene Recht, daß der ruſſiſche Geſandte mit demſelben Ceremoniel in Stambul empfangen würde, als der römiſch-kaiſerliche, erſt Bericht erwartete vom Stellvertreter des Czarenthums an der hohen Pforte. Als die Kunde zufriedenſtellend lautete, zog der türkiſche Ambaſſadeur unter großen Ehrenbezeigungen in St.-Petersburg ein. Die andere Geſandtſchaft war von der wunderlichſten Art, dergleichen man ſelbſt in Rußland, gewöhnt an die fremdeſten Erſcheinungen, noch nicht erlebt hatte. Nadir Schach hatte nach ſeinen glänzenden Eroberungen in Indien im Jahre 1740 eine Geſandtſchaft an den Kaiſerhof abgeordnet, um vom Erfolge ſeiner Waffen Kunde zu geben, und ihr kein geringeres Gefolge als 16,000 Mann mit 20 Kanonen zugeſellt. Zeitig unterrichtet von dieſem Beſuche, war der General Apraxin angewieſen, mit einem kleinen Heere den Perſern entgegenzugehen und ihnen ſagen zu laſſen, „weil zwi-

ſchen Aſtrachan und Moskau es in der Wüſte an Nahrung für Menſchen und Vieh fehlen würde, ſei es rathſam, nur mit 3000 Mann den Zug zu unternehmen". Stutzig über dieſe Zumuthung, machte der Perſer Halt und ſandte einen Eilboten an ſeinen Gebieter, welcher ihm befahl, ſich mit der ruſſiſchen Behörde über die Zahl der Begleiter zu vergleichen. Daher denn die verſpätete Ankunft des perſiſchen Geſandten, der mit außerordentlicher Pracht an der Spitze von 3000 Mann und 14 Elefanten im Juli 1741 in St.-Petersburg einrückte. Am Tage der Audienz ſagte der Perſer in einer langen Rede bei Überreichung einer Menge von Edelſteinen und rohen Diamanten, „ſein Herr habe die dem Großmogul abgenommene Beute mit einem ſo guten Bundesgenoſſen, wie der ruſſiſche Kaiſer, theilen wollen". Die Beſorgniß des Cabinets, Schach Nadir möge unter dem Scheine einer ſo zahlreichen Geſandtſchaft Eroberungsplane auf Aſtrachan verbergen, beſtätigte ſich nicht; dagegen ging das Gerücht, „der morgenländiſche Herrſcher habe, unter der Bedingung, Chriſt zu werden, um die Hand Eliſabeth's geworben; die Großfürſtin ſei nicht abgeneigt geweſen, die Tante in den Harem hinzugeben, habe aber endlich doch den Schritt als gefährlich verworfen".

Das gute Verſtändniß mit Frankreich ſchien, der geheimen Machinationen in Schweden ungeachtet, beruhigend hergeſtellt, als der Marquis de la Chétardie,

ein verhängnißvoller Name für das Joan'ſche Haus, um dieſe Zeit ſeine Audienz erhielt. Schon längere Zeit in Rußland, hatte er ſein Beglaubigungsſchreiben an die Großfürſtin nur in Gegenwart der jungen Kaiſerin überreichen wollen, was Schwierigkeiten veranlaßte, da vor dem Alter eines Jahres die kaiſerlichen Kinder nicht öffentlich erſcheinen. Indem der Marquis ſeine Würde als Ambaſſadeur ablegte, hatte er eine beſondere Audienz bei der Großfürſtin, welche ihn, den jungen Kaiſer auf dem Arme, in deſſen Gemächern empfing und von dem geheimen Gehülfen ſo verderblicher Pläne gegen ihr Geſchlecht die Verſicherung der Freundſchaft ſeines Königs entgegennahm.

Unter dieſem friedlichen Gepränge hatte das Misverhältniß in der regierenden Familie den oben erwähnten Grad des Widerwärtigen erreicht und den Kaltſinn beider Gatten die Geburt der Prinzeſſin Katharina nicht vermindert, welcher den Hof am 26. Juli als ein frohes Ereigniß begrüßte. Wie beide Gatten in gereizter Stimmung verharrten, ſtanden ſich auch ihre Vertrauten feindſelig entgegen, die ſchöne Julie von Mengden und der Herr von Haimburg, zu deſſen Haushälterin in ſibiriſcher Verbanntenwirthſchaft eine ſinnreiche Rache ſie ſpäter beſtimmte. Um auch den letzten Zwang aus dem Umgange des Grafen Lynar mit der Großfürſtin zu verbannen, vollzog man am 24. Auguſt feierlich die Verlobung der erſten Hofdame

mit dem ſächſiſchen Geſandten; dankbar ſchenkte die Gebieterin ihrer Vertrauten einen ehemals Biron'ſchen Palaſt, nebſt einer reichen Herrſchaft in Liefland, genoß aber nur kurze Zeit der Gegenwart des Scheinbräutigams, indem dieſer nach Sachſen eilte, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen und dann als Oberkammerherr ſich ganz dem Dienſte der Großfürſtin zu widmen. Sein guter Genius warnte ihn vor zeitiger Rückkehr, ſonſt würde auch der neue Oberkammerherr ſein Leben in Sibirien beſchloſſen haben.

Die Spaltung der kaiſerlichen Familie griff immer nachtheiliger in das Cabinet ein, in welchem der Mitregent häufig präſidirte und jene Fahrläſſigkeit in die höchſten Angelegenheiten verpflanzte, die immer eintreten muß, wenn das gemeinſame Intereſſe ſchwindet und perſönliche Verdroſſenheit die Pflicht gegenſeitiger Sicherſtellung aus den Augen ſetzt. Oſtermann, des Premierminiſters entledigt, hatte am Vicekanzler einen neuen Nebenbuhler zu bekämpfen, der, obgleich ſonſt ſcheu und Ruhe liebend, ſich nicht ſelten eigenwillig und widerſpenſtig zeigte und ſeine, auf deutſchen Univerſitäten erworbenen Kenntniſſe geltend zu machen ſuchte. Weil der Mitregent Oſtermann's Rath ausſchließlich befolgte, neigte ſich Golowkin zur Großfürſtin und wußte die launenhafte Dame ſo für ſich zu gewinnen, daß ſie ohne Mitwiſſen des Gemahls und des älteſten Staatsmannes wichtige Angelegenheiten

durch den Vicekanzler verrichten ließ. Golowkin war es, welcher zuerſt, um die Dynaſtie zu befeſtigen und ſie von dem Leben eines Kindes unabhängig zu machen, der Großfürſtin rieth, ſich die Krone aufs Haupt zu ſetzen. Welches Glück für den alten kränklichen Großadmiral, wenn die heftigen Anfälle wiedergekehrter Übel ihn im Frühlinge des Jahres hinweggerafft hätten! So ſtockte die Einheit der Zuſammenwirkung in der oberſten Staatsleitung, und ſcharf ſpähenden Augen wurden die Lücken ſichtbar, die Zerriſſenheit, welche bei dem gleichzeitig ausbrechenden ſchwediſchen Kriege den Umſturz alles Beſtehenden erleichterte.

Die Schilderung des Privatlebens der Großfürſtin gewährt den Maßſtab für die öffentliche Geſelligkeit während ihrer kurzen Herrſchaft. Jene trübe Langeweile, Abgeſpanntheit und Grillenhaftigkeit, welche auf dem Geſichte der bei allen Glücksgütern nicht zufriedenen Frau zu erkennen war, verſcheuchte das heitere, wohlanſtändige Behagen, das man in den Hofzirkeln ihrer Tante liebgewonnen. Da die jüngere Anna mehre Sprachen fertig redete, dauerte denn auch, wiewol wenig aufgemuntert, die italieniſche Oper fort, welche im Jahre 1737 mit dem „Abiasare“ und der „Semiramide o'l finto Nino“ begonnen hatte. Dazu war noch eine deutſche mittelmäßige Komödie gekommen, indem die Herzogin von Kurland, weder des Franzöſiſchen noch Italieniſchen mächtig, die ſo ge-

nannte Neuberiſche Truppe aus Leipzig mit guter Beſoldung in den Dienſt des Hofes gerufen. Aber der Oberhofmarſchall Löwenwolde, den Italienern entſchieden zugeneigt, ließ dem deutſchen Schauſpiele ſeine Geringſchätzung empfinden, und nach Biron's Sturz hätte er die armen Komödianten als Bettler aus dem Lande geſchickt, wäre nicht der einflußreiche Graf Lynar als Patron der Landsleute aufgetreten. Löwenwolde ging damit um, das franzöſiſche Ballet des Mr. Duclos aus Kaſſel zu verſchreiben, als die Thronveränderung hereinbrach.

Im Übrigen erhielt ſich auch jetzt noch die ruſſiſche Komödie zur Ergötzung des Volks, und die Badergeſellen im Hospital erheiterten während der „Butterwoche" auf ihrer improviſirten Bühne die lachluſtigen Zuſchauer mit ihren grotesken Späßen. Luſtig und frivol zugleich nahm es ſich aus, als einſt die Schüler des Leibarztes Blumentroſt ein bibliſches Stück in ruſſiſcher Sprache, und darin die Verkündigung Mariä vorſtellten und die Jungfrau dem Engel in vollem Zorne antwortete: „Ob er ſie für eine H. hielte, daß er ihr von Schwangerwerden vorplaudere? Er möchte ſich nur wegpacken, oder ſie wollte ihn fegen." Ähnlichen Schlages war die Komödie, welche die Dienerſchaft des kaiſerlichen Marſtalls im ruſſiſchen Carneval auf einem Heuboden zum Beſten gab; eine am Abend ausgeſteckte Papierlaterne und der Klang einiger Wald-

hörner lud die Müßigen um ein paar Kopeken zu den Igriscys (Luſtſpielen) ein.

So vergnügte ſich das Volk in alter Weiſe; aber die höhere Geſellſchaft ermangelte während des Jahres 1741 eines erfriſchten Lebens und trug das Gepräge des Kränklichen, Unluſtigen, jener Unbefriedigtheit, welche den Thron einnahm. Dazu kam der ſchwediſche Krieg, deſſen Ausbruch die nächſten Grenzprovinzen der Hauptſtadt beunruhigte, herbeigeführt durch die lang unterdrückte Erbitterung des Nachbarvolkes, durch franzöſiſches Geld und franzöſiſche Ränke.

Schweden, ſeit der Schlacht bei Poltawa von ſeiner erkünſtelten Höhe herabgeſtürzt und ſeit dem Tode Karl XII. das Spiel eines gewiſſenloſen, feilen Adels, war in gleichem Grade durch Parteikämpfe in ſeinem Innern ermattet und zerrüttet, als Rußland unter der Regierung der Kaiſerin Anna unleugbar an Einheit und Kraft des politiſchen Willens zugenommen hatte. Auf dem ſtürmiſchen Reichstage 1738 trug die Gyllenborg'ſche oder franzöſiſche Partei einen entſchiedenen Sieg über die Horn'ſche davon, und die ganze höhere Geſellſchaft ſpaltete ſich in die kriegsluſtige, antiruſſiſche Faction der „Hüte" und die friedfertige der „Mützen", Namen, welche bekanntlich während dieſes Reichstages einer zufälligen Geſprächswendung in einem vornehmen Zirkel ihren Urſprung verdankten. Die Ermordung des Major Sinclair im Sommer 1739 hatte

die Wuth auch des großen Haufens gegen die Ruſſen aufs Äußerſte getrieben und ſelbſt den Weibern einen tödtlichen Haß gegen jene Halbbarbaren eingeflößt. Bereits am Ende des Jahres 1739 rüſtete ſich Schweden zum Angriff, um die im Frieden zu Nyſtädt verlorenen Provinzen wiederzugewinnen und ſich an dem „verfluchten Volke der Ruſſen, die eigentlich auf allen Vieren gehen müßten", zu rächen. Aber der Friede mit den Türken hatte das auflodernde Feuer noch gedämpft. Wie nun im Jahrr 1741 der Kampf um Habsburgs Erbe ausbrach und Frankreichs Politik nicht ſicher war, daß nicht Rußland der bedrängten Königin von Ungarn mit ſeiner Macht beiſpränge, ſann man zu Verſailles auf einen ablenkenden Krieg im Norden und fand das käufliche, ſchwediſche Miniſterium um ſo eher geneigt, als daſſelbe nur durch Willfahrung gegen den Nationalhaß ſich behaupten konnte. Auf dem im Jahre 1741 verſammelten Reichstage verhallten die Warnungen Wohlgeſinnter, welche an die ſchlechte Verfaſſung Schwedens und die rieſige Macht Rußlands, auch unter einer ſchlaffen Regierung, erinnerten. Die Hoffnung auf Frankreichs Hülfe, auf die unleugbare Unzufriedenheit der nationalen, die fremden Miniſter haſſenden Partei in Rußland und auf ungewiß in der Zukunft ſchlummernde Ereigniſſe erhitzten das unbeſonnene Ehrgefühl, und ſo beſchloß man übereilt am $\frac{\text{21. Juli}}{\text{1. Auguſt}}$ den Krieg und ſetzte im

lächerlichen Siegesvertrauen ſchon die künftigen Friedensbedingungen feſt, welche auf nichts Geringeres hinausliefen, als Rußland zur Abtretung der eroberten Provinzen, ſogar der neuen Hauptſtadt zu zwingen. Um Rußland, deſſen misliche Hofzuſtände man kannte, ſie aber in ihrer Rückwirkung auf die Waffenmacht zu hoch anſchlug, zu überraſchen, hatte man ſchon um die Zeit der Kriegserklärung den Poſtenverkehr mit St.-Petersburg gehemmt. Doch das kaiſerliche Cabinet war durch Beſtuſchew, ſeinen Geld und Verſprechungen nicht ſparenden Miniſter in Stockholm, ſo gut von den Hergängen des Reichstages unterrichtet, daß bereits am Ende des Juli die Generale Keith, Lascy und der Prinz von Heſſen-Homburg mit zwei Heeren in Finnland und bei Crasnagorka, 7 Stunden von der Hauptſtadt, ein Lager bezogen, während man Anſtalten traf, ein drittes unter Löwendal in Liefland aufzuſtellen. Der Generaliſſimus befand ſich eben mit ſeinem Bruder bei der Muſterung des finnländiſchen Heeres, als der Donner der Kanonen von St.-Petersburg herüber die Geburt der Prinzeſſin Katharina verkündigte. — Das ſchwediſche Kriegsmanifeſt vom 4. Auguſt gab als Urſachen des Krieges die Verletzung des nyſtädter Friedens, widerrechtliche Einmiſchung in die ſchwediſche Verfaſſung, Beleidigung der Nationalehre durch Drohungen, Ermordung des ſchwediſchen Majors Sinclair, Verbot der in jenem Frieden bedingten Kornaus-

fuhr und der, ſchwediſchen Unterthanen bei ruſſiſchen Gerichten verweigerten Rechtspflege an. Am 25. Auguſt rückte Keith in das ſchwediſche Finnland ein, nachdem Tags vorher, am Geburtsfeſte Joan III., unter dem Jubel der Soldaten die ruſſiſche Kriegserklärung bekannt gemacht worden war. Bereits am 3. September kam es bei der kleinen Stadt Willmanſtrand zu einem Treffen, in welchem die Schweden, nach hartnäckigem Widerſtande, unterlagen und die Stadt mit Sturm erobert und geplündert wurde. Der ſchwediſche General Wrangel, welcher unvorſichtig ſich in das Treffen eingelaſſen, gerieth in Gefangenſchaft; aber die Schuld der Niederlage, wie Manſtein, ein tapferer Zeuge dieſes Ereigniſſes, verſicherte, mit Unrecht, büßte 2 Jahre darauf der Generallieutenant Buddenbrok mit ſeinem Kopfe, „weil er nicht zeitig genug zu Hülfe gekommen wäre". — Die Sieger, alle Einwohner von Willmanſtrand auf ruſſiſches Gebiet ſchleppend, gingen darauf zurück, bezogen das frühere Lager und begnügten ſich mit kleinen Streifzügen. Groß war die Freude über dieſe Erſtlinge in St.-Petersburg; man behandelte die gefangenen ſchwediſchen Offiziere ausgezeichnet artig und behielt ſie, die gefährlichen Dienſtbefliſſenen einer Partei, die bereits ſchon an dem waghalſigſten Unternehmen arbeiteten, in der Hauptſtadt. Unterdeſſen langte gegen Ende Septembers Graf Löwenhaupt, des Krieges ehrgeizigſter Beförderer, nach dem ſchwedi-

ſchen Finnlande, und ſah ſich an der Spitze eines wohlverſehenen Heeres von nahe an 24,000 Mann; da aber keine angreifende Bewegung erfolgte, bezogen die Ruſſen um den 8. November die Winterquartiere.

Um dieſe Zeit einer drohend vor Petersburg gelagerten Feindesmacht betrieb man im Cabinete, und zumal Golowkin mit nachhaltigem Eifer, die höchſt wichtige Angelegenheit: die Großfürſtin zur Kaiſerin zu erklären. Als Einleitung zu einem ſo folgereichen Schritte diente der Vorſchlag, auch die Töchter der Ehe der Regentenfamilie, im Falle des Abgangs der männlichen Linie, thronfähig zu machen; wider Golowkin, der, um allen Zufälligkeiten vorzubeugen, auf die Krönung der Mutter drang. Als auch Oſtermann zögernd beitrat, wurden im Stillen die Vorbereitungen getroffen, um am 18. December, dem Geburtstage Anna's, dem Joan'ſchen Zweige dieſe Bürgſchaft ſeiner Dauer zu verleihen. Aber Saumſeligkeit und Unentſchloſſenheit der Großfürſtin ließen die Revolution reif werden, welche ihr Geſchlecht für immer vom Throne entfernte. Auch trat die Sorge für die Ruhe der nächſten Provinzen zwiſchen die Ausführung. In Oſtermann's Hauſe, wo die Generale ſich zum Kriegsrath verſammelten, wandte man die Aufmerkſamkeit überwiegend den Vertheidigungsmaßregeln zu, weil die Kunde einlief, „der kühne ſchwediſche Oberfeldherr Löwenhaupt ginge zur Winterszeit mit einem Einfalle in

das ruſſiſche Finnland um". Beunruhigend deutete ſein Manifeſt auf die innere Unzufriedenheit Rußlands: „das ſchwediſche Heer betrete den ruſſiſchen Boden, um ſeiner Krone Genugthuung zu verſchaffen wegen des vielfältigen Unrechtes, welches ſie von Rußlands fremden Miniſtern erlitten. Man beabſichtigte, die ruſſiſche Nation von dem unerträglichen Joche und der Grauſamkeit jener ſelbſtſüchtigen Tyrannen zu befreien und ihr zur Erlangung einer frei gewählten und rechtmäßigen Obrigkeit behülflich zu ſein". — Keiner der bedrohten Miniſter hatte Schärfe der Urtheilskraft, hinter ſolchen Äußerungen eine im Dunkeln ſchleichende Aufrührerrotte zu wittern; keiner die Aufopferungsfähigkeit und den thatkräftigen Willen eines Münnich, für Alle zu ſorgen und zu handeln und ohne lange Berathung durch Einen Schlag das Verderben abzuwenden. Man begnügte ſich mit Maßregeln gegen den äußern Feind; alle Regimenter erhielten Befehl zum Aufbruch, und General Keith verließ die Hauptſtadt wieder am 5. November. Auch ein Theil des Regiments Preobraſchensk war zum Ausrücken fertig, aber deſſen Zuneigung zum Prinzen von Braunſchweig bereits erſchüttert. Als die Garden im Sommer nach Finnland aufbrachen, hatten ſie dem Prinzen bei der letzten Muſterung mit ſoldatiſcher Freiheit zugerufen: „Bruder, du kommſt doch nach und commandirſt uns?" Das Ausbleiben des Generaliſſimus, wider ſein Ver-

ſprechen, verdroß die Prätorianer und machte ſie der Verführung zugänglich.

So war Cabinet, Hof und Hauptſtadt vor dem Auslande in Sorgen, als in der Nacht vom 5. zum 6. December aus dem unbewahrten Innern die zerſchmetternde Exploſion erfolgte.

Viertes Capitel.

Eliſabeth Petrowna ſchwingt ſich auf den Thron. L'Eſtocq 24/25 November 5/6 December 1741.

Eliſabeth, geboren am 5. September 1709 (im Jahre von Pultawa) von Katharina, der gewitzigten, aber verbuhlten Mutter, hatte die Untugenden ihres Vaters in ihrem Blute empfangen, ohne des ſtahlkräftigen Geiſtes dieſes ausgezeichneten Mannes theilhaftig zu werden. Ihre Erziehung in einem Hauſe, in welchem keine Spur von gemüthlichem Ehefrieden waltete, die Mutter faſt täglich vor der kranken Wuth des Gemahls erbeben mußte, aber dennoch Mittel fand, für den unbefangenen Treubruch des thieriſchen Wollüſtlings ſich zu entſchädigen, konnte nur

eine ſehr mangelhafte ſein und frühe ſchon ward die zartere Weiblichkeit abgeſtumpft durch Schreckniſſe, Grauſamkeiten und die bizarren Genüſſe, welche den Hof des Czaren bezeichneten. Weil die Kaiſerin ihren Gemahl auf Reiſen im In- und Auslande begleitete, hatten die beiden Ceſarewnen, Anna und Eliſabeth, keinen beſondern Hofſtaat und erwuchſen unter den Augen zweier Ruſſinnen, bis man ihnen nach dem Tode des Vaters, als der Graf Devier, Polizeiminiſter von Petersburg, die Stelle ihres Oberhofmeiſters bekleidete, eine Franzöſin gab, die jedoch die Prinzeſſinnen nur in den Unterrichtsſtunden ſah. Ehe noch die frühe reifende Eliſabeth, ſchön nach ruſſiſchen Anfoderungen, bei aller Frühe des Körpers graziös in ihren Bewegungen, raſch zu Fuß, als Tochter Peter's ſoldatiſch dreiſt zu Pferd und auf dem Waſſer, einem der vielen hochfürſtlichen Bewerber, wie ihre Schweſter Anna, beſchieden werden konnte, war bereits ungebührliche Luſt in ihrem heißen Blute entzündet, deren verſtohlene, aber nicht geheimgebliebene Befriedigung den fremden Fürſten die Bewerbung um die reiche Kaiſertochter ſehr bedenklich, bereits eingeleitete auch wol rückgängig machte. Ungeachtet ihre Mutter, für die Ehre ihrer Tochter mehr vorſichtig bedacht als durch eigenes Beiſpiel thätig, ihr die Witwe des Michajl Alexewitſch Saltykow, eine geborne Deutſche und ſpätere Frau des Feldmarſchalls Münnich, als Gouvernante, eine

Tochter derſelben, ſowie Fräulein Mawra Schepelow zu Ehrendamen gab, wußte Eliſabeth doch mit einem Gardeſoldaten, Schubin, noch vor dem ſiebenzehnten Jahre, im ſogenannten Sommergarten einen Umgang anzuknüpfen, welcher zuerſt die Meſſalinennatur zum Bewußtſein brachte. Rathgeberin und Gehülfin war ſeitdem jene Mawra, häßlich und mit widerwärtigen Körperfehlern behaftet, aber durch eine Reihe von Jahren des rückhaltsloſeſten Vertrauens der Ceſarewna gewürdigt, und in dieſer Eigenſchaft ſpäter die Gattin des Günſtligs Schuwalow. Auch nach der Mutter Tode dauerte die Verbindung mit Schubin fort; Eliſabeth wechſelte jedoch bald in der Wahl ihrer Liebhaber und enthielt ſich nicht der vertraulichen Äußerung zu Münnich's Tochter, „ihr ſei nur wohl, wenn ſie verliebt ſei", was bei den unſtäten und nach kurzer Befriedigung abſpringenden Neigungen das unerläßlichſte Lebensbedürfniß wurde. Sonſt leicht faſſend und nicht unfähigen Geiſtes, erlernte ſie die ruſſiſche, franzöſiſche, deutſche, finniſche und ſchwediſche Sprache, ſchrieb eine ſehr deutliche Hand, deren ihre Mutter ſich zu Unterſchriften bedient hatte, und verſtand namentlich mit dem anmuthigſten, wollüſtigſten Ausdrucke zu tanzen. Dies war aber auch faſt der ganze Kreis ihrer Kenntniſſe; beſſere Fähigkeiten ſchlummerten, da ſie nicht ausgebildet wurden; und fügen wir hinzu, daß Eliſabeth ſchon vom zarten Jungfrauenalter

in der Verſtellung ſich übte und daß Leutſeligkeit und Freundlichkeit, deren ſie bei ihrer freien Lebensweiſe gegen Niedere, als Kammerdiener, Ärzte u. ſ. w. bedurfte, ihr zur Gewohnheit wurde, ſo haben wir die weſentlichen Züge ihres Bildes beiſammen. Der ihr noch auf dem Todbette der Mutter zugedachte Bräutigam, der Biſchof von Lübeck, ſtarb bald nach der Verlobung und das Teſtament Katharina's I., welches ſie reichlich bedachte, beſtimmte ſie und ihre Nachkommen zu Erben des ruſſiſchen Thrones, falls ihr Neffe, der junge Peter, ihre Schweſter Anna und deren Sprößlinge ausſtürben. Unter Peter II. war Eliſabeth's Anſehen ſo gering geweſen, daß ſie ihrem erſten Günſtlinge, Schubin, keine höhere Würde als die des Sergeanten zu verſchaffen vermochte; nach dem Tode des jungen Kaiſers, als Ungewißheit über die Nachfolge die Gemüther jedem kühnen Entſchluſſe unterwürfig machte, würde Eliſabeth, als Tochter Peter's in die Verſammlung uneiniger Großen getreten, die Entſcheidung für ſich gewonnen haben, hätte ſie nicht ein fataler Umſtand verhindert. Wir wiſſen aus einer verſteckten Äußerung Schlözer's, welcher das Geheimniß aus dem Munde des Akademikers Müller, des Reichshiſtoriographen, kannte, daß Eliſabeth eben damals in den Wochen lag. — Unter der Regierung Anna's, welche bei aller Wärme des Temperaments mit löblichem Anſtande die Schwäche ihres Herzens

vor der Welt verhüllte, fehlte es nicht an ſehr ärgerlichen Auftritten; ungeachtet die Kaiſerin der Muhme Manches zu Gute hielt, mußte ſie doch, da Schubin's brutale Günſtlingsherrſchaft öffentlichen Scandal verurſachte, ſehr ernſtliche Weiſungen ergehen laſſen, die Prinzeſſin mehrmals mit dem Kloſter bedrohen und endlich den Liebhaber in einen unbekannten Kerker nach Sibirien ſchicken. Eliſabeth, von Natur furchtſam und durch ſolche Schritte noch mehr eingeſchüchtert, war auf ihrer Hut, gewann in Verſtellungskünſten und äußerte weniger ihr Misvergnügen, wenn man ihr nur einigermaßen nach ihrem Stande zu leben und ihrem Vergnügen nachzuhängen geſtattete. Für Biron faßte ſie ein günſtiges Vorurtheil, weil er mehrmals, in dunkler Ahnung des Kommenden, ihre perſönlichen Rechte vertrat; ſonſt aber war Eliſabeth ſo indolent, ſelbſt Diejenigen anzugeben, welche unvorſichtig Mitleid mit ihrer Zurückſetzung oder Unzufriedenheit über das Betragen des Hofes an den Tag legten. Dennoch konnte ſie den Gedanken nicht ganz unterdrücken, daß ſie die Tochter Peter's ſei, und ihr blieb nicht unbekannt, daß eine mächtige Partei, die Altruſſen, ergrimmt über die Herrſchaft der Fremdlinge, hoffend auf ſie blickte und eine leiſe Stimme im Volke ſie als Befreierin von der Unterdrückung bezeichnete. Ihr Unmuth wuchs, als Prinz Anton Ulrich die jüngere Anna heirathete, und ſie begann damals die erſten

Schritte, ſich Anhang zu bilden. Wie nach dem Tode der Kaiſerin die Krone dem jungen Joan beſtimmt war und erſt dem fremden Emporkömmlinge, dann der Großfürſtin die Regentſchaft zufiel, richteten Andere ihre Gedanken auf ein ernſtes Ziel, ſchien gleich in den erſten Monaten das traulichſte Einverſtändniß zwiſchen ſo nahen Verwandten fortzubeſtehen. Sie ſahen ſich ohne Förmlichkeit, verkehrten ungezwungen miteinander, bis Übelgeſinnte Mistrauen einflößten und Eliſabeth die Großfürſtin nur bei feierlicher Gelegenheit, und wenn ſie es des Anſtandes wegen nicht vermeiden konnte, beſuchte. Durch allerlei kleine Ränke unterhielt Juliane von Mengden dieſen Kaltſinn, ließ z. B., da Eliſabeth Abends um 7 Uhr von Hofe nach Hauſe zurückzukehren pflegte, alle Uhren im Palaſte eine Stunde früher ſchlagen, um die Entfernung der Widerwärtigen zu beſchleunigen, was die Prinzeſſin bald merken mußte. Unter Soldaten herangewachſen und mit der Behandlungsweiſe der Prätorianer vertraut, ſuchte die Tochter Peter's durch leutſelige Künſte ſich das Wohlwollen derſelben zu ſichern. Sie war ſchon mehrmals Zeugin von erfolgreichen Umwandlungen durch geringe Militairgewalt geweſen; der ſo leicht bewirkte Sturz des allgewaltigen Biron hatte ihre Seele mit kühnen Vorſtellungen bekannt gemacht. Während der Regentſchaft verging kein Tag, an welchem ſie nicht das Kind eines Gardeſoldaten aus der

Taufe hob, die Ältern beſchenkte und andere Gnaden erwies; daher man ſie, die ſo kunſtlos an Peter den Großen erinnerte, in den Garden gern ſah und als „Mutter" begrüßte. Eine ſo zutrauliche Gewöhnung erleichterte den Umſtand, daß Münnich für die Regimenter, welche ſonſt bei den Einwohnern eingelegt waren, eigene Caſernen erbaut hatte und Eliſabeth ein Haus in der Nähe der Preobraſchenskiſchen beſaß, wo ſie häufig Nachts weilte und Offiziere und Soldaten ungezwungen bei ſich ſah. Oft, wenn Eliſabeth durch die Straßen von St.-Petersburg fuhr, ſtiegen ganz gewöhnliche Soldaten hinten auf ihren offenen Schlitten und unterhielten ſich zutraulichſt. Die Großfürſtin Anna, darauf aufmerkſam gemacht, behandelte Dergleichen, was im römiſchen Kaiſerreiche als Majeſtätsverbrechen erſchienen und auch unter Anna nicht ungerügt geblieben wäre, als gänzlich unbedeutend, und mit dem leichtſinnigſten Spotte hieß es bei Hofe: „Eliſabeth hat wieder Aſſembleen mit den Preobraſchenskiſchen Grenadieren."

Um die Zeit dieſer bedenklichen Anknüpfungen kam Prinz Ludwig von Braunſchweig nach St.-Petersburg und die Heirath der jetzt 32jährigen Prinzeſſin mit dem erwählten Herzoge von Kurland ward lebhaft von Miniſtern, welche Eliſabeth nicht aufhörten zu fürchten, betrieben. Ob die Ceſarewna nach ihrer Art Neigung zum kräftigen Jüngling empfand, oder

Freiheit und das Vergnügen des Wechſels höher anſchlug und durch das Andringen des Hofes zu verzweifelten Entſchlüſſen getrieben wurde? bleibt im Dunkeln. So viel lehrt die Kenntniß ihres Charakters, daß ſie, bei dem Ehrgeiz der Kaiſertochter träge und arbeitsſcheu, ſich ungern mit Angelegenheiten beſchäftigte, für welche ſie ſich zuſammenfaſſen mußte, und daß ſie nur durch Rathgeber und drängende Umſtände zu einer That hingeriſſen wurde, mit welcher ſie ſich bisher nur angenehm in Gedanken beſchäftigt hatte. Doch um ſo weniger ſcheint die beabſichtigte Heirath allein ſie aufgerüttelt zu haben, da der Prinz Abneigung zu erkennen gab und ſeine Freiheit nicht aufzugeben Luſt bezeigte. Als vier Wochen vor der Kataſtrophe auf höhern Wink in der petersburger Zeitung ſtand: „Die Vermählung des Herzogs von Kurland mit Eliſabeth würde nächſtens bei Hofe bekannt gemacht werden", und ein Edelmann aus der Umgebung des Prinzen, dieſes Blatt in der Hand, ihm Glück wünſchte, verfärbte er ſich beim Leſen und ſagte, indem er das Blatt in Stücke zerriß, „er werde nie eine H. wie Prinzeſſin Eliſabeth nehmen".

So möchten denn die Träume der Beleidigten nie zur That geworden ſein, hätte ſie nicht in ihrer Umgebung einen Mann gefunden, der, von wärmſter Anhänglichkeit an die Perſon der Ceſarewna erfüllt, ihr nie Ruhe ließ mit Vorſtellungen über ihre Anſprüche,

für ſie dachte und handelte und die Unentſchloſſene dahin lockte, daß zwiſchen dem Schritte vorwärts und zwiſchen Schmach und Tod keine Wahl blieb.

Johann Hermann L'Eſtocq, geboren zu Zelle am 29. April 1692, ſtammte von franzöſiſchen Ältern, welche in der Champagne nicht unangeſehen — wenigſtens rühmt die Urkunde, mit welcher Karl VII. ihn ſpäter in den Reichsgrafenſtand erhob, ſeine adelige Herkunft — durch die Aufhebung des Edicts von Nantes nach Deutſchland vertrieben ward. Von ſeinem Vater in der Wundarzneikunſt unterrichtet, mochte er ſich ſchon in mancher Geſtalt umhergetrieben haben, als den nach Höherem ſtrebenden Jünglinge die Kunde vom Glück der Ausländer in Rußland im Jahre 1713 nach Petersburg führte. Es gelang ihm, ſich dem Czaren bemerklich zu machen, und er wurde als Leibchirurgus in die Nähe des Hofes gezogen, eine Stelle, welche er durch Geſchicklichkeit und unverwüſtlich heitere Laune, die mit guter Miene ſelbſt Züchtigung der ſchweren Hand Peter's hinnahm, mehre Jahre behauptete. Auf Reiſen gewann L'Eſtocq auch das Vertrauen Katharina's I.; aber Unbeſonnenheiten und tolle Streiche, wozu namentlich ihn ſeine Liebſchaften verleiteten, zogen ihm Ungnade zu und, von andern Hofbedienten verklagt, mußte er im Jahre 1718 nach Kaſan wandern. Dort erwarb er in der Ausübung ſeiner Kunſt ſich eine gewiſſe Wohlhabenheit und wurde

im Jahre 1725 von Katharina, welche ſich ſeiner Dienſte erinnerte, zurückberufen und als Wundarzt der Ceſarewna Eliſabeth angeſtellt. Alsbald gewann er durch „freies und luſtiges Weſen" auch die Gunſt der Prinzeſſin, die ja in ihrem Treiben von den Dienſten treuer und kluger Diener abhängig war, und brennender Eifer für ſeine Gebieterin machte ihn dieſer Gunſt in hohem Grade würdig. Aus oben berührtem Grunde iſt es jedoch falſch, daß L'Eſtocq ſchon bei Peter II. Tode Eliſabeth gedrängt habe, ihr Thronrecht geltend zu machen. Treu hielt er die Jahre der Erniedrigung und der Sorge bei ihr aus und verſchob ſeinen Plan auf eine günſtigere Zeit. Seine natürliche Lebhaftigkeit, ſein Frohſinn bei ſehr anſtößigen Sitten — er fluchte läſterlich und ſcheint auch der Prinzeſſin Geſchmack an derben Ausdrücken beigebracht zu haben — war mit einem Unternehmungsgeiſte gepaart, welcher eignes Wohl und Leben aufs Spiel zu ſetzen keinen Augenblick zögerte; ſchwatzte er unbeſonnen aus echt franzöſiſcher Natur, ſo machte doch nie ruhender Eifer, erfinderiſcher Verſtand und Geiſtesgegenwart dieſen Fehler wieder gut. Ein ſolcher Mann war das Werkzeug, durch welchen allein eine Thronumwälzung gelang, die an Geringfügigkeit der angewandten Mittel kaum in der byzantiniſchen Hofgeſchichte etwas Ähnliches findet.

Schon nach dem Tode der Kaiſerin Anna ließ

L'Eſtocq nicht ab, die Ceſarewna an ihr Recht zu erinnern und ihr während des raſchen Wechſels der Dinge die Möglichkeit des Gelingens täglich vorzuhalten. Eliſabeth hörte ſeine Plane, billigte ſie, trug aber nichts zur Ausführung bei. Mit argliſtiger Freude hatte L'Eſtocq die Spaltung in der kaiſerlichen Familie, die Zwiſtigkeit unter den Miniſtern, die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation mit der fahrläſſigern Herrſchaft der Fremden ins Auge gefaßt und mit dem verwegenſten Muthe ſogar bei auswärtigen Mächten auf die Erhebung ſeiner Prinzeſſin hingearbeitet. Nicht ohne geheime Vorſtellungen und Mahnungen L'Eſtocq's waren die Hoffnungen des ſchwediſchen Reichstags auf einen Umſturz der Dynaſtie in Rußland ſo offen ausgeſprochen worden; ſchon vor der ſchwediſchen Kriegserklärung hatte man den Hof zu Kiel nicht undeutlich eingeladen, für die Partei der Tante des jungen Herzogs mitzuwirken.

Indem L'Eſtocq auf der einen Seite den Krieg als Mittel der Beförderung Eliſabeth's im Auge behielt und durch die in Petersburg verweilenden gefangenen Offiziere, den General Wrangel und den Oberſten Diberon, ein Einverſtändniß mit dem Grafen Löwenhaupt anknüpfte, war er bedacht, auch in der Hauptſtadt ſelbſt eine wirkſame Partei zu gewinnen. Unter den höchſten Beamten des Staates gab es geheime Freunde der Prinzeſſin, die ſie im Stillen von den Hergängen

im Cabinet unterrichteten; zu dieſen gehörte wahrſcheinlich der von allen Rechtlichen verachtete Prinz von Heſſen-Homburg; vielleicht auch ſelbſt der Großkanzler Czerkaskoi. Um die gute Stimmung der Garden bis zu einer entſcheidenden That zu ſteigern, bedurfte L'Eſtocq Geld, deſſen Eliſabeth's leichtſinnige Wirthſchaft ermangelte. Da fügte es ſich, daß der Marquis de la Chétardie von ſeinem Hofe durch den abgeſchickten D'Avennes die Weiſung erhielt, um den Schweden den Krieg zu erleichtern und Rußland am bewaffneten Einſchreiten in die europäiſchen Händel zu hindern, innere Stürme in St.-Petersburg zu erregen. Dem Beſtreben dieſes liſtigen Staatsmannes begegneten zeitig die Bemühungen des Leibarztes, welcher anfangs eine Liebesintrigue zwiſchen dem Geſandten und der Prinzeſſin einleitete, ſich dann unter dem Titel des Landsmannes dem Marquis näherte, die Grundlinien ſeines Planes zeichnete und Geld zur Ausführung verlangte. De la Chétardie ermaß den Vortheil einer Thronveränderung für Frankreich und gab mit reichlicher Hand nach und nach bis gegen 40,000 Dukaten. Vorſichtig vermied L'Eſtocq, das Haus des Geſandten öffentlich zu betreten, kurze Unterredungen fanden nur gelegentlich in Geſellſchaft ſtatt, und wenn ſie ſich Etwas zu ſchreiben hatten, legten ſie die Zettel in die Doſen, aus denen ſie ſich Taback boten. Überhaupt war der Geſandte von dem Gange der Ver-

ſchwörung nur im Allgemeinen unterrichtet und erfuhr nur zuweilen den Erfolg einzelner Schritte. Aber ungeachtet des unermüdlichen Eifers L'Eſtocq's, der Dringlichkeit der Umſtände, der bereits getroffenen Vorbereitungen und dringenden Gefahren war die furchtſame Prinzeſſin zu keinem Entſchluß zu bewegen; ſie ließ nur für ſich arbeiten und gab endlich, um das ihre Trägheit erſchütternde Ereigniß noch hinauszuſchieben, ihre Einwilligung, daß der Schlag am 6. Januar 1742, dem heiligen Dreikönigstage, erfolgen ſolle. Wenn nämlich bei dem Feſte der „Waſſerweihe" alle Regimenter auf dem Eiſe der Newa verſammelt wären, wolle ſie ſich unter den Grenadieren von Preobraſchensk zeigen, ſie als Peter's Tochter anreden, und hoffe auch die übrigen Regimenter für ſich zu gewinnen. Aber dieſer bedenkliche Plan, der mindeſtens ein ungeheures Blutbad veranlaßt hätte, ward aufgegeben, als der Entſchluß des Cabinets, mit gänzlicher Verdrängung des Peter'ſchen Zweiges die Großfürſtin zur Kaiſerin zu erheben und auch ihre Töchter für thronfähig zu erklären, der Ceſarewna von erſter Hand hinterbracht wurde. Keine Zeit war zu verlieren, denn galt Anna als Kaiſerin, ſo fand das ganze Unternehmen unüberſteigliche Schwierigkeiten. Williger und entſchloſſener Männer eine kleine Zahl hatte L'Eſtocq's Geſchicklichkeit und Geld unter der Preobraſchenskiſchen Garde bereits gewonnen; Schwarz, ein Deutſcher, von gerin-

ger Herkunft, als Muſikus nach Rußland gekommen und ſeit ſeiner Reiſe nach China mit kärglichem Gehalt bei der Akademie angeſtellt, ein fähiger, unternehmender Kopf, hatte als Vermittler einen Auftrag, der ihn ſo leicht dem Henker preisgab, mit ſolcher Gewandheit erfüllt, daß eine Hand voll Grenadiere ihre Anhänglichkeit an den Vater des Kaiſers vergaßen und der Eliſabeth thätige Beihülfe gelobten. Das Haupt unter ihnen war Grünſtein, ein Sachſe, der als verdorbener Krämer in die Garden getreten war und nach und nach 30 Mann zur Ausführung des ungeheuern Planes verlockte. Die unterdeſſen kund gewordene Bewegung des ſchwediſchen Heeres, das Manifeſt Löwenhaupt's, deſſen zuverſichtlicher Ton verrieth, wie weit L'Eſtocq für Eliſabeth gegen Schweden ſich herausgelaſſen, bewirkte die erwähnten kriegeriſchen Maßregeln und den Marſchbefehl für die Garden. Mehre der Verſchworenen ſuchten deshalb Eliſabeth auf, mahnten ſie zur Beſchleunigung, „weil die tüchtigſten Genoſſen ſich entfernen müßten und die Zurückgebliebenen leicht aus Furcht das Geheimniß verrathen könnten". Eliſabeth zagte, ſchwankte; die Noth mußte noch drängender werden, um ihre Furcht zu überwältigen.

Ein Unternehmen, welches, mit auswärtigen Mächten angelegt, den Händen gemeiner Soldaten anvertraut war, das endlich der Haupturheber ſelbſt

in einer Anwandlung franzöſiſcher Geſchwätzigkeit nicht verſchwieg und auf Kaffeehäuſern Winke über bevorſtehenden Wechſel in Petersburg fallen ließ, konnte am wenigſten dem Grafen Oſtermann verborgen bleiben, hatte gleich erfahrener Widerſpruch ihn verdroſſen gemacht, den Argusſinn des alten Wächters geſchwächt. Die großen Geldſendungen an den franzöſiſchen Geſandten erregten zuerſt ſein Bedenken; er beobachtete die Prinzeſſin Eliſabeth, und wenn ſie auch ihre Seelenunruhe unter der Maske der Unbefangenheit zu verſtecken ſuchte, war ihm auch ihr Verkehr mit den Garden längſt bedenklich vorgekommen. Er äußerte ſeine Beſorgniß gegen die Großfürſtin; aber die Unglückliche, welcher eine innere bange Stimme eine drohende Zukunft weiſſagte, war wie mit von Gott geſchickter Blindheit geſchlagen. Welches Gemiſch von abergläubiſchen Befürchtungen, trübſinnigen Vorgefühlen, fataliſtiſcher Reſignation, wie ſtolzer Zuverſicht und eigenſinniger Behauptung eines vorgefaßten Urtheils Anna's Seele erfüllte, lernen wir aus dem verbürgten Umſtande, daß, wie ſie einſt bei einem Beſuch Eliſabeth's durch einen Fehltritt zu den Füßen der Tante niedergefallen war, ſie erſchrocken nachher zu ihren Hofdamen ſagte: „ich werde mich noch vor der Eliſabeth demüthigen müſſen", und ſie dennoch, bei unzweifelhaften Anzeigen einer Verſchwörung ebenſo wenig den Entſchluß gewinnen konnte, die Geg-

nerin durch Einen Befehl zu entwaffnen, als dieſe, an Furcht und Trägheit ihr gleich, den mit Luſt genährten Gedanken zur That werden ließ. Als wolle ſie den Himmel zum unmittelbaren Beiſtande zwingen, vernachläſſigte die Regentin jede Sicherheitsanſtalt. Aus fremdem Lande kamen ihr Winke über dieſe ſie bedrohende Gefahr; Oſtermann, durch ſeine Spione unterrichtet, ließ ſich auf ſeinem Seſſel zu ihr tragen und berichtete die geheimen Zuſammenkünfte L'Eſtocq's mit dem franzöſiſchen Geſandten. Anna ſpöttelte über den Alten, und ſtatt dem treuen Diener Vollmacht zu geben, ging ſie gar nicht auf die Sache ein, ſondern zeigte ihm ein neues Kleidchen für den Kaiſer. Wenige Tage vor ihrem Unglück weiſſagte ihr Maſter Finch: „ſie werde geſtürzt werden, ſei ſie nicht wachſam". Um dieſelbe Zeit ließ der Oberhofmarſchall Löwenwolde Nachts die Schlafende durch eine Kammerfrau wecken und ihr einen Brief überliefern, welchen ſie bei angezündetem Lichte durchlas und dem Grafen die Antwort ſchickte, ob er toll ſei? So ſetzte ihre räthſelhafte Unbeſorgtheit die treueſten Diener, die nur nicht wie Münnich etwas auf eignen Kopf wagen durften, in Verzweiflung, bis ein Brief, den ſie am $\frac{20.\ \text{November}}{1.\ \text{December}}$ angeblich aus Breslau erhielt, ſie ausdrücklich vor Eliſabeth warnte, den Leibarzt als das Haupt der Meuterer bezeichnete und ſie auffoderte, dieſen unverzüglich verhaften zu

laſſen. Da wurde Anna unruhig; alle frühere Warnungen vergegenwärtigten ſich vor ihrer Seele; einige leichte Peitſchenhiebe würden den Arzt, der ſich keines ſtoiſchen Sinnes rühmen durfte, zum Geſtändniß gebracht haben, hätte Anna nur über ſich vermocht eines ſo unbedeutenden Menſchen Einziehung zu befehlen. Wie geiſtesunfähig, behielt ſie den Brief drei Tage, ohne ihn Jemanden zu zeigen, und wählte dann das allerverkehrteſte Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen. Am 4. December, einem Hoftage, hatte Eliſabeth wie gewöhnlich ſich eingefunden, unbefangen mit keinem Blicke Arges verrathend, vielleicht auch mit ganz andern Gedanken beſchäftigt, als mit dem noch nicht feſt anberaumten Kronraub. Nach Cour und Spiel zog ſich die Großfürſtin in ihr Gemach zurück und beſchied durch die Mengden die Ceſarewna zu ſich, was unter den Zurückbleibenden, zumal den Mitwiſſern der Verſchwörung, merkliches Aufſehen erregte. Eliſabeth ſtand vom Spiel auf, ging ins Zimmer der Fürſtin, welche den letztgedachten Brief aus dem Schranke nahm, ihn der Prinzeſſin zeigte und ihr ſagte: „ſie habe mehrfach Nachricht, ihre Aufführung betreffend; ihr Arzt verkehre mit dem franzöſiſchen Geſandten, um ein Complott gegen die herrſchende Familie anzuſpinnen; bis dahin ſei ſie ungläubig geweſen; aber dauerten dieſe Gerüchte fort, ſo würde ſie L'Eſtocq verhaften laſſen, um die Wahr-

heit herauszubringen". Eliſabeth erſchrak mächtig über dieſe Worte; ob aus Geiſtesſchwäche oder Verſtellung, brach ſie in einen Strom von Thränen aus und betheuerte, nie einen böſen Gedanken gegen das regierende Haus gefaßt zu haben. Als ſie die Weichmüthigkeit der noch ſchwächern Regentin, der gleichfalls die Thränen floſſen, inne wurde, raffte ſie ihre Weiberkünſte zuſammen, verſicherte: „ſie habe zu viel Religion, um ihren Eid zu brechen; alle Nachrichten kämen von ihren Feinden, die ſie verderben wollten", L'Eſtocq habe nie einen Fuß in das Hôtel des franzöſiſchen Geſandten geſetzt — ſo war es auch, da ſie ſich anderwärts trafen — „daß es indeſſen von der Großfürſtin abhänge, ihren Diener zu verhaften, damit ihre Unſchuld vollends an den Tag käme". — So entwaffnete Verſtellung den aufgeſchreckten Argwohn der kopfloſen Großfürſtin; weinend ſchieden ſie von einander, Anna innig überzeugt von der Unſchuld der Anverwandten.

Von Angſt getrieben, eilte Eliſabeth nach Hauſe und unterrichtete den bedrohten Diener von dem Vorgefallenen. L'Eſtocq überfuhr es kalt; ſtatt aber, wie Eliſabeth wollte, die ganze Sache aufzugeben, hätte er lieber noch in dieſer Nacht, die Prinzeſſin und ſich zu retten, die Ausführung gewagt; es war jedoch zu ſpät, er konnte die Gehülfen der Verſchwörung, über die Stadt zerſtreut, nicht aufbieten, und ſo be-

ſchloß er die Gefahr, welche einen Tag Verzögerung brachte, zu wagen und erſt in der folgenden Nacht ans Werk zu ſchreiten. Noch waren die Garden beiſammen, eine Gunſt des Zufalls, die man nicht entſchlüpfen laſſen durfte. Als L'Eſtocq am Morgen des $\frac{\text{24. November}}{\text{5. December}}$ wie gewöhnlich zur Prinzeſſin kam und ſie noch immer nicht den nothwendigen Muth zeigte, überreichte er ihr in der Lebhaftigkeit des Geſprächs ein Kartenblatt, auf deren einer Seite er mit leichter Hand Eliſabeth, die Krone auf dem Haupte, gezeichnet hatte; auf der andern Seite war ſie dargeſtellt im Nonnenſchleier, umgeben von Galgen und Rad. „Wählen Sie, Madame, ſagte der Unerſchrockene, entweder Kaiſerin oder in ein Kloſter geſteckt zu werden und ihren treuen Diener unter der Hand des Henkers zu ſehen.“ — Die Angſt vor den Kloſtermauern, mit denen ſie mehr als einmal bedroht war, wirkte; ſie verſprach zu willfahren und die folgende lange Winternacht ſollte das Ungeheure verhüllen.

Dem Leibarzt blieb, der Drohung Anna's ungeachtet, Zeit zu den letzten Vorbereitungen, ſeine Kundſchafter aufzubieten, die verſchworenen Gardiſten zu benachrichtigen. Noch hatte er keinen einzigen Offizier für das Vorhaben gewonnen; aber Grünſtein war raſtlos thätig; Schwarz erſpähete, was am Hofe der Regentin vorging und zumal wo Anna

Digitized by Google

ſchliefe, ob allein oder mit Andern? Denn ſie pflegte in ihrer trüben Unruhe bald in dieſem, bald in jenem Zimmer die Nacht zuzubringen. Als keine beſondere Bewegung bemerklich, nur die gewöhnliche Wache ausgeſtellt war, ging L'Eſtocq noch Abends um 11 Uhr zum franzöſiſchen Geſandten, um Geld zu holen, entdeckte ihm aber nicht, daß noch dieſe Nacht zur Ausführung beſtimmt ſei.

Es war wie ein göttliches Verhängniß, daß die Binde vor Anna's Augen haftete und erneute Warnungen von ihrer Seele abglitten. Noch am Abend nach dem Geſpräch mit Eliſabeth hatte der Marcheſe de Botta zu ihr in folgenden Worten geredet: „Eure Kaiſerliche Hoheit hat unterlaſſen, meine Königin ungeachtet des Bündniſſes beider zu unterſtützen; aber da dem nicht abzuhelfen iſt, ſo hoffe ich, daß wir uns mit dem Beiſtande des Himmels und unſerer andern Alliirten aus der Gefahr ziehen werden. Doch, Madame, vernachläſſigen Sie gegenwärtig nicht für Ihre eigene Sicherheit zu ſorgen; Sie befinden ſich am Rande eines Abgrundes! Im Namen Gottes retten Sie ſich, retten Sie den Kaiſer, retten Sie Ihren Gemahl." Alles ohne den geringſten Erfolg. Wie wenig ſelbſt ihr Gatte geeignet war, ſeine Pflicht als Mitregent, als Vater des Kaiſers, als Mann zu erfüllen, gab er, des Thrones unwürdig, noch wenige Stunden vor Nacht zu erkennen. Er theilte der

Großfürſtin mit: „daß er Bedenkliches über Eliſabeth vernehme; daß er Poſten auf der Straße ausſtellen und L'Eſtocq verhaften laſſen wolle". Anna verhinderte ihn daran, indem ſie die Unſchuld der Prinzeſſin verbürgte, die Thränen weiblicher Beſtürzung und Heuchelei als Zeugen derſelben anführte. Anton Ulrich, der Geiſteskraft ſeiner Verwandten ſo ungleich, beruhigte ſich. Anna aber, mit allerlei trüben Bildern beſchäftigt, ſoll noch an demſelben Abende mit ihrer Vertrauten davon geſprochen haben, wie ſtandhaft und gefaßt ſie ſich verhalten werde, wenn ſie einmal eine unglückliche Prinzeſſin werde. Das Schickſal hat ſie beim Wort genommen.

Eine dunkele kalte Winternacht lag über der ſchlafenden Hauptſtadt; im Palaſt der Regentin blieb Alles ruhig; da ging um Mitternacht L'Eſtocq zur Petrowna, um ſie zum entſcheidenden Auftreten abzuholen. Noch bedurfte die Muthloſe beſchwörender Worte; wie ſie endlich vor einem Muttergottesbilde ſich niedergeworfen, inbrünſtig gebetet und das Gelübde gethan hatte, „während ihrer Kaiſergewalt keines Menſchen Blut zu vergießen", legte ſie, willenlos, auf L'Eſtocq's Rath den St.-Katharinenorden an — einen leichten Bruſtharniſch hatte der Diener nicht herbeiſchaffen können — ſtieg zitternd in ihren Schlitten; hintenauf ſtand ihr Kammerjunker, der ſpätere Großkanzler Woronzow, und L'Eſtocq. Die ſchon

gewonnenen Soldaten des Preobraſchenskiſchen Regiments waren nach der Hauptwache vorausgeſchickt, um die Wachthabenden auf die Ankunft der Prinzeſſin vorzubereiten. Stärker durch die Nähe der Gefahr, trat Eliſabeth in die Mitte von etwa 300 Soldaten und Unteroffizieren mit den ruſſiſchen Worten: „Meine Kinder, ihr wißt, weſſen Tochter ich bin, helft mir mit euern tapfern Armen!" und that ihnen kurz ihre Abſicht kund. Alle, durch L'Eſtocq's Geld über jedes Bedenken der Pflicht erhoben, riefen: „Unſere Mutter, wir ſind bereit, dir zu folgen und alle deine Feinde todtzuſchlagen!" und ſchwuren den Treueid. Eliſabeth verwies ihnen dieſen Blutdurſt, und der ganze Haufe, ſpäterhin die berüchtigte Leibcompagnie, folgte ihrem Schlitten, nachdem man vorher den Hauptmann, welcher in der Caſerne ſchlief, einen Schotten, Namens Grews, in Sicherheit gebracht hatte. Eine Abtheilung von 25 Mann wurde abgeordnet, um Münnich, Oſtermann und Golowkin zu verhaften. Vor dem Winterpalaſte ſtellte L'Eſtocq, welcher überall, wo er eine Trommel fand, klüglich dieſelbe zerſchnitt — doch machte ihm ſpäter Eliſabeth im traulichen Kreiſe dieſen Einfall ſtreitig — Wachen an den Zugängen aus, löſete die vorgefundenen Poſten aber nicht ab, ſondern ſtellte ihnen einen zuverläſſigen Grenadier zur Seite. Ohne Widerſtand trat Eliſabeth in das Wachthaus, kündigte ſich auch hier

als Peter's Tochter und rechtmäßige Thronerbin an und empfing von den knienden Offizieren und Soldaten den Schwur. Sie ſelbſt blieb mit L'Eſtocq und Woronzow in der Wachtſtube; ſie ſollte nicht zur Regentin hinauf, weil L'Eſtocq fürchtete, die beiden ſchwachen Weiber möchten, kämen ſie in Perſon zuſammen, wieder eine Komödie ſpielen und zu ſeinem Verderben ſich verſöhnen. 30 Grenadiere drangen in das Zimmer, in welchem die Regentin mit ihrem Gemahle in Einem Bette ſchlief. Unvorſichtig ſtießen ſie die brennende Nachtlampe um, holten Licht aus dem Vorzimmer und befahlen der mit Entſetzen erwachten Großfürſtin im Namen der „Kaiſerin Eliſabeth" aufzuſtehen und zu folgen. Mit ſchweigender Ergebung, als ſei jetzt ein dunkles Verhängniß unabänderlich erfüllt, that Anna das Geheißene, warf ein Unterkleid um, ließ ſich durch eine Kammermagd Schuh und Strümpfe anziehen, hüllte ſich in einen mit Pelz gefütterten Sammetmantel und foderte noch, als man ſie ſchon fortführte, eine Kappe, um den Kopf gegen Kälte zu ſchützen. Alles ging ſehr ſtill zu; die Grenadiere redeten leiſe und die Gefangene fragte nur, ob ſie nicht ihre Tante noch einmal ſprechen könnte? Als ſie entfernt war, ſaß Herzog Anton Ulrich, Ferdinand's des großen Kriegshelden Bruder, vor Schrecken ſtarr, aufrecht im Bette und blickte regungslos der fortgeführten Gemahlin nach,

bis zwei Grenadiere ihn aus dem Bette zogen, ihn in eine Decke ſchlugen, daß die nackten Füße hervorſahen und ihn in einen Schlitten trugen, ihn mit einem Pelze bedeckend. Hierauf gingen Grenadiere in das Gemach, in welchem der junge Kaiſer Joan in der Wiege ſchlief, ſeine Amme neben ihm. Eine wahrhaft rührende Scene erfolgte; die treubrüchigen Prätorianer hatten Befehl, das Kind nicht zu wecken, und ſo harrten ſie, in gutmüthiger Stille rings um die Wiege geſtellt, eine Stunde, ehe der ruhig ſchlummernde Erbe des größten Reichs bewußtlos zu ſeiner Entthronung erwachte. Da wollte jeder der bärtigen Krieger ſich des Kindes bemächtigen, welches weinte beim Anblick fremder Geſtalten, bis, da ſie nicht einig werden konnten, die zitternde Amme ihn auf den Arm nahm, mit ihrem Pelze verhüllte und ſich mit dem letzten Sproß des Joan'ſchen Hauſes durch die Grenadiere fortführen ließ. Ein gleiches Geſchick hatte die kaum ein Vierteljahr alte Prinzeſſin Katharina und Juliane v. Mengden, die im nächſten Zimmer ſchlafende Aufſeherin der kaiſerlichen Kinder. Die geſammte Herrſcherfamilie wurde unter ſtarker Bedeckung auf Schlitten in den Palaſt Eliſabeth's gebracht und in beſondern Zimmern bewahrt.

Wie der Feldmarſchall Münnich, ſein Sohn, der Oberhofmeiſter bei der Großfürſtin, Oſtermann, der Vicekanzler Golowkin, der Oberhofmarſchall Löwen-

wolde, der Baron Mengden, Präſident des Kammercollegiums, der wirkliche Staatsrath Temiriazew und einige andere geringere Perſonen arretirt und in das Haus Eliſabeth's geführt waren, ſtand das Kaiſerreich unter Peter's Tochter, welche bis dahin in der Wachtſtube des Winterpalaſtes, in der Geſellſchaft ihrer „trunkenen Söhne von Preobraſchensk", reichen Lohn verheißend, geweilt hatte und um 3 Uhr Morgens in ihre alte Wohnung zurückkehrte. Auf dem Rückwege ließ ſie die unerwartete Kunde dem franzöſiſchen Geſandten melden, welcher die Vorgänge der Nacht nicht ahnete. Als die tückiſche Tante ihre Verwandten in Sicherheit wußte, entließ ſie L'Eſtocq, um den Prinzen von Heſſen-Homburg, der, obgleich dem Unternehmen nicht fremd, mit der Ausführung ganz unbetheiligt war, die Zeitung zu bringen, und auch den General Lasci, dem man nicht traute und zu welchem L'Eſtocq ſich mit Bewaffneten begab, herzubeſcheiden. Aber kein Arm regte ſich zur Vertheidigung der unglücklichen Herrſcherfamilie; in der Frühe des Morgens ſtanden alle um und in Petersburg liegende Regimenter vor dem Palaſt; der Senat und die Großen des Reichs, noch in der Nacht aufgeboten, waren darin verſammelt und nahmen die Erklärung: „daß Eliſabeth den väterlichen und mütterlichen Thron beſtiegen habe", mit dem Zeichen der Freude auf und leiſteten den Huldigungseid. Wäh-

rend die Regimenter auf der Straße jubelten und die Volksmenge, welche ſich auf die Kunde herausgewagt hatte, von jenſeits des Kanales her ſchweigend der Dinge harrte, erſchien die neue Kaiſerin am Fenſter, den entthronten Joan auf dem Arme, und küßte ihn zum Beweiſe mütterlicher Zärtlichkeit, als wolle ſie die verwirrten Gemüther allmälig auf die Umwälzung vorbereiten. Wie die Soldaten ein donnerndes Hurrah anſtimmten, ahmte der Entthronte lächelnd das Geſchrei nach, worauf Eliſabeth ſich der Worte nicht enthalten konnte: „Du unſchuldiges Kind weißt nicht, daß dieſes Geſchrei dein Unglück iſt."

Hatte die Bevölkerung der Hauptſtadt nach dem Falle Biron's ſich in lärmenden Beifallsruf ergoſſen, ſo lag jetzt Beſtürzung auf allen Geſichtern. Die Fremden, zumal die Deutſchen, fürchteten jeden Augenblick die Loſung zum Ausbruch der langunterdrückten Nationalwuth, und es war keine Familie, welche nicht in Angſt um irgend eines ihrer Glieder lebte. Augenzeugen berichten: daß, wäre auch nur nach zwei Tagen ein entſchloſſener Mann an die Spitze des Haufens getreten, die neue Kaiſerin hätte entthront werden können. Aber Lähmung feſſelte alle Seelen; auch Prinz Ludwig von Braunſchweig, welcher nach einigen Stunden der Verhaftung freigegeben war, fügte ſich widerſtandlos. Ein Manifeſt vom erſten Tage verkündete: „Eliſabeth habe den ihr rechtmäßig

zukommenden Thron beſtiegen und die ungeſetzliche Inhaberin verhaftet". — Schon um Mittag des 6. December fuhr ſie in einem offenen Wagen aus ihrer bisherigen Wohnung in den Kaiſerpalaſt. Ohne einen Tropfen Blutes war eine der erfolgreichſten Veränderungen des Jahrhunderts beendet, nur ein Profeſſor der Akademie, v. Groß, erſt Lehrer im Hauſe Oſtermann's, dann in deſſen Kanzelei häufig gebraucht, jagte ſich, aus Furcht vor Sibirien, eine Kugel durch den Kopf.

Fünftes Capitel.

Schickſale der Freunde und Anhänger des Joan'ſchen Hauſes bis zur Thronbeſteigung Peter III. Januar 1762.

Mit der Erhebung Eliſabeth's iſt die gegenwärtige Aufgabe als fortlaufende Geſchichte beendet, und es bleibt nur noch übrig, das Geſchick derjenigen hochgeſtellten Männer, welchen Anna's Regierung ihren Glanz verdankte und welche Rachgier und unedle politiſche Berechnung in den Sturz der Regentin hineinzog, ſowie den Mitleid erregenden Ausgang des ganzen

Geſchlechtes zu erzählen. — Bis auf den vierten Tag blieb die großfürſtliche Familie abgeſondert, der Herzog, in einem dunkeln Zimmer bewacht, im Hauſe Eliſabeth's; Anna, in ihr Geſchick ergeben, einer ruhigern Zukunft entgegenharrend und mit dem Troſte, „das einmal Geſchehene ſei ſo beſſer", da kein Blut vergoſſen worden wäre. Am 9. December erſchien das zweite Manifeſt Eliſabeth's, welches die Urſachen der Revolution ausführlicher bekannt machte; ſie gründete ihr Recht auf das Teſtament ihrer Mutter, der Kaiſerin Katharina I., vermöge deſſen ſie ſchon nach Peter II. Tode die rechtmäßige Erbin geweſen ſei; aber Oſtermann habe die geſetzmäßige Anordnung unterdrückt und Anna von Kurland ſei gewählt worden. Durch deſſelben Miniſters hinterliſtige Bemühungen hätte die Kaiſerin den Prinzen Joan zum Nachfolger eingeſetzt, und nachdem Anna, die Großfürſtin, gegen die beſchworene Verordnung ihrer ſterbenden Tante ſich die Regentſchaft angemaßt, wären Oſtermann und Golowkin damit umgegangen, die Großfürſtin bei Lebzeiten ihres Sohnes zur Kaiſerin zu erheben und, mit Ausſchließung der Eliſabeth, auch ihre Töchter thronfähig zu machen. Solcher Unordnung abzuhelfen, den gefährlichen Folgen vorzubeugen, habe Eliſabeth auf unterthäniges Bitten aller treuen Unterthanen — ſo lautete die freche Lüge — und insbeſondere der geſammten Leibgarden, den väterlichen

Thron beſtiegen. Zugleich verbreitete ſich das Gerücht, daß man Anna, die gar keine Anſprüche an die Krone hätte, mit ihrer Familie nach Deutſchland zurückſchicken würde. Vor der Abführung ließ die Kaiſerin ihr die Verſicherung geben: „ſie habe nichts zu befürchten, ihr ſolle Alles, was zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen beitrage, gewährt ſein; auch möge ſie ſich eine Gnade ausbitten". Die Großfürſtin antwortete: „Eliſabeth kann mir keine Gnade erzeigen und ich werde keine von ihr begehren; doch", ſetzte ſie nach einigen Augenblicken hinzu: „die Mengden will ich um mich haben, weil ich an ſie gewöhnt bin". So ſchätzte die falſchfühlende Frau ihre Vertraute höher als Gemahl und Kinder. Die Kaiſerin, unzufrieden mit dieſem Geſuch, erwiderte in ihrer unweiblichen Sprache: „obgleich dieſes M., das auf dem Galgen zu liegen verdiente, an allem ihren Unheil Schuld iſt, ſo will ſie ſie doch nicht fahren laſſen! So mag ſie ſie denn haben!"

Die herzogliche Familie mit ihrer Dienerſchaft wurde, getrennt, auf langſam nächtlicher Fahrt, bewacht vom General Saltykow, nach Riga gebracht; aber, ſtatt die Reiſe nach Deutſchland zu den harrenden Verwandten fortzuſetzen, auf der Citadelle in bequemer Haft vereinigt. Ihr ferneres melancholiſches Geſchick, ſowie das grauenvolle Ende des Kaiſers Joan werden wir ſpäter erzählen. Der Prinz

Ludwig von Braunſchweig erhielt eine fürſtliche Wohnung, ward täglich complimentirt und ihm zu verſtehen gegeben, daß er huldreiche Aufnahme bei Hofe zu erwarten habe. Aber er konnte zu dieſem Schritte ſich nicht entſchließen, blieb beobachtet von ſeiner Ehrenwache und reiſte im Februar 1742 nach Berlin ab. Hier empfing ihn ſeine freundliche Schweſter, die Königin von Preußen, deren Gemahl ihn als Anhänger Maria Thereſia's nicht mit günſtigem Auge anblicken mochte und mit Spannung einer neuen Wendung der ruſſiſchen Politik entgegenſah. Später trat der Prinz in die Dienſte der Republik Holland, entbehrte aber bei hohen Kriegswürden der Volksgunſt. Soviel iſt gewiß, daß er an ſeines Bruders Stelle eine andere Rolle in der Nähe des Kaiſerthrones geſpielt haben würde.

Die Auſpicien des Haſſes gegen die Fremden, unter denen Eliſabeth ſich aufgeſchwungen, ihre feindliche Erklärung gegen das Cabinet der verdrängten Regentin, die Erwartung eines rachedürſtenden Theils der Nation weiſſagten den Gefangenen auf der Citadelle einen furchtbaren Ausgang. Die Nemeſis für den an Biron begangenen ſchwarzen Verrath hatte den Feldmarſchall auf ruſſiſchem Boden zurückgehalten; in der Hoffnung, die Großfürſtin würde ſeiner nicht entbehren können, hatte er die Reiſe nach Deutſchland, wo Ehren und Güter ſeiner harrten,

von Tag zu Tag aufgeſchoben, und ſo ereilte ihn und die Seinigen die Nacht vom $^5/_6$. December. Eliſabeth haßte die Männer, deren Hauptverbrechen darin beſtand, der frühern Dynaſtie treu gedient zu haben; an allen wollte ſie Rache nehmen, weil jene aus Furcht vor ihren Anſchlägen mehr als einmal ihre Einſperrung gerathen; endlich hoffte ſie ihre Popularität beim Volke zu ſteigern, indem ſie die Werkzeuge einer aufgezwungenen politiſchen und geſellſchaftlichen Bildung der Schande und dem Verderben hingäbe. Nachdem man ſich der Papiere der Gefangenen und ihrer anſehnlichen, freilich nicht ohne verwerfliche Mittel gewonnenen Reichthümer bemächtigt, ward eine Commiſſion von Senatoren und Vornehmen zur Unterſuchung angeordnet, an deren Spitze wiederum die Schergen des Despotismus, Uſchakow, Präſident der geheimen Kanzlei, und Nikita Trubetzkoi, Generalprocureur des Senats, ſtanden. Die Glieder waren Nationalruſſen aus beleidigtem vornehmen Adel, unter ihnen Golitzun. Die ungereimteſten Anſchuldigungen bürdete man den Gefangenen auf; unter andern, Münnich habe bei der Verhaftung Biron's zu den Wachen geſagt: „die Ceſarewna Eliſabeth und ihr Neffe würden vom Regenten bedrängt; wen ſie nachher zum Kaiſer haben wollten, der könne es werden, ſei es Joan oder der Prinz von Holſtein". Leicht war es Münnich, ſich

hiergegen zu vertheidigen, wäre ſein Adjutant Manſtein mit den wachthabenden Offizieren zum Zeugniß aufgefodert worden; aber man ſcheute dieſe Berufung und verlangte Zeugniß von den gemeinen beſtechlichen Soldaten. Als der ſtolze Feldmarſchall dieſe ſchändlichen Mittel ſeiner Richter erkannte, erwachte ſeine Heldennatur und mit edelm Unwillen ſagte er zum Generalprocureur: „wolle man ihn verderben, ſo könne man es leichter haben; man brauche nur an ſeiner Statt beliebig die Antworten aufzuſetzen, er wolle ſie als ehrlicher Mann ungeleſen unterſchreiben". Man nahm ihn beim Wort und ſo ward der Proceß eingeleitet. — Aber wie maßloſer Stolz und Niedrigkeit in ſeiner Seele wunderbar ſich paarten, verſuchte er gleichzeitig ein unrühmliches Mittel zu ſeiner Rettung, indem er ſeinem erklärten Feinde, dem Prinzen von Heſſen-Homburg, ſchrieb, um ihn unter allerlei Verheißungen für ſich zu intereſſiren.

Oſtermann, auf die von ihm vorgelegten achtzig Fragen eingehend, gab eine vollſtändige Geſchichte ſeines ganzen Miniſteriums mit der Betheuerung: „ſo lange er der Regierung mit Eid und Pflicht zuthan geweſen, hätte er geglaubt, ſeine Obliegenheiten erfüllen zu müſſen". Hinfällig und krank, wie er war, hoffte er ſein Ende nahe, beichtete und empfing auf der Citadelle das Abendmahl aus den Händen des Prediger Nazzius an der lutheriſchen

Kirche, zu welcher er ſich bis dahin chriſtlich fromm gehalten hatte. Kümmerlich geneſen, ließ er nicht philoſophiſche Ergebung in ſein Geſchick, ſondern Kleinmuth blicken, ſodaß auch er den einflußreichen Leibarzt L'Eſtocq, jedoch vergeblich, für ſich zu gewinnen bemüht war. Golowkin, Löwenwolde, Mengden und Temiriazew wurden beſchuldigt, für die Erhebung Anna's zur Kaiſerin beſonders thätig geweſen zu ſein; man wollte ihren Untergang, weil man ſie haßte, ihre geiſtige Überlegenheit fürchtete, nach ihrem Vermögen lüſtern war. Schon das erſte Manifeſt vom 28. November bezeichnete dieſe empörenden Ungerechtigkeiten und daß man Oſtermann und Münnich als die Gefährlichſten betrachtete. In dem zweiten vom 22. Januar 1742 waren als Münnich's Hauptverbrechen bezeichnet: „er habe nichts beigetragen, das von ihm unterſchriebene Teſtament Katharina I. aufrecht zu erhalten; nach dem Tode der Kaiſerin Anna ſei die Regentſchaft durch ihn in fremde Hände geſpielt, Biron durch ihn eigenwillig geſtürzt, auch als erſter Miniſter habe er ſeine Gewalt nicht zum Schutze Eliſabeth's und ihres Neffen angewandt und ſpäter das gottloſe Vorhaben in Beziehung auf die Ausſchließung der Ceſarewna nicht zu hintertreiben getrachtet, ſie vielmehr und ihren Hof durch heimliche Kundſchafter unanſtändig beleidigt. Als Heerführer ſei er der ſchädlichſten Anordnungen

überführt, habe die Soldaten nutzlos aufgeopfert, aus Ehrgeiz ohne Berathung der Generale Alles nach ſeinem Kopfe ausgeführt, vornehme ruſſiſche Offiziere ungebührlich beſtraft, ja adelige Oberſte zur Schau der ganzen Armee in Eiſen ſchlagen laſſen. Dabei hätte er nur Verwandte und Anhänger ohne Verdienſt befördert und während der Regentſchaft Anna's ſich widerrechtlich große Summen ausgewirkt". — Oſtermann ward der Unterdrückung des Teſtaments Katharina's, ſowie der Erhebung Anna's von Kurland ſtatt der Eliſabeth ſchuldig befunden, Beides gleich falſch, da jenes Teſtament ſich gedruckt in den Händen aller Welt befand und Oſtermann ſich durch vorgebliche Krankheit im Jahre 1730 den ariſtokratiſchen Umtrieben entzogen. Auch den Verfall der ruſſiſchen Seemacht, welcher ſchon unter der Kaiſerin begann, konnte der Großadmiral in den wenigen Monaten nicht verſchuldet haben. Die Verurtheilung der Dolgorukoi war Biron's Werk geweſen und nöthig zur Behauptung der Ruhe, und der Anſchlag, Eliſabeth ins Kloſter ſtecken zu wollen, das einzige Mittel, die Dynaſtie Joan's zu retten.

So hofften die Altruſſen eine längſt erſehnte Rachebefriedigung, als am 27. Januar 1742 Eliſabeth nach dem Luſtſchloſſe Sarsko Muiſa fuhr und unter Trommelſchlag bekannt gemacht wurde, „daß man ſich früh um 10 Uhr nach Waſſilij Oſtrow begeben

ſolle, um die Hinrichtung der Feinde der Kaiſerin zu ſehen. Eliſabeth, getreu dem Gelübde jener bangen Nacht, „während ihrer Herrſchaft kein Blut zu vergießen", hatte die grauenvollen Todesſtrafen, für Münnich die Viertheilung, für Oſtermann lebendig gerädert zu werden, für Golowkin, Löwenwolde und Mengden die Enthauptung, in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt, ohne daß dieſe Gnade den Bedrohten vor der nun folgenden Scene mitgetheilt wurde. Dem Kriegscollegium gegenüber war ein ſechs Fuß hohes Blutgerüſt gebaut, ein Block ſtand auf demſelben. Das aſtrachaniſche Regiment ſchloß einen Kreis, in welchem ſich außer den Henkern noch ein Wundarzt, aber kein Prieſter befand. Die Gefangenen, früh Morgens aus der Feſtung geführt, traten um 10 Uhr in den Kreis, begleitet von Grenadieren mit aufgepflanztem Bajonnet; zuerſt Oſtermann in einem röthlichen Fuchspelze mit kleiner Perücke und einem ſchwarzſammetnen Reiſehute; zum Gehen zu ſchwach, fuhr ihn ein ſchlechter Fuhrmannsſchlitten mit einem Pferde herbei. Münnich und die andern Staatsverbrecher folgten zu Fuß, der Feldmarſchall ſtattlich im Pelz und in Zobelmütze. Als man zum Gerüſte gekommen, ward Oſtermann von vier Soldaten hinaufgetragen und auf einen hölzernen Seſſel geſetzt. Entblößten Hauptes hörte er das grauſenvolle Urtheil gelaſſen an und

blickte gen Himmel. Dann legten ihn die Soldaten mit dem Geſichte auf die Erde, der Henker ſtreckte ihm den Hals auf den Block, faßte ihn bei den Haaren und ergriff das Beil. Da der Unglückliche beide Hände, wie zum Gebete, vor ſich hinhielt, rief ein Soldat ihm zu, ſie zurückzuziehen, worin er willfahrte. Schon erwartete das Volk, ſeine Augen weidend an dem ſchmachvollen Schauſpiele, den Todesſtreich, als der Senatsſecretair ihm zurief: „Gott und die Kaiſerin ſchenken dir das Leben!" Der alte kranke Mann zitterte, wie man ihn nach dieſem furchtbaren Momente emporhob; man trug ihn in ſeinen Schlitten, wo er harren mußte, bis die Übrigen ihr Urtheil erführen. Keiner aber beſtieg weiter das Gerüſt; zur Verlängerung der Qual ward ihnen die Verbannung nach Sibirien angekündigt.

Verſchiedenartigen Eindruck brachten dieſe Vorgänge auf Haltung und Mienen der Verurtheilten hervor. Der Feldmarſchall, eine antike Statue, ſchien unzufrieden über eine Gnade, nach der er wie ein gemeiner Verbrecher im öden Sibirien unbemerkt enden ſollte. In ſeinem großartig angelegten Leben ward Thun und Denken nur immer auf den Ruhm bei der Nachwelt berechnet; die fernſten Geſchlechter ſollten von ſeiner Geiſtesgröße reden und darum hielt er, gleich den Helden des Alterthums, nur einen gewaltſamen Tod ſeiner würdig. In edler Haltung,

mit niederſchlagendem Blicke, den ſeine Feinde frech nannten, ſchritt er aus dem Kreiſe und wurde in einem verſchloſſenen Hofſchlitten, begleitet von vier Grenadieren mit blankem Bajonnet, auf die Feſtung zurückgeführt. Auf ſeinem ſchlechten Schlitten folgte Oſtermann, durch Schmerzen des Körpers und die letzte Stunde zu ſehr entkräftet, um durch Geberden anzuzeigen, was in ſeiner Seele vorging; Golowkin mit verhülltem Geſicht, auf dem man verbiſſene Wuth bemerkt haben wollte; Löwenwolde zu Fuß, mit freundlicher Miene des geprüften Hofmannes, gelaſſenen, nicht auffallenden Muthes. Mengden weinte beſtändig und war äußerſt kleinmüthig; neben ihm der Ruſſe Temiriazew mit faſt ſtupid ruhiger Ergebung.

Alle wurden noch an demſelben Tage von Petersburg abgeführt. Oſtermann nach Bereſow, wo Menſchikow mit löblicher Geduld ſein Leben beſchloſſen und mit eigener Hand am Bau einer hölzernen Kirche gearbeitet. Für manche Bequemlichkeit hatte man geſorgt, ihm drei Fäſſer ungariſchen Weines mitzunehmen geſtattet; ſeine treue Gattin nebſt faſt allen Dienern erwarteten ihn in der Vorſtadt Jemskoi, um ihn nicht zu verlaſſen. Unter Strömen von Thränen und rührenden Ermahnungen ſchieden ſeine beiden Söhne und ſeine Tochter, die zurückblieben,

von ihm; ihr letzter Liebesdienſt war, den entkräfteten Vater in den Reiſeſchlitten zu tragen.

Um Münnich hatten ſeine Verwandte ſich ſchon auf der Feſtung verſammelt, auch die Gräfin, entſchloſſen, ihres Gatten Geſchick zu theilen. Sein einziger Sohn, ein durchaus rechtſchaffener Mann, aber ohne hervorſtechende Geiſtesgaben, war mit in den Fall des Vaters verwickelt; da man jedoch bei allen Künſten keine andere Schuld an ihm finden konnte, als um die Abſichten der Regentin gewußt zu haben, ließ man ihn frei, nahm ihm das blaue Band, vertauſchte ſeine Güter in Liefland mit unbedeutendern bei Moskau und ſchickte ihn mit einer Penſion von 1200 Rubeln nach der Stadt Wologda. Der Vater verbot ihm beim Abſchiede zu weinen. Auf ſein Begehren begleitete den Marſchall ſein Hausprediger Martens in die Verbannung nach Pelim, wo Biron bisher in dem nach Münnich's eigenem Riſſe gebauten Hauſe gewohnt hatte. Auch die Gräfin Golowkin geſellte ſich in ſtandhafter Treue mit ihrer Dienerſchaft dem Gemahle zu, welchem Germanga in Sibirien angewieſen war. Dem Präſidenten von Mengden, dem Schwiegerſohne Münnich's, ſtand ein herzzerreißender Kampf bevor; er liebte ſeine Gemahlin auf das zärtlichſte und ſie, eben Mutter geworden, war von dem Entſchluſſe, ihren Gatten zu begleiten, nicht abzubringen. Sie wurden nach Ki-

limskoi Oſtrow geführt. Dem Grafen Löwenwolde war Solikamsk, ein leidlicher Ort im kaſanſchen Gouvernement, beſtimmt; ſpäter brachte man ihn in noch freundlichere Haft nach Jaroslaw. So zogen denn alle dieſe Männer, noch vor Kurzem die Machthaber des Staats, ins Elend. Auswärtige Zeitungen berichten: Peter's Tochter habe in Münnich die Tapferkeit, in Oſtermann die Weisheit, in Löwenwolde die Höflichkeit aus ihrem Reiche verbannt. —

Aber der Biron'ſchen Familie ſchien ein neuer Umſchwung des Glücks bevorzuſtehen. Am 5. November 1741 war Biron in Pelim angelangt mit der troſtloſen Ausſicht, in dieſer Verlaſſenheit ſein Leben zu beenden. Doch Eliſabeth, theils eingedenk der guten Dienſte, welche ihr der Herzog von Kurland in den Tagen ſeiner Macht geleiſtet, theils um ſeine Verderber noch tiefer zu demüthigen, ließ unmittelbar nach ihrer Thronbeſteigung die Befreiungsukaſe ausfertigen. Bereits am 20. December 1741 traf der Courier in Pelim ein und weckte die Hoffnung in Biron's Seele; acht Tage darauf zerſtörte eine Feuersbrunſt das verhängnißvolle Haus und er wohnte bis zu ſeiner Abreiſe in der Wohnung des Woywoden. Am 27. Februar 1742 trat er den Rückweg an, fand aber, bis Jaroslaw gekommen, den Befehl, hier zu verweilen. Es wird nicht unglaublich erzählt: „zu Kaſan oder auf der Landſtraße hätten die beiden

Todfeinde, Münnich und Biron, einander begegnet, ſich gegenſeitig ſtarr angeſehen, ohne durch einen Blick ihre Empfindungen zu verrathen". Eliſabeth, wankelmüthig in ihren Entſchlüſſen und umgeſtimmt durch ihre Miniſter, denen die Rückkehr des Gehaßten misfiel, wies der Familie Biron, zu welcher auch die beiden Brüder und Bismark gekommen waren, Jaroslaw zum Wohnſitze an. Der Herzog durfte in der Umgebung der blühenden Stadt, die ihren Wohlſtand ſeiner Verwaltung verdankte, jagen, Geſellſchaft annehmen, Briefe ſchreiben; hier verfaßte er die oft angezogene Schutzſchrift für ſein Verhalten ſeit der Regierung der Kaiſerin Anna und harrte, im Genuß ſeiner kurländiſchen Allodien, der Gnade Eliſabeth's. Aber erſt nach 20 Jahren ging ſeine Hoffnung in Erfüllung. Guſtav Biron erhielt Erlaubniß in den Dienſt zurückzutreten, ſtarb aber vor ſeiner Anſtellung in Petersburg; Karl zog ſich nach Kurland zurück und lebte noch kurze Zeit auf ſeinen Gütern.

Am frühſten von den merkwürdigen Verbannten erfüllte Graf Oſtermann ſein Geſchick; in größter Seelenruhe ſchleppte er ſein kränkliches Leben bis zum 25. Mai 1747; ſeine Witwe kehrte darauf zurück und erhielt ihre Güter wieder. Durch die Söhne, in griechiſcher Religion wie die Mutter erzogen, blieb der Name des Vaters in Ehren. Anfangs aus der Würde des Gardecapitains zu Feldregimentern in

Aſien degradirt, kehrten ſie bald zurück; der jüngere, Johann, verfolgte unter Katharina und Paul die diplomatiſche Bahn ohne beſondere Auszeichnung und ſtarb mit dem Titel als Großkanzler; der ältere, Friedrich, General en Chef unter Paul, ſtarb, wie jener, ohne Nachkommen. Nur Anna Andrewna, ihre Schweſter, frühzeitig an den General Tolſtoi vermählt, hinterließ mehre Söhne, die von den Oheimen an Kindes Statt angenommen, den Namen Tolſtoi-Oſtermann annahmen, welchen der löwenmüthig bei Kulm fechtende Gardegeneral in der neuern Zeit wieder verherrlichte.

Ehe wir auf die noch denkwürdigen Schickſale des Feldmarſchalls zurückkommen, müſſen wir noch einige andere Ereigniſſe andeuten, welche, mit unſerer Aufgabe in Beziehung ſtehend, den Charakter Eliſabeth's und ihre Herrſchaft bezeichnen.

Jene Reaction des Altruſſenthums gegen die Fremden, welche Eliſabeth's That begünſtigt hatte, ruhte nicht in den erſten Jahren, obwol getäuſcht in ihrer blutigen Erwartung. Die Frechheit der Garden ſtieg, zumal da ſie jene verrätheriſche Compagnie von Preobraſchensk im vollſten Genuſſe von Ehren und Gütern erblickten; ſie reichten bei der Kaiſerin ein Geſuch ein: „alle Fremden im Dienſte ermorden oder wenigſtens verjagen zu dürfen"; Eliſabeth hatte Mühe, die Stürmiſchen zu beſänftigen.

Während ihrer Krönung zu Moskau, im Frühling 1742, erſchreckte das Gerücht die bange Hauptſtadt: die zurückgebliebenen Truppen würden alle Fremden morden oder plündern, und bereits weiſſagten Gewaltthätigkeiten, auf offener Straße verübt, das Schlimmſte. Als am Pfingſttage ein Grenadier eines Feldregiments mit einem Gardiſten in Händel gerieth und ein hinzugekommener deutſcher Offizier den übermüthigen Prätorianer zurückſtieß, rief dieſer ſeine Kameraden um Hülfe. Ein Haufe Wüthender belagerte die in einem Hauſe zuſammeneilenden deutſchen Offiziere, trieb ſie bis auf das Dach und würde ſie unter Mishandlungen getödtet haben, hätten nicht Lasci's kräftige und kluge Maßregeln dem Blutvergießen vorgebeugt. Eliſabeth nährte die finſter brütende Stimmung, indem ſie die Schuldigſten nur leicht beſtrafte. So erneuerte ſich denn gleich darauf der Aufſtand noch gefährlicher vor dem Feinde im Lager von Wiborg. Zufällig war ein ſchwediſcher Abgeordneter, welcher mit Briefen den Feldmarſchall ſuchte, in der Abweſenheit des Chefs in das Zelt des General Lieven geführt worden.

Augenblicklich hieß es im Lager: „die Fremden ſeien gegen den Staat verſchworen, verbärgen feindliche Boten in ihren Zelten, man müſſe alle Ausländer todtſchlagen und mit Lieven den Anfang machen". 3—400 Raſende von den beiden alten Garde-

regimentern ſtürmten jenes Zelt, mishandelten den Adjutanten des Generals, ſchlugen die Wachen nieder und tobten durch das Lager: „ſie müßten alle Fremden im Heere niedermachen und nur eingebornen Ruſſen gehorchen". Ruſſiſche Adelige hielten ſich abſichtlich vom Getümmel fern, in geheimer Freude, ihren Haß gegen die Vorgezogenen ſättigen zu können; die bedrohten Fremden dagegen wagten nicht ſich zu zeigen. Doch verhinderte die Geiſtesgegenwart des General Keith, ſeine zufahrende Entſchloſſenheit mit Hülfe einiger gehorſamen Regimenter auch hier noch eine vollſtändige Empörung, die bei der Nähe des Feindes um ſo gefährlicher hätte ſein können. Eliſabeth, ihrer Abhängigkeit von den Helfern ſich bewußt, wagte auch jetzt nicht mit Strenge zu ſtrafen, und erſt nach und nach verſtummte der eingewurzelte Haß des Adels und der Altruſſen gegen die Ausländer.

War gleich Joan's Familie in ſicherm Verwahrſam, die Freunde der vorigen Regierung über die ungeheuern Räume Sibiriens zerſtreut, umſtanden ihren Thron wachſame Diener, ſo gab dennoch Eliſabeth, erbangend vor nächtlichen Überfällen, ſich in den erſten Jahren kaum dem Schlafe in natürlicher Ordnung hin und wurde mehr als einmal in ihrem Gewiſſen aufgeſchreckt. Nur ein Fall gehört hierher, aus deſſen Dunkel die weibliche Bosheit der Ge-

krönten häßlich hervortritt. Während des Feldzuges im Jahre 1743, als die Königin von Ungarn noch immer mit dem halben Europa im Krieg lag, ward in Petersburg mit großem Lärmen Gericht über eine Verſchwörung gehalten, die einen bedenklichen politiſchen Charakter entwickelte und beinahe die Höfe Wien und Petersburg in offene Feindſchaft geſetzt hätte. Die Verächter Eliſabeth's erzählen über den geheimen Zuſammenhang Folgendes: „Ein Kurländer von geringer Herkunft, der Kuiraſſier Cornet Berger, ſollte im Jahre 1743 den wachthabenden Offizier um die Perſon des verbannten Hofmarſchalls Löwenwolde in Jaroslaw ablöſen; ein Commando, welches gleich langweilig als ſchwerer Verantwortlichkeit unterworfen war. Bemüht, einen Vorwand der Ablehnung zu ſuchen, bot ſich ihm ein Zufall, den er mit teufliſcher Bosheit benutzte. Die Hofdame Natalia Lopuchin, geborene Balk und Gemahlin eines Generallieutenants, eine der ſchönſten Frauen des Hofes und früher zärtliche Freundin des verbannten Oberhofmarſchalls, trug, unterrichtet von der Beſtimmung Berger's, ihrem Sohne, einem ehemaligen Kammerjunker Joan's, auf, Jenes Bekanntſchaft zu ſuchen, durch ihn den Gefangenen ihres beſtändigen Andenkens zu verſichern und ihn auf beſſere Zukunft zu vertröſten. Durch unvorſichtige Plaudereien hatte die Dame Lopuchin und die Gräfin Beſtuſchew, Schwe-

ſter des verbannten Vicekanzler Golowkin, ſchon früher die ſtille Unzufriedenheit der unbeſchreiblich eiteln Kaiſerin auf ſich geladen, weil ſie einſt geſagt haben ſollten: „ſie, als jetzt ziemlich veraltete Damen, wären noch immer ſchöner als Eliſabeth". Die unverſöhnlich beleidigte Herrſcherin dachte an Rache und ihre Vertrauten fanden Gelegenheit, ſie zu befriedigen. Berger, um ſich von der Wache bei Löwenwolde frei zu machen, bediente ſich des Auftrags der Gräfin Lopuchin und machte bei den Inquiſitoren Rußlands, Uſchakow und Trubetzkoi, Anzeige von der aufrühreriſchen Geſinnung jener unvorſichtigen Dame. Gedachte Herren nahmen die unſchuldig gemeinte Sache ſehr ernſthaft und veranlaßten den Anzeiger, vor Zeugen in einem Weinhauſe den jungen Kammerjunker weiter auszuforſchen. Der Unberathene ging in die Schlinge und ſprach, nachdem man beim Trunke das Geſpräch auf Eliſabeth geleitet hatte, in allerdings unklugen Äußerungen von der Kaiſerin. Sogleich ward dieſe von der Sache unterrichtet; ihre Vertrauten bekräftigten die böſen Abſichten der Damen Lopuchin und Beſtuſchew, „die mit den Verbannten noch immer im Einverſtändniſſe lebten", und die in ihrer Schönheit gekränkte Herrſcherin befahl zu ihrer Genugthuung, ſogleich auch die entfernteſten Theilnehmer des Staatsverbrechens einzuziehen. In der Nacht vom 4. zum 5. Auguſt 1743 ritten Patrouillen

durch die Straßen, die ganze Familie Lopuchin wurde nebſt der Frau von Beſtuſchew verhaftet und auf die Feſtung geführt. Die Unterſuchung gegen die Majeſtätsverbrecher füllte die Kerker bald mit Denjenigen, die ſeit Jahr und Tag irgend ein Wort der Unzufriedenheit mit der Gegenwart oder der Erinnerung des Vergangenen geäußert hatten, unter ihnen ein Kammerherr Lilienfeld mit ſeiner Frau, eine Knjäſchna Gagarin, und mehre Gardeoffiziere. Als unter der Knute der junge Lopuchin ſich zu jeder Frage der geheimen Kanzlei bekannte, erhielt das unbeſonnene Weibergeſchwätz alsbald eine politiſche Bedeutung. Der Marcheſe di Botta, ſeit einiger Zeit in Berlin, hatte mit den Häuſern Lopuchin und Beſtuſchew in Verbindung geſtanden, der franzöſiſche Geſandte d'Aillon, um die Höfe von Wien und Petersburg zu verfeinden, inſinuirte der geheimen Kanzlei: „Botta habe mit den Damen verabredet, den König Friedrich für das abgeſetzte Haus zu gewinnen". Maria Thereſia, vom ruſſiſchen Hofe um Beſtrafung Botta's angegangen, verlangte, edler und beſonnener als Eliſabeth, umſtändliche Beweiſe von Botta's Schuld und verſprach Genugthuung. Ganze Stöße der unſinnigſten Protokolle wurden darauf nach Wien geſchickt und ein Memorial von 150 Bogen deutſch und franzöſiſch herausgegeben. König Friedrich, um die abholde Kaiſerin nicht zu reizen, ließ durch ſeinen

Geſandten den wider Botta erhobenen Anklagen ausdrücklich widerſprechen und, um allen Verdacht von ſich zu entfernen, dem Marcheſe ſagen: „er möge um ſeinen Rückruf anhalten". Botta reiſete im October 1742 nach Wien und ſtellte ſich vor eine beſondere Unterſuchungscommiſſion. Die Königin von Ungarn, um die beleidigte Schweſter zu beruhigen, entſchloß ſich endlich, den Marcheſe zum Schein auf einige Monate nach Grätz zu verbannen und durch einen neuen Geſandten beſchwichtigende Erklärungen zu geben. Da verſprach denn Eliſabeth Alles zu vergeſſen und geſtattete, daß der gefangene Miniſter ſeine Freiheit wiedererhielt. Unterdeſſen aber fiel der furchtbarſte Grimm auf die unglücklichen Weiber und ihre Familien. Senat und Synode mußten Gericht halten, deſſen Spruch im September auf Waſſilij Oſtrow vor der durch Trommelſchlag berufenen Menge vollzogen wurde. Lopuchin und ſeine Gemahlin, die Gräfin Beſtuſchew und der junge Lopuchin mit drei andern Vornehmen bekamen die Knute, den vier Erſtern wurde die Zunge abgeſchnitten, deren Stücke der Henker den Umſtehenden zum Kauf anbot. Mit vielen Andern verwies man die Unglücklichen nach Sibirien; Berger dagegen war der Bewachung Löwenwolde's überhoben und rückte ſchnell zu höhern Würden vor. So lautet der Bericht der einen Partei; Manſtein dagegen ſcheint, aus Rückſicht für Preußen,

in deſſen Dienſten er ſchrieb, den Antheil des Öſtreichers Botta an der angeblichen Verſchwörung ernſthafter zu machen und behauptet, „die Angeſchuldigten hätten in ihren Zuſammenkünften läſterlich von Eliſabeth geſprochen und durch mehre Schritte eine Revolution einzuleiten verſucht, der Sage nach ſogar einen Hofbedienten zur Ermordung der Kaiſerin ausgeſchickt. Der Marcheſe habe das Complott auf Anſtiften ſeines Hofes von Berlin aus geleitet und die Unterſtützung des Königs von Preußen zur Wiedererhebung ſeines Schwagers verheißen". Auch Manſtein berichtet übrigens die ſchändliche Liſt, deren ſich Berger und ein Major Falkenberg auf höhere Aufmunterung gegen den harmloſen Lopuchin bedienten. Gewiß war kein thatſächlicher Schritt durch die Unzufriedenen begangen, die ſo grauſam unbeſonnene Reden und weibiſches Geſchwätz büßten.

Eine ſo dauernd gereizte Stimmung Eliſabeth's war nicht geeignet die Lage der Verbannten zu mildern, von denen wir jetzt den Feldmarſchall Münnich ins Auge zu faſſen haben.

Pelim, ein elender Ort unter dem 60° der Breite — der kenntnißreiche Bewohner hatte ſelbſt die Polhöhe ermittelt, — der Sitz eines Woiwoden und ſeiner Kanzlei, liegt unweit der Ausmündung des Flüßchens Pelim in die Tawda, welche ſich in den Tobol, wie dieſer in den Irtiſch ergießt. Ein Pfahlwerk um-

gibt 60 elende Hütten; kein Krämer wohnt allda; Äcker ſind wenige vorhanden, alle Lebensbedürfniſſe müſſen zur Winterszeit, da im Sommer der dichte Wald nicht gangbar iſt, mehre Hundert Werſte von Irbitſch, Tobolsk, Werchoturie gebracht werden. In dieſer das Gemüth überwältigenden Einſamkeit, abgeſchnitten von der Welt, wie Napoleon auf dem Felſen des Oceans, war zwanzig Jahre hindurch die thatdürſtendſte, unruhigſte Natur eingeſchloſſen. Münnich bewohnte mit den Seinen ein kleines Haus nebſt einem Gärtchen und empfing täglich ſeinen Unterhalt aus den Händen ſeines Wachtoffiziers, welcher die dem Verbannten beſtimmten täglichen 3 Rubel zu ſeinem Vortheile zu berechnen wußte. Aber auch in dieſem nur von Schickſalsgenoſſen zu begreifenden Elende erſann der Verbannte ſich nützliche Thätigkeit und erheiternde Zerſtreuung. Ja, der Verwöhnte geſtand, während ſeines langen Leids immer eines gelaſſenen fröhlichen Muthes geweſen zu ſein. Erſtlich fand Münnich's gebildeter Geiſt mannichfache Gelegenheit zu Geſchäften: er unterrichtete junge Leute in der Mathematik und allerlei Künſten; er verfertigte Zeichnungen und Riſſe, welche ſich auf Kriegswiſſenſchaft, namentlich auf Fortification, bezogen und arbeitete Erläuterungen dazu aus; bei ſeinem raſchen Überblicke der örtlichen Verhältniſſe entwarf er Verbeſſerungsplane für die ſibiriſchen Provinzen, die er dem Senate vorlegen

wollte. Durch ſeine Geiſtesüberlegenheit galt er faſt als Herrſcher in ſeiner Umgebung; die Gouverneure der benachbarten ſibiriſchen Städte fürchteten ihn, als wäre er der Generalgouverneur; ſobald er etwas von ihren Betrügereien erfuhr — er hatte aber gelernt, daß in der ruſſiſchen Provinzialverwaltung alle Beamten bis auf den letzten Kanzleiſchreiber den Staat betrügen — ſchrieb er ihnen Drohbriefe, „er werde ſie dem Hofe anzeigen". Bei ſeiner Gebieternatur iſt es ſogar nicht unglaublich, daß er die ihn bewachenden Soldaten als ſeine Untergebenen betrachtete, ſie Waffenübungen neuer Art anſtellen und manoeuvriren ließ. Dann arbeitete er wiederum in ſeinem Gärtchen und wußte ſo der traurigſten Öde den Reiz des Lebens abzugewinnen, um die Hoffnung auf ein beſſeres Geſchick nicht zu verlernen. In dieſem Vorgefühle hatte er alle ſeine Zeichnungen dem Könige von Preußen zugedacht und ſich zu ihrer Ausführung des Papiers bedient, welches ihm ſterbend ſein wackerer Hausprediger hinterließ. Aber die Bosheit eines Soldaten, der als Dieb auf ſein Verlangen verhaftet war, raubte ihm dieſe intereſſanten Schätze durch die Anzeige, daß dem Gefangenen, wider Befehl, Papier und Tinte zugeſteckt ſei. Münnich, um der Gefahr der Nachſuchung zu entgehen, verbrannte alles Geſammelte im letzten Jahre ſeiner Verbannung. — Doch ſelbſt dieſe mannichfaltige Thätigkeit und das Genügen

am Stillleben würden nicht auf die Dauer den Gefangenen vor tödtlichem Mismuthe, vor Verzweiflung geſchützt haben, wäre nicht im Gemüthe unſerer Väter ein Ankergrund geweſen, deſſen das heutige flachere Geſchlecht größtentheils ermangelt. Dieſer Ankergrund, auf welchem Münnich's heftig vom Schickſale geſchüttelte Seele ſich befeſtigte, war die Religion, das fromme Vertrauen auf die ewige Führung, welches alle Prüfungen als zum Guten führend hinnimmt und anerkennt. Münnich, ob in Folge früher Jugendeindrücke oder durch Unglück dahingewieſen, war der frömmſte, gewiſſenhafteſte Prieſter ſeines Hauſes; nicht allein daß er in Stunden weicher Aufregung chriſtliche Reflexionen niederſchrieb und erbauliche Gedanken in Reime brachte, ſein ganzes Leben in Pelim war ein geregelter Gottesdienſt. In den erſten ſieben Jahren hielt ſein Hausprediger täglich vor der Familie und den deutſchen Dienern die Betſtunde; nach dem Tode des treuen Gefährten verwaltete dieſes Amt der Feldmarſchall ſelbſt. Eine genaue Angabe der täglich wechſelnden Luther'ſchen Kernlieder, der geleſenen Bibelſtellen, ſowie des äußern Herganges theilt uns Büſching, der ſpätere Verehrer des Greiſes, mit und verſichert, daß ihm Graf Münnich in ſeinem demüthigen Hausgottesdienſte weit größer erſchienen ſei als in allen ſeinen vormaligen Anſchlägen zur Erreichung des höchſten Gipfels der Ehre. Die vielen nächtlichen

Stunden, welche ſein von Natur kärglicher Schlaf übrig ließ, wandte er auf Gebet und Gedanken an Gott, ſprang mit einem ſchlichtfrommen Spruche aus dem Bette und erhielt, ohne zu ermatten, bei geregeltem Wechſel geiſtiger Speiſe, dieſe religiöſe Spannung zwanzig Jahre hindurch. Später dem Staatsleben wiedergegeben, mochte die Bekanntmachung und Schilderung ſeiner Hausandacht freilich aus jener charakteriſtiſchen Eitelkeit fließen, in welcher Münnich ſowie der größte Feldmarſchall, ſo der ſtärkſte Beter zu ſein ſtrebte.

Sechstes Capitel.

Rückrufung der Verbannten durch Peter III. Münnich und Biron. Ermordung Joan III. und Ausgang ſeines Geſchlechts.

So ſchwanden zwanzig Jahre und der Verbannte war dem achtzigſten Lebensjahre nahe, als die Kunde vom Tode ſeiner unverſöhnten Feindin und von der Thronbeſteigung Peter III. nach Pelim gelangte. Unter banger Erwartung, ob er begnadigt werden würde, vergingen einige Wochen, die ihm länger dünk-

ten als Jahre; da kam am 11. Februar 1762 früh Morgens ein Senatscourier mit der Ukaſe ſeiner Befreiung an. Münnich, eben in der Betſtunde, bemerkte den Boten des Heils nicht, wohl aber die Gräfin, welche dem das frohe Ereigniß anſagenden Diener zurückzubleiben winkte. Nach dem Gottesdienſte meldete man dem Marſchall die Ankunft und gleich darauf ließ der wachthabende Lieutenant, der ſonſt ohne anzuklopfen ſein Zimmer betrat, um die Erlaubniß bitten, hereinzukommen. Bei der Überreichung der Ukaſe fiel das alte Paar auf die Knie und dankte Gott demüthig für die Erlöſung; aber bald erwachte in Münnich die unruhigſte Haſt abzureiſen und er mußte doch die Diener erwarten, welche auf dem 340 Werſte entlegenen Jahrmarkt von Irbitſch die jährlichen Vorräthe einkauften. Am 19. Februar 1762 auf zwei ſchlechten Schlitten und bei ungünſtiger Witterung abgereiſt, kam er nach Tag und Nacht fortgeſetzter Fahrt am 6. März nach Kaſan, am 16. nach Moskau. Hier harrte ſeiner der erleuchtete Palaſt der Feldmarſchallin Apraxin; aber raſtlos ging es vorwärts; am 24. März war er in St.-Petersburg. Auf der ganzen Reiſe bewillkommneten ihn hohe und niedere Kriegs- und Civilbeamte, die vormals unter ihm gedient, und vergoſſen Freudenthränen über die Rückkehr des Greiſes. Das rührendſte Wiederſehen fand ſtatt 30 Werſte von der Hauptſtadt.

Sohn und Tochter, Enkel und Enkelinnen, alle Verwandten und Angehörigen kamen ihm bis dahin entgegen, von denen die Jugend ihn nur dem Namen nach kannte. In tiefſter Erſchütterung, umgeben von einem zahlreichen Geſchlechte, vergoß Münnich die erſten Thränen ſeines Lebens. Der zurückgekehrte älteſte Feldmarſchall des damaligen Europa hatte keine Uniform mehr und fuhr im ſchlichten Pelze in die Hauptſtadt ein; ſogleich ſandte der weichmüthige, gnadenreiche Kaiſer ſeinen Generaladjutanten zu ihm, verſicherte ihn ſeiner Huld und hieß ihn erſt einige Tage ruhen, ehe er ſich ihm darſtellte. Am 30. März ſchickte er ihm durch ſeinen Günſtling Gudowitſch einen Degen und erklärte ihn zum Feldmarſchall mit dem Alter ſeines Patents. Am 31. März trat der ſchöne Greis, aus deſſen Augen noch ein jugendliches Feuer des Geiſtes und der Empfindung ſtrahlte, vor den in Ausübung von Gerechtigkeit ſo glücklichen Kaiſer, welcher ihm den Andreasorden umhing und, überraſcht durch den ſtattlichen Anblick, fragte, ob ihm ſein hohes Alter noch zu dienen erlaube? Münnich antwortete aus dem Stegreiſe mit einer langen vortrefflichen Rede, in welcher er die Tüchtigkeit des ruſſiſchen Volkes auf das kräftigſte bezeichnete, die Großthaten des Ahnherrn, Kaiſer Peter I., pries und, „aus der Finſterniß ſibiriſcher Verbannung wieder ans Licht gebracht", ſich bereit erklärte, „Blut und Leben in dem glorreichen

Dienſte des allerhöchſten Beherrſchers Rußlands aufzuopfern; daß weder eine lange Entfernung vom Throne, noch die ſibiriſche Kälte das Feuer in ſeinem treueſten Herzen für das Reich im Geringſten gedämpft habe". Als nach dieſer Anrede er knieend für die erwieſene Gnade dankte, hob der Kaiſer bewegt den Greis auf, ſprach auf das Leutſeligſte mit ihm und nahm ihn mit auf die Wachtparade.

Eine der erſten Handlungen des guten Kaiſers war geweſen, die zahlloſen, unter ſeiner Tante verübten Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen und alle Verbannten bis auf wenige Ausnahmen zurückzurufen. So füllte ſich denn der Hof in Kurzem mit den Geſtalten lang verſchollener Männer; ſchmerzlich vermißte man aber unter den Wiedererſtandenen Oſtermann, Löwenwolde, Golowkin und Mengden, welche zeitig ihrem Elende unterlegen waren. Als die merkwürdigſten der Verbannten, welche den ungewöhnlichen Wechſel des Glücks erfahren hatten, ſtellten ſich dar L'Eſtocq, den nicht die feierlichſt verbürgte Dankbarkeit Eliſabeth's vor ſchmählichem Elende geſchützt hatte, Münnich und Biron. Seit den funfziger Jahren war der König von Polen müde geworden, ſich um die Freiheit ſeines Vaſallen zu verwenden, und Eliſabeth's Empfehlung hatte den Prinzen Karl von Sachſen in das erledigte Herzogthum Kurland eingeſetzt. Peter rief auch Biron aus Jaroslaw an den Hof und ertheilte ihm,

als er knieend für die Gnade dankte, die Weiſung, daß „wenn er ihn auch nicht zum Herzoge von Kurland machen werde, er ihn dennoch zur Zufriedenheit zu entſchädigen gedächte". Biron, nicht beſonders erbaut über dieſe Äußerung, blieb in St.-Petersburg im Hauſe ſeines Schwiegerſohnes, des Baron Tſcherkaſſow und harrte der Wendung. Die böſen Erfahrungen von 20 Jahren hatten ihn weder ſeiner Lebenskraft, noch ſeiner männlichen Schönheit beraubt; doch war ſeinen Zügen etwas Hartes und Strenges aufgeprägt und, entweder gleichgültig gegen das Leben oder im Bewußtſein geübten Rechtes, wandelte er allein in hellen Sommernächten durch die Straßen Petersburgs, wo ſo Viele von ihm Rache fodern durften.

Am Abend deſſelben Tages, als Münnich dem Monarchen ſich dargeſtellt hatte, trafen er und Biron ſich zum erſtenmale am Hofe. Was mochte bei dieſer Begegnung in der Seele beider vorgehen, welche lange Jahre hindurch um den Thron mit Gewalt und Verſtellung gebuhlt hatten und ſich jetzt als Greiſe, ohnmächtig, ohne andere Anſprüche als auf die Gnade eines ihnen fremden Gebieters einander gegenüber ſahen? Münnich betrug ſich frei und ungezwungen, Biron ſcheu und verlegen. Der Kaiſer, ſeiner verſöhnlichen Natur folgend, näherte ſich ihnen mit den Worten: „Ah, da ſind ja zwei alte gute Freunde, die müſſen zuſammen trinken." Er vereinigte ihre genom-

menen Hände, ließ ſogleich Wein geben, ſchenkte ſelbſt drei Gläſer ein und gab jedem eins. In dieſem Augenblicke trat Gudowitſch ins Zimmer, raunte dem Kaiſer etwas ins Ohr, worauf dieſer ſich entfernte. Da ſah man beide Feinde ſtumm voreinander ſtehen, die Augen auf die Stelle gerichtet, von welcher Peter verſchwunden war; als der läſtige Friedensſtifter nicht wiederkehrte, warfen ſie ernſte, meſſende Blicke unterdrückter Rache aufeinander und wandten ſich, die Gläſer mit Einer Bewegung auf den Tiſch ſetzend, den Rücken. Der wiedereintretende Kaiſer hatte das Werk erzwungener Verſöhnung vergeſſen.

Bei allem redlichen Willen, den Zurückgerufenen ihre erlittenen Schickſale zu vergüten, war Peter nicht im Stande, ihnen ihre Güter zu verſchaffen, welche theils ſich in ganz fremden Händen befanden, theils in den aufgeſtapelten Confiscationsmagazinen der Krone nachträglich entwendet oder verdorben waren. Zwar erhielt Münnich im April 2000 Rubel zur „Arzenei“ für ſeine Frau, ein ſteinernes meublirtes Haus, aber keinen Gehalt und am wenigſten ſeine vormaligen Ämter, welche der Geiſt der Arbeitſamkeit, gleichſam aus lang geſammelter Ruhe erwacht, gern wieder alle übernommen hätte. Der Kaiſer geſtattete ihm nur einen berathenden Einfluß und machte ihn zum Mitglied einer Commiſſion, beſtehend aus den vertrauteſten, vornehmſten und erleuchtetſten Männern, die an-

fänglich nur Militairangelegenheiten bearbeiteten, dann aber als Hauptorgane zwiſchen Kaiſer und Senat geſtellt wurden. Indem nun ſein Thätigkeitsdrang wieder Nahrung erhielt und ihm auch die Beſitzthümer ſeines Sohnes zu Gute kamen, ſah er ſich in einen behaglichen, ehrenvollen Stand geſetzt, für welchen er ſeinem Wohlthäter mit beiſpielloſer Anhänglichkeit in Rath und That bis zum letzten Augenblicke ergeben blieb. — Unbefriedigter war Biron, weder bekam er das Herzogthum, noch behielt es der Prinz von Sachſen, deſſen Haus Peter aus mehr als politiſchen Gründen haßte. Biron mußte wider Willen Verzicht leiſten gegen Wartenberg, andere Güter in Schleſien und dem Brandenburgiſchen, ſowie im innern Rußland und ſeine Allodien in Kurland, und bat um Erlaubniß, auf kurze Zeit, gegen Zurücklaſſung ſeiner Söhne, nach Kurland zu gehen und dann in Danzig oder anderswo ſein Leben beſchließen zu dürfen. Das vergrößerte Kurland hatte Peter in ſeinen chimäriſchen Planen für die Umgeſtaltung Oſteuropas dem Prinzen Georg Ludwig von Holſtein, ſeinem Vetter, beſtimmt.

Noch lebte, von fürſtlichen Verwandten aus politiſchen Gründen gleichgültig aufgegeben und von Europa faſt vergeſſen, die braunſchweigiſche Familie, der als Kind entthronte Joan III., Neffe Friedrich's des Großen, des Königs von Dänemark, des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, in 22jähriger Gefangen-

ſchaft. Da der ſanfte Kaiſer ſich mit einer Erleichterung auch ihrer Lage beſchäftigte, wollen wir die äußern Lebensmomente dieſes unglücklichen Geſchlechtes hier nachholen. Faſt 1½ Jahr blieb die vereinigte Familie auf der Citadelle von Riga, in abgeſpannter Ruhe, die Prinzeſſin ihres Gemahles Vorwürfe, welcher ihre Sorgloſigkeit als Grund ihres Schickſals beſchuldigte, mit dem Troſte, „es ſei ſo am beſten", abweiſend. Man ließ dem jungen Paare eheliche Gemeinſchaft und mehre bleiche Kerkerpflanzen wurden zu einem melancholiſchen Daſein geboren. Europa erwartete die Heimſchickung der Familie nach Deutſchland; aber die befreundeten Höfe vermieden abſichtlich ſich zu verwenden und gleichzeitig mit dem Lopuchin'ſchen Complotte zu Petersburg wurde ſie in die dünamünder Schanze gebracht, wo in bequemer Wohnung, mit einer ruſſiſchen Hauskapelle, Anna Karlowna die Prinzeſſin Eliſabeth gebar. Auch nach der Entfernung der Mengden, welche wir in Sibirien in einem Hauſe mit dem gehaßten Oberſtlieutenant von Haimburg wiederfinden, behauptete Anna ein zufriedenes Gemüth; ihr Gemahl dagegen hing ſeinem Mißmuthe nach. Geheimnißvoll wechſelte damit der Aufenthalt; noch beiſammen weilte die Familie in Oranienburg, einer von Mentſchikow angelegten Stadt unweit Woroneſch; endlich brachte man ſie nach Kolmogori, einer dorfähnlichen Stadt auf einer Dwina-

inſel, 80 Werſte oberhalb Archangel. Aber Joan III. ward getrennt. In jenem abgeſchiedenen, nordiſch öden Aufenthalte ſtarb die Großfürſtin am 8/19. März 1746 im Wochenbette; ihr Leichnam ward im Kloſter des heiligen Alexander Newsky ausgeſtellt und begraben. Die zurückgebliebene Familie ſchleppte in Kolmogori ihr genügliches Pflanzenleben fort; der Herzog erzeugte natürliche Kinder, während Joan der Vollendung ſeines Jammergeſchicks entgegenreifte.

Eliſabeth, bemüht, ihre Herrſchaft auch über Geſchichte und Erinnerung auszudehnen, hatte alle Denkmale der Kaiſerwürde Joan's vernichtet, alle Schauſtücke und Denkmünzen mit ſeinem Bildniſſe einſchmelzen laſſen, ihre Aufbewahrung und Ausführung bei Strafe unterſagt. Selbſt noch im Jahre 1750 ging ihr eitler Wahn ſo weit, durch eine Ukaſe die Gebetbücher und genealogiſchen Handbücher, in denen die Namen „der unter der vormaligen Regentſchaft bekannt geweſenen Perſonen" vorkämen, ja auch den Gebrauch des unſchuldigen Hübner'ſchen Lexikons bei Strafe zu verbieten.

In den zarteſten Jahren wachte über das unſchuldige Kind die älterliche Sorge; in Oranienburg war ein edler Mann, Herr v. Korff, der bewachende Offizier der Familie, bis er, durch Güte dem Hofe verdächtig, abgelöſt wurde. Bis dahin genoß Joan noch einigermaßen des Unterrichts; nach der

Trennung aber fiel er ſündlicher Verwahrloſung und Gemüthsblödigkeit zur Beute. Als in Oranienburg ein Mönch unternahm, mit dem Knaben zu flüchten, er jedoch in Smolensk verrathen wurde und verſchwand, brachte man den Prinzen in die Feſtung Schlüſſelburg und ſperrte ihn in ein Gewölbe, deſſen kleine Fenſter jedem Zugange des Tageslichts verſchloſſen waren. Weil immer Nacht, nur durch ein ſpärlich brennendes Licht erleuchtet, den Unglücklichen umgab, er keine Uhr ſchlagen hörte, verſchwand ihm der Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht, blieb er mit der Flucht der Jahre unbekannt. Ein Hauptmann und ein Lieutenant, mit ihm eingeſperrt, hatten einen ſchriftlichen kaiſerlichen Befehl, welcher ſie, wenn jemals eine Empörung zu Gunſten des Gefangenen entſtehen ſollte, die nur durch Ermordung des Jünglings erſtickt werden könnte, anwies, zu dieſem äußerſten Mittel zu ſchreiten. Das Gefängniß von außen bewachte eine ſtarke Soldatenabtheilung und zu Zeiten durften auch die Offiziere zu dem Prinzen weder ſprechen noch auf ſeine Fragen antworten. Da er Niemand ſah als ſeine Wächter, er weder leſen noch ſchreiben konnte, gewöhnte er ſich, mit einem dunkeln Bewußtſein ſeiner perſönlichen Bedeutung, allerlei blödſinnigen Phantaſien nachzuhängen. Unter Eliſabeth ſah er nur einmal das Tageslicht, als man ihn in einem verſchloſſenen Wagen nach Petersburg führte, wo in ungroß-

müthiger Neugier die Kaiſerin unerkannt im Hauſe Woronzow's ihn ſah und einige Worte mit ihm redete. Aus Mangel an freier Luft hatte er eine ſehr weiße und zarte Haut und den hervorkeimenden Bart ſchien er ſehr ſorgfältig zu pflegen. So war der Eingeſperrte 22 Jahre alt geworden, als Kaiſer Peter, der auch ſeinen Verwandten in Kolmogori die Freiheit angetragen haben ſoll, die jedoch Anton Ulrich, von der Welt entwöhnt, ablehnte, durch eine löbliche Regung getrieben ward, die Bekanntſchaft des gefährlichen Jünglings zu machen und menſchlich deſſen Lage zu erleichtern. Im März 1762 reiſte Peter früh Morgens in größter Stille mit einem von ihm ſelbſt unterzeichneten Paſſe, welcher ihn als einen Offizier ausgab, nach Schlüſſelburg und wurde, laut der Weiſung der kaiſerlichen Ordre, mit Gudowitſch und ſeinen andern Begleitern, dem Generalpolizeiminiſter von Korff, dem Oberſtallmeiſter Lew Nariſchkin, dem Adjutanten Ungern-Sternberg, dem Staatsrath Wolkow in das Gefängniß geführt. Er fand die Wohnung des „gebornen" Kaiſers ärmlich, doch nothdürftig verſehen; die geringe Kleidung ſauber, die Fähigkeit des Prinzen weniger eingeſchränkt, als unausſprechlich vernachläſſigt. Er redete ſtammelnd und verwirrt, verſicherte bald, er ſei der Kaiſer Joan, bald, „dieſer ſei nicht mehr in der Welt, aber deſſen Geiſt in ihn gefahren". Nach andern Nachrichten ſoll er jedoch ſo viel

ſeines Gefühls gezeigt haben, daß er merkte, er ſpräche mit einem ſeiner Nachfolger. — In wehmüthiger Bewegung fragte der Kaiſer den lebendig Begrabenen, was er von ſeiner Familie wiſſe? und dieſer antwortete, wiewol ſchwer, in einigem Zuſammenhange: er erinnerte ſich ſeiner Ältern, beklagte ſich über die Härte, mit welcher ſie unter Eliſabeth gehalten wären; „nur ein einziger Wachtoffizier habe ihnen Güte und Liebe bewieſen". Peter merkte, wen der Unglückliche meine, und fragte, ob er den Mann wol noch kennen würde? Joan antwortete: nein, er ſei damals zu jung geweſen, aber den Namen werde er nie vergeſſen, „er heiße Korff". Korff ſtand mit ſchlagendem Herzen daneben und verbarg ſeine Rührung; der Kaiſer drückte mit Wärme die Hand des edeln Menſchenfreundes, dem wol nie ein ſo ſüßer Genuß zu Theil geworden war. Der Ausgang jenes ſeltſamen Beſuchs wird verſchieden erzählt; nach der Nachricht bei Büſching, die er ſelber aus Korff's Munde vernommen haben will, äußerte Joan Hoffnung, wieder auf den Thron zu ſteigen, und erwiderte auf die Frage, was er mit der großfürſtlichen Familie begehen werde? „er würde ſie hinrichten laſſen". Nach einer andern, ſonſt lautern Quelle habe er dem Kaiſer gewünſcht, länger zu regieren als er, und auf die Freiheitserbietung deſſelben ſich vor der Hand nur reinliche Kleider und das Tageslicht ausgebeten.

Scheidend befahl Peter, Herr von Ungern-Sternberg möge einige Tage den Prinzen beobachten, ob er Fähigkeit zeige, eine ſeinem Stande gemäße Stellung in der Geſellſchaft zu übernehmen? Allein die unbeſchreibliche Unwiſſenheit des Jünglings machte es unausführbar, ihn irgendwie im öffentlichen Leben zu placiren, ohne ihn grauſam dem Hohngelächter auszuſetzen. Der Kaiſer verwarf auch den Rath ſeines Oheims, ihn mit den noch lebenden Gliedern der braunſchweigſchen Familie und einer anſehnlichen Penſion nach Deutſchland zu ſchicken, „als die Ruhe des Staates gefährdend", beſchloß aber, Joan ſolle mit aller nöthigen Freiheit in Schlüſſelburg bleiben. Noch in derſelben Woche ward im Bezirk der Feſtung ein Gebäude von 12 Zimmern begonnen, um den Prinzen und ſeinen ihm zugedachten Hofſtaat bequem aufzunehmen; aber der Sturz des unglücklichen Monarchen verhinderte die Ausführung.

In jenen verhängnißvollen Julitagen, als Katharina ſich zur Selbſtherrſcherin aufſchwang, befand ſich auch Münnich um die Perſon ſeines Wohlthäters in Oranienbaum, um mit ihm in den däniſchen Krieg zu ziehen, von dem er den Kaiſer vergeblich abmahnte. Noch einmal loderte der Heldengeiſt hellleuchtend auf. Münnich unternahm es, als der geiſtig und körperlich vernichtete Herrſcher jedes heilſamen Entſchluſſes unfähig war, zu handeln; der eignen Gefahr unein-

gedenk, zeigte er die Kraft des Jünglings, die Geiſtesgegenwart des Mannes, die Vorſicht des Greiſes. Unter dem hirnloſen Treiben in Peterhof, als ſchon die Verſchworenen von St.-Petersburg aufbrachen, rieth Münnich, voll Kenntniß des ruſſiſchen Soldatengeiſtes, dem Kaiſer, an der Spitze ſeines Häufleins Holſteiner den Garden beherzt entgegenzugehen und das Volk an die ihm erwieſenen Wohlthaten zu erinnern; „habe er nicht den Muth, ſo möge er das Crucifix ergreifen, Münnich wolle ſeine Bruſt den Kommenden entgegenwerfen". Aber dem Geiſtesſchwachen war jede männliche Wehrkraft geraubt. Wie Kronſtadt, der letzte Zufluchtsort, von den Meuterern ſchon gewonnen, den Kaiſer zurückwies und der verlaſſene Herr in der lauen Sommernacht auf dem Strome zwecklos umhertrieb, ſtand Münnich, ſchweren Unmuth in der Seele über den Schwächling, auf dem Verdeck und dachte nicht wie Andere den Wohlthäter zu verlaſſen. Als Peter noch einmal Rath begehrte von einem Manne, der ſo viel Glückswechſel erfahren, und Münnich, unerſchrocken, erwidert hatte, „es ſei noch Nichts verloren; man ſolle auf der Galeere nach Reval eilen, von dort mit einem Kriegsſchiff zum Heere nach Pommern ſegeln; er verſpräche, in Zeit von ſechs Wochen würde Rußland ihm wieder zu Füßen liegen"; als der Greis auf das Gewinſel der Weiber ſogar ſich erboten, ſelbſt mitrudern zu helfen und

weibiſche Furcht das letzte Rettungsmittel verſchmähte, als Münnich ferner die Anſtalten der Selbſtentwaffnung wahrnahm und auf ſeinen ehrenrührigen Vorwurf, „wenn Sie nicht als Kaiſer zu leben wiſſen, ſo zeigen Sie wenigſtens, daß Sie an der Spitze Ihrer Truppen als Kaiſer ſterben können“ — der empfindungsloſe Prinz nur den Gedanken ſchmählicher Ergebung ausſprach, da verzagte auch Münnich an der Rettung ſeines Wohlthäters. Peter unterlag der eignen Schwäche und dem ſchwärzeſten Verrathe; Münnich, deſſen Glücksrad wieder umgedreht war, näherte ſich furchtlos, im Bewußtſein treuerfüllter Pflicht, der Siegerin Katharina. Weſſen konnte er, der heldenmüthigſte Anhänger des Gefallenen, von der neuen Herrſcherin gewärtig ſein? „Bewaffnet wollten Sie gegen mich ausziehen?“ rief Katharina beim Anblick des Feldmarſchalls. „Ja, Madame“, erwiderte er, „nun habe ich die Pflicht, mich für Sie zu bewaffnen.“

Gewonnen durch Zeichen der Achtung und Güte, hingeriſſen von Bewunderung des Genies Katharina's, widmete ſich Münnich mit einer Begeiſterung, die unangenehm an Affectation erinnert, von dieſem Tage an ihren Dienſten, vergaß in kurzer Zeit den guten Kaiſer, deſſen Mörderin er nicht erröthete, „Thémis, déesse de la justice“ zu tituliren, und deſſen Andenken er ſo ſtreng beurtheilte, als er ihm bei Lebzeiten unverbrüchlich ergeben war. Ihm ſchwindelte der Kopf

vor Planen und Arbeitsluſt, wie ſie am 21. Auguſt 1762 den Feldmarſchall zum Generaldirector der baltiſchen, revalſchen und narwaſchen Hafenbauten, ſowie von Kronſtadt und vom Ladogakanal ernannte, und er nach dem gefährlichen Kreislauf durch das trübe Gewirre der moraliſchen Welt und des Staatslebens wiederum auf die ſchuldloſe Jugendbeſchäftigung mit den Elementen zurückgeführt wurde. Der Achtzigjährige, beſeelt vom Drange, in jeder Bethätigung das Unglaubliche zu leiſten, verfügte nicht aus der Ferne über ſeine Bauten, ſondern reiſte zur rauheſten Jahreszeit an die unwirthliche Küſte, um mit eignen Augen zu ſehen. Von dorther meldete er dann brieflich mit wunderlicher Renommiſterei ſeine Thaten, verlangte mit lächerlicher Eitelkeit die kleinlichſten Rückſichten für ſeine Perſon, geizte nach Ehren und Würden für ſeine zahlreichen Anverwandten, ſodaß es ſcheinen möchte, als ſei in der letzten Phaſe ſeines Lebens von ſeinen wahrhaft koloſſalen Eigenſchaften nur ein kindiſches Zerrbild übriggeblieben. Dieſen Charakter tragen ſeine Briefe an die Kaiſerin, eine Überbietung des ſchmeichelnden Höflings, ſei es, daß er dieſen ekelerregenden Ton als nöthig erkannte, um ſich an Katharina's Hofe zu behaupten, oder aus Gebrechlichkeit des menſchlichen Geiſtes. So pries er die Kaiſerin, die darin das Unglaubliche ertragen konnte, in einem Briefe von Narwa als „Impératrice de la paix, Princesse

du savoir, Restauratrice de la felicité publique", und ſchloß mit gleich orientaliſchem Wortgepränge jede ſeiner amtlichen Schriften. Katharina ließ den ſonſt geachteten Greis gewähren, antwortete freundlich gemeſſen, mochte aber wol über ſeine Thorheiten im Vertrauen äußern: „Wie Schade, daß ein ſo großer Mann ſeinen Ruhm überlebt!"

Eine helle Seite blieb ihm noch unter dieſer Verfinſterung: ſein warmer Eifer für die deutſche Kirche und die deutſche Schule. Als Patron der St.-Peterskirche hatte er den Bau derſelben nach eignem Grundriſſe betrieben, für die Schule Beiſteuern und Privilegien erwirkt, deren Aufrechthaltung muthvoll behauptet und ſah mit großer Genugthuung, wie die dankbare Gemeinde ſein wohlgetroffenes Bild im Schulſaale aufſtellte. Mit deutſcher Leutſeligkeit und zutraulichem Ernſte, wie ein frommer General aus „Spener's oder Franke's Zeit", verkehrte er mit den Beamten der Kirch- und Lehranſtalt, zumal mit Büſching, erſtem Prediger und Rector. Aber wie dieſe Verhältniſſe, ihrer Natur nach republikaniſch, im Jahre 1765 einige Spannung unter den Gliedern des Kirchenconvents entwickelten, erwachten dann wieder die despotiſchen Tücken des alten Feldmarſchalls, ſodaß aus Verdruß darüber jener verdiente Gelehrte, ſonſt ſein warmer Freund, St.-Petersburg verließ. Geehrt von den Fürſten des Auslandes, in ſchmeichelhaftem

Briefwechſel mit Königen, zumal mit dem großen Friedrich, auf deſſen Dringen er endlich mit Biron einen Vergleich über die Standesherrſchaft Wartenberg ſchloß, überſchlich den Grafen Münnich das höchſte menſchliche Alter. Im Jahre 1767 bat er die Kaiſerin um ſeine Entlaſſung, welche dieſe ihm unter huldreichen Worten vorenthielt, wohl wiſſend, daß er nicht ohne Arbeit bis ans Grab ſein könne. In ſeiner letzten Krankheit zeigte er chriſtliche Todesbereitſchaft und ſtarb am 16. October 1767 im 85ſten Jahre. Sein Leichnam ward unter gebührendem militairiſchen Prunke in der St.-Petrikirche aufgeſtellt, ſpäter zu Neuhuntorf bei ſeinen Ahnen beigeſetzt. Liebe vermag Münnich's Andenken nicht bei den Deutſchen zu erwecken; aber mit Stolz zählen wir den Helden zu den Unſern. Am bündigſten bezeichnete Katharina des Mannes unvergeßliche Verdienſte um Rußland mit den Worten: „Münnich iſt zwar kein Sohn, aber ein Vater des ruſſiſchen Reichs."

Um das Ende von allen unter dem Joan'ſchen Scepter bedeutenden Perſonen zu berühren, muß auch Kurzes über die Schickſale des Oberſten Manſtein, des entſchloſſenen Vertrauten Münnich's, mitgetheilt werden. Der Dank der Regentin Anna nach Biron's Verhaftung hatte ihn in den Stand geſetzt, eine Heirath aus Neigung zu ſchließen und ſich am 30. Januar 1741 mit Juliane von Finck zu vermählen.

Aus dem ſchwediſchen Feldzuge mit Wunden nach der Hauptſtadt zurückgekehrt, ereilte auch ihn der 5. December und beraubte ihn ſeiner Güter und ſeines ſo tapfer geführten Regiments. In eine Garniſon an die Grenze Sibiriens gewieſen, erlangte er noch glücklich den Oberbefehl des 2. Regiments von Moskau; im ſchwediſchen Kriege aber von einem ruſſiſchen Offizier angeklagt und vor ein Kriegsgericht geſtellt, blieb er auch nach ehrenvoller Freilaſſung bei dem Entſchluſſe, der ruſſiſchen Sklaverei zu entfliehen. Mit einem Urlaub von drei Monaten 1744 nach Berlin gegangen, hielt er vergeblich um ſeinen Abſchied an; der Hof, unter dem Einfluſſe des boshaften Beſtuſchew, welcher nach dem Falle unter Biron durch Eliſabeth zu den höchſten Würden befördert war, verweigerte ihm denſelben und hielt ſeinen alten Vater ein Jahr lang im Gefängniß, um den Sohn zur Rückkehr in die Knechtſchaft zu zwingen. Während der alte Manſtein an den Folgen der entſetzlichen Ungerechtigkeit ſtarb, focht der jüngere im zweiten ſchleſiſchen Kriege mit Auszeichnung unter Friedrich's Augen und ward nach dem Frieden als Generalmajor in Potsdam mit ſeiner Familie wieder vereinigt. Um dieſe Zeit verfaßte er ſeine Denkſchrift, das unentbehrlichſte Hülfsmittel, eine lebendige Anſchauung ruſſiſcher Zuſtände jenes Jahrhunderts zu gewinnen. Er zieht unter Friedrich 1756 nach Böhmen, commandirt ruhmvoll bei Prag

auf dem rechten Flügel und wird am Tage von Kolin verwundet. Auf des Königs Geheiß mit 30 wunden Offizieren zur Heilung nach Dresden unter geringer Begleitung reiſend, wird der ſchwache Haufe bei Welmina unfern Leitmeritz durch leichte ruſſiſche Reiterei angegriffen, Manſtein's ſchnell gebildete Wagenburg durchbrochen und er ſtirbt, von einer Kugel durchbohrt, 46 Jahre alt, in den Armen ſeines Sohnes, den 27. Juni 1757. Die Zeitgenoſſen prieſen ihn als einen der gelehrteſten Offiziere in Friedrich's Heere; ſeine Nachkommen widmeten ſich mit Ehren dem preußiſchen Staate.

Nur die zähe Natur Biron's überdauerte alle Wechſel des ruſſiſchen Hofes und gelangte endlich zum erwünſchten Ziele. Seinen harten Sinn bezeichnete die Äußerung: „Hätte Peter köpfen, hängen und rädern können, ſo wäre er Kaiſer geblieben." Katharina, den holſteiniſchen Prinzen aus gutem Grunde abhold, zugleich die ſächſiſche Familie haſſend, beſchloß Biron in ſein Herzogthum einzuſetzen. Höhnend ſchrieb ſie an Auguſt, den Vater des rechtmäßigen Inhabers: „ſie eile, um ſeiner ſo oft geſchehenen Verwendung für Biron Genüge zu leiſten, und erwarte die Genehmigung des Landesherrn, um den alten Gebieter in ſein Land zurückkehren zu laſſen". Vergeblich waren die Vorſtellungen der bangen Stände Kurlands und des Königs; Herzog Karl, in Mitau eingeengt, mußte

fliehen und Biron, mit Gewalt zurückgekehrt, erhielt vom neuen Könige Stanislaus Poniatowski im Jahre 1764 die erneute Beſtätigung. Mit unerbittlicher Strenge, aller Klagen der Unterthanen ungeachtet, handhabte der beleidigte alte Herr ſeine Rechte, trat endlich die Regierung ſeinem älteſten Sohne Peter ab und ſtarb, 82 Jahre alt, im December 1772. Acht Tage trauerte der Hof zu St.-Petersburg um den Nachbarfürſten; ſein Sohn pflanzte, unter manchen Bedrängniſſen, die zwar nicht mehr ſouveraine, doch reichbegüterte fürſtliche Familie fort. Dorothea, Herzogin von Dino, welche durch Anmuth und Geiſt den Lebensabend des älteſten der gegenwärtigen Diplomaten erheitert, iſt die Enkelin Johann Ernſt Büren's, weiland Günſtlings der Kaiſerin Anna Joanowna.

Nur noch einen erſchütternden Theil unſerer Aufgabe, Joan's Tod und dann das unbemerkte Verwelken der ältern ruſſiſchen Kaiſerlinie, haben wir zuzufügen. Die günſtigere Schickſalswendung, welche Peter's Herzensgüte dem zum Unglücke geborenen Jüngling bereiten wollte, ward durch deſſen Entthronung vereitelt. Katharina, um ihre angebliche Furcht vor dem nachſichtigen Gemahl zu beſchönigen, verbreitete das Gerücht, „als ſei zu ihrem Gefängniſſe jenes für Joan in Schlüſſelburg gebaute Haus beſtimmt geweſen". Verſchiedene Große, wol Orlow's Neider, thaten ihr den unſinnigen Vorſchlag, ſich mit

dem Gefangenen zu vermählen und auf dieſe Weiſe ein Anrecht auf die Krone zu erwerben; ſelbſt der Synod rieth dieſe Heirath an, welcher Katharina natürlich auswich. Einen Monat darauf ward Joan heimlich in Kexholm aufbewahrt, und die Kaiſerin ſelbſt, begierig, dieſen noch immer unvergeſſenen Gefangenen zu ſehen, hat wol in ähnlicher Weiſe als ihr Vorgänger ſeine Bekanntſchaft gemacht. Die Wachtoffiziere wurden damals abgelöſt und zwei verſuchten Männern, dem Capitain Wlaſſjew und dem Lieutenant Tſchekin, die Aufſicht des ſchlüſſelburger Kerkers übergeben.

Die Urſache des an dem Prinzen vollzogenen Mordes erzählen wir nach dem öffentlich beglaubigten Gerüchte; groß iſt der Verdacht, daß der Hof, durch Pſeudopeter bereits beunruhigt, auf eine grauenvoll liſtige Weiſe ſich dieſes lebenden Prätendenten entledigt habe; wir finden aber keine Gründe der Überzeugung und die Geſchichte hat genug verbürgte Thatſachen, um Katharina die Große zu entgöttern.

Waſſilij Mirowitſch, ein Ukrainer, Enkel jenes Mirowitſch, des Genoſſen Mazeppa's, Unterlieutenant im ſmolenskiſchen Infanterieregiment, grollte mit dem Hofe, weil man ihm die eingezogenen Güter ſeines Großvaters nicht wiedergab und ihm den Zutritt am Hofe verweigerte. Um ſich zu rächen und zugleich zu Macht und Reichthümern emporzuſchwingen, faßte er,

kundig früherer Vorgänge der ruſſiſchen Geſchichte, den ausſchweifenden Plan, den Prinzen Joan, den er nie geſehen, auf den Thron zu erheben. Ein Lieutenant eines andern Regiments, Apollon Uſchakow, bot ſich ihm als Gehülfe und beide beſchworen ihr Vorhaben feierlichſt am Altare U. L. F. von Kaſan zu St.-Petersburg. Allein Uſchakow kam auf eine merkwürdige Weiſe ums Leben; er ertrank in einem Fluſſe bei der Stadt Porchow, wie er am 29. Mai 1764 mit Krongeldern nach Smolensk unterweges war. Mirowitſch entdeckte ſich darauf einem ſehr beſchränkten Gruſinier, Semen Tſchewaridſew und einem Hoflakai. Als er der Reihe nach mit einem Commando ſeines Regiments, welches um Schlüſſelburg lag, in die Feſtung zur Beſatzung geſchickt wurde, kundſchaftete er das Gewölbe Joan's aus und bezeichnete die Caſematte unvermerkt mit einer Nummer.

Katharina beſuchte in demſelben Sommer des Jahres 1764 die deutſchen Oſtſeeprovinzen, ſah in Riga die aus der Verbannung zurückgerufene Juliane von Mengden, erkundigte ſich nach ihren Unglücksfällen, ihrer Dienſtbarkeit im Hauſe eines gehaßten Mannes und ließ ſich unter Anderm Proben des Zeuches weiſen, welches die ehemalige Hofdame, um ſich zu kleiden, mit eigener Hand gewebt hatte. Cela fait frémir, ſprach Katharina nach beendigter Erzählung, zur ſelben Zeit, als Joan, der ehema-

lige Zögling der eben Bedauerten, ſein grauſenvolles Ende fand.

Entſchloſſen, während der Abweſenheit der Kaiſerin ſeinen Anſchlag auszuführen, ſetzte Mirowitſch einen falſchen Befehl auf und verfertigte ein Manifeſt, welches er nach Befreiung des Gefangenen drucken zu laſſen gedachte. In dieſem Manifeſte, noch mit Uſchakow's Beihülfe entworfen, waren die ſchändlichſten Dinge über Katharina ausgeſagt, zum ſichern Beweiſe, daß Mirowitſch entweder aus eigenem Antriebe handelte, oder bewußtlos das Werkzeug fremder Argliſt war. Die Wache ſeines Commandos in Schlüſſelburg verſtrich, ohne daß er Gelegenheit fand, ſeinen Plan auszuführen; es gelang ihm aber, auffallend bei der ſonſtigen Dienſtſtrenge, bei dem ablöſenden Commando auf der Feſtung zu bleiben. In der hellen Sommernacht vom 4. — 5. Juli 1764 überredete er drei Corporale und ebenſo viel Soldaten, ſich zur That herzugeben. Um 2 Uhr nach Mitternacht ließ er plötzlich das Commando aus dem Schlafe wecken, ſich aufſtellen und ſcharf laden. Auf den Lärm eilte der Commandant Berednikow herbei, erkundigte ſich, was Mirowitſch vorhabe, ward aber mit einem Flintenkolben von dieſem zu Boden geſchlagen und feſtgehalten. Hierauf griff Mirowitſch mit ſeinem Commando die innere Wache an, welche durch Blaſſjew's Wachſamkeit außer aller Berührung

mit der äußern erhalten wurde, und ließ auf ſie feuern. Wunderbarer Weiſe verhinderte der Morgennebel, daß Jemand verwundet wurde. Auf die Schüſſe eilten Wlaſſjew und Tſchekin aus dem Innern herbei, führten ihre Soldaten an und erwiderten das Feuer, ohne jedoch Schaden zu thun. Mirowitſch's Commando, ſtutzig gemacht durch die Gegenwehr, zog ſich zurück und verlangte die kaiſerliche Ordre zu hören, worauf unter Drohungen und Verheißungen Mirowitſch ſie ihnen vorlas und ſie bewog, eine Kanone von der Baſtion gegen die Paliſſaden zu richten, welche den Zugang zum Kerker des Prinzen verſchloſſen. Jene beiden Offiziere, ermeſſend, daß ſie dem Sturme nicht würden widerſtehen können, vereinten ſich, von ihrem gemeſſenen Befehle Gebrauch zu machen, und kehrten in das Gewölbe zurück. In ſeinem weißen Schlafpelze ſchlief der unglückliche Prinz ruhig auf ſeinem Lager; ſie näherten ſich ihm mit bloßen Degen, verwundeten ihn erſt ins dicke Bein und in den Arm und trafen endlich mit ſichern Stößen Bruſt und Herz. So ſtarb des Czaren Joan Urenkel, 24 Jahre alt, nachdem er vom zweiten Jahre an im Kerker gelebt hatte.

Nach dieſem Opfer öffneten die entſchloſſenen Thäter das Gefängniß und ließen Mirowitſch mit ſeinem Commando ein. Als jener den Erblaßten in ſeinem Blute ſah, verſank er in ſtumme Rührung,

faßte ſich aber und hielt ihm eine enthuſiaſtiſche Lobrede. Weder durchbohrte er ſich ſelbſt, wie man erwarten durfte, noch auch ſtießen ihn die Offiziere in der Wuth nieder; vielmehr gab er ſich gutwillig zum Gefangenen. —. Noch an demſelben Tage kam das Gerücht von der entſetzlichen That nach der Hauptſtadt und erregte Unwillen und allgemeine Betrübniß; mit ungewöhnlicher Dreiſtigkeit und Heftigkeit ſprach das gemeine Volk von dieſem Ereigniſſe auch auf der Straße. Der Geheimerath und Oberhofmeiſter der Großfürſtin, Panin, ſchickte auf die erſte Nachricht ſogleich einen Offizier nach Schlüſſelburg, um die Ruhe herzuſtellen, und einen Eilboten an die Kaiſerin. Der Leichnam des Ermordeten, im blutigen Schlafpelze, ward in einem gemeinen Sarge in die Feſtungskirche gebracht und vor der weinenden Menge ausgeſtellt, hierauf in der Stille nach dem Kloſter Tichſina nahe bei Nowgorod geführt und daſelbſt begraben. — Noch in der Nacht vom $^{13}/_{24}$. Juli war die Aufregung unter den Garden ſo gefährlich, daß ſie Fürſt Golitzün nur durch die aufgebotenen, mit ſcharfer Ladung verſehenen Feldregimenter im Zaum halten konnte. Als in ungeſtümem Eifer der Senator Iwan Neplujew ſich die Unterſuchung aneignete und 40 verdächtige Perſonen verhaften ließ, übernahm Panin, behutſam, die Einleitung. Diejenigen, welche behaupten, Mirowitſch habe als Werk-

zeug einer im Dunkeln wirkenden vornehmen Partei gehandelt, führen an, daß man in Joan's Todesnacht auf der Newa, gegen Schlüſſelburg zu, beſetzte Boote bemerkt habe, in der Abſicht, den Befreiten nach Petersburg zu führen. — Mirowitſch verſicherte ſtandhaft bis an ſeinen Tod, keine weitern Genoſſen zu haben; Scharfſinnige aber wollten eben aus dieſer großen Standhaftigkeit ableiten, daß der Getäuſchte die Hoffnung der Gnade bis zum letzten Augenblicke lebendig erhalten. Seine öffentliche Beſtrafung iſt kein Beweis dagegen, daß er nicht auf liſtige Anſtiftung des Hofes den Anſchlag gefaßt habe, auch das abſcheuliche Manifeſt nicht, welches man in ſeiner Taſche fand und welches Panin der Kaiſerin zuſandte, um es eigenhändig zu vernichten. Wlaſſiew und Tſchekin wurden zwar befördert, als ſie aber bei Hofe erſchienen, ſprach Jedermann Abſcheu und Verachtung gegen ſie aus.

Die Kaiſerin ſelbſt ſchickte auf die Nachricht von dieſer Begebenheit den General von Weymarn zur Unterſuchung nach Schlüſſelburg und ließ die Acten einer Verſammlung, beſtehend aus Senatoren, dem Synod, den drei erſten Claſſen und den Präſidenten der Collegien, zum Endurtheil vorlegen. Ein am 17. Auguſt erſchienenes Manifeſt begann mit der Einleitung: „Die Kaiſerin, aus angeborner Menſchenliebe bedacht, die Lage des durch göttliche Geſchicke

geſtürzten Prinzen erträglicher zu machen, habe ihn ſelbſt geſehen, aber mit Rührung erkannt, daß er des Verſtandes und aller menſchlichen Begriffe beraubt geweſen. Darum habe ſie den zum Unglück Gebornen in ſeiner Wohnung gelaſſen, ihn mit allen nöthigen Bequemlichkeiten verſehen und ihm zwei redliche getreue Offizigre beigeſellt." Sodann folgte die Erzählung des Hergangs und daß die Kaiſerin von der gedachten Verſammlung den Spruch verlange. — Ein zweites Manifeſt, vom 9. September und gedruckt am 15., that den Gang des Proceſſes und das Urtheil kund. Hervorgehoben wurde die viehiſche Verſtocktheit und Frechheit des Hauptverbrechers, der auf die nachdrückliche Ermahnung der vornehmſten geiſtlichen und weltlichen Herren betheuert habe, nichts Anderes als das ſchon Bekannte zu wiſſen. Mirowitſch ward als Aufrührer und Reichsverräther, Beleidiger der Religion, ſtatt der verſchuldeten ſchmerzlichen Todesſtrafe zur Enthauptung, die verführten Soldaten, obgleich des Todes ſchuldig, zu Spießruthen von verſchiedenen Graden und die andern Helfer zu geringern Leibesſtrafen, mit unglaublicher Gelindigkeit verurtheilt und die Sentenz, von den Magnaten und Geiſtlichen unterzeichnet, am 15. September theils auf dem Marktplatze der petersburger Inſel, theils zu Schlüſſelburg öffentlich vollſtreckt. Mirowitſch ſoll gelacht haben während der Unterſuchung,

gelacht, als man ihn zum Richtplatz fuhr, gelacht bei der Urtheilsverleſung und lachend, als käme jetzt das Ende der Komödie, ſeinen Hals dem Nachrichter hingehalten haben. Den räthſelhaften Zuſammenhang weiß der Allmächtige allein; vor ſeinem Throne ſteht Gregorj Teplow, ein Ruſſe gemeiner Herkunft, talentvoll und gelehrt, einſt Hofmeiſter der Kinder Kyrilla Raſumowski's, dann Zeuge des Todes Peter III., zuletzt Lehrer des Großfürſten Paul in Staatsgeſchäften, der von einer leiſe flüſternden Stimme als Derjenige bezeichnet wird, welcher den kurzſichtigen, ehrgeizigen Ukrainer zu dem wohlberechneten Spiele angeſtiftet habe.

Unterdeſſen kannte Niemand im großen Haufen den Aufenthalt und die Schickſale der noch übrigen Glieder des Joan'ſchen Hauſes. Verſchollen lebten ſie zu Kolmogori in dem ehemaligen biſchöflichen Hauſe, welches, von der Kathedrale des vor Archangels Blüte bedeutenderen Ortes durch eine Mauer abgeſondert, von den andern Seiten mit hohen Paliſſaden umgeben war. An der Pforte lag die Caſerne der Soldaten, unter dem Befehle eines Oberſtlieutenants und dreier geringeren Offiziere; ein anderes Commando unter dem Lieutenant Karikin hatte ſeinen Sitz im Hauſe der Staatsgefangenen, ſtand außer aller Gemeinſchaft mit der äußern Beſatzung und war in den letzten 12 Jahren nicht abgelöſet worden. Niemand,

ſelbſt nicht der Wundarzt, durfte ohne den Statthalter von Archangel zu den Gefangenen, er ſelbſt kam nur an hohen Feſten nach Kolmogori und nahm jedesmal die Schlüſſel mit ſich. Ein größerer und beſſerer Umfang auf Gottes Erdboden war den Prinzen und Prinzeſſinnen nicht bekannt als die Ausſicht nach Südoſt auf eine Windung der Dwina, nach Südweſt auf die ſandige petersburger Landſtraße und auf ihren nordiſch-kümmerlichen Garten. Verkrüppelte Birken, Farrenkraut und Neſſeln waren deſſen Zierde, doch den Eingeſperrten unſchätzbar, da aus den Schlafzimmern eine ſchmale Treppe hinunterführte und ſie frei umher gehen konnten. Inmitten lag ein fauler Teich, umgeben von einem verwilderten Baumgange, eine unbrauchbare Schaluppe ſchwamm auf dem Sumpf und in einem Schuppen ſtand eine altmodiſche Carroſſe, die von ſechs Pferden gezogen und von Soldaten bedient wurde, ſo oft die Gefangenen auf dem wilden Luſtwege von 200 Klaftern fahren wollten.

So ſchwanden die Jahre dem aufgewachſenen Geſchlechte vorüber, das Niemand ſah als die geringen Leute der Dienerſchaft, das kein Vergnügen kannte als das Kartenſpiel, und keine Bücher leſen durfte als ruſſiſche Kirchenbücher. Von Künſten und Wiſſenſchaften, von feinen Sitten, von geſellſchaftlichem Anſtande und zierlicher Haltung wußten die Einge-

ſperrten nichts; ihr Hausgeräth war altmodiſch und abgenutzt, dumpfig wie das Geräth des Kerkers. Anton Ulrich ſtarb 1776 im 35. Jahre der Gefangenſchaft, nachdem er die zu ſpät gebotene Gunſt, in die Welt zurückzutreten, verſchmäht hatte; ſeine natürlichen Kinder lebten geſchwiſterlich mit ſeinen rechtmäßigen. Der letzte Statthalter von Archangel, Golowzin, trug die Schuld des Verfalls ihres Hauſes, ihrer Wirthſchaft, ihres Gartens, kurz alles Deſſen, was ihre Lage erträglich machen konnte; nach Belieben hatte er ihnen Alles entzogen und ſah ſich der Rechenſchaft über die für den Unterhalt der Gefangenen beſtimmten Gelder überhoben, da kurz vor ſeiner Ablöſung ſeine Wohnung und Kanzlei in Archangel in Flammen aufging. Es hieß nun: „alle dahin gehörigen Rechnungen und Papiere ſeien verbrannt". Katharina hatte den General Bibikoff, Suworow's Freund, mehrmals nach Kolmogori geſandt, der jedoch wol ſeinen Freund Golowzin nicht verrieth. — Im Jahre 1779 begann ein Stern des Troſtes für die bedauernswürdige Familie aufzugehen; der Geheimerath und Ritter Melgunew kam nach Archangel, um dieſe Statthalterſchaft mit Wologda zu verbinden. In Kolmogori Zeuge des elenden Zuſtandes der braunſchweigiſchen Familie, überbrachte er der Kaiſerin einen Brief von der jüngſten Prinzeſſin Eliſabeth und beſtätigte die melancholiſche Schilderung, welche derſelbe

enthielt. Katharina, aller Sorgen vor feindlicher Geſinnungen des däniſchen Königshauſes ſeit der Zeit enthoben, da der Tauſch um Holſtein gegen Oldenburg und Delmenhorſt vollzogen war, zeigte Rührung; Unterhandlungen um die Loslaſſung der Familie wurden mit dem Bruder Anton Ulrich's, dem Herzoge Ferdinand, erneuert, durch deſſen Schwägerin, die Königin von Dänemark, ſo lebhaft unterſtützt, daß ſchon im Februar 1780 die Anſtalten zur Abſchickung eingeleitet wurden. In dieſen geheimen Reiſen nach Kolmogori begleiteten den Statthalter Melgunew ein Staatsſecretair, Elias Sinowitſch Strächow, und der Staatschirurgus Jakob Fries. In St.-Petersburg wußte um die Sache nur der nachmalige Miniſter Besborodko. Schon am Ende des Februar befahl Melgunew dem Commandanten von Archangel, die Fregatte Polarſtern auszurüſten und eine Jacht mit einem Saale und drei Zimmern bauen und nach Kolmogori bringen zu laſſen. Am 1. April 1780 erging der kaiſerliche Befehl an Melgunew: „die herzoglich braunſchweigiſche Familie, welche nicht mehr von der Kaiſerin, ſondern vom däniſchen Hofe abhing, nach Dänemark abzufertigen". 200,000 Rubel waren angewieſen zur ſtandesmäßigen Ausrüſtung und die Hälfte der Summe in St.-Petersburg für Leinwand, ſeidene Zeuche, Galanteriewaaren und dergleichen verwandt; Pelzwerk und Brillanten gab der

Digitized by Google

Hofſtaat her. Um die Sitten der verwahrloſten Kinder eilig auszubilden und nachzuholen, was man ſchändlich in vierzig Jahren verſäumt hatte, ſchickte man einen Oberſt Ziegler als Geſellſchafter des Prinzen und eine Landräthin von Lilienfeld mit ihren Töchtern aus Liefland zu den Prinzeſſinnen. Alle Anſtalten wurden großartig betrieben, 7 deutſche und 50 ruſſiſche Schneider arbeiteten in Jaroslaw an den nöthigen Kleidern, und der dortige Woiwode, ehemaliger Schiffshauptmann, Michajl Arſeniew, ging als Commandant der Fregatte mit einem Prieſter als Schiffsprediger nach Archangel. Die Kiſten mit den Geſchenken und der Ausrüſtung der Freigelaſſenen wurden nach der Feſtung Nowaja Dwinskaja, am Ausfluß der Dwina, gebracht.

Aber Frau v. Lilienfeld hielt es nicht der Mühe werth, in ihrem ſechswöchentlichen Aufenthalte in Kolmogori die Prinzeſſinnen für die Welt vorzubereiten, ſodaß Melgunew, als er am 19. Juni im Gefängniß anlangte, die Verwilderten ſeiner Frau, einer gebornen Saltykow, zur Bildung übergab, unter deren freundlicher Leitung das unterdrückte fürſtliche Gemüth ſich zu erheben begann. Am 27. Juni vor Tage nahm jene Jacht die Prinzen und Prinzeſſinnen auf, fuhr am linken Ufer des Stromes glücklich an Archangel vorüber und gelangte Abends nach der Feſtung. Als erſt hier der Statthalter der Familie die

Abſicht ihrer Reiſe entdeckte, ergriff, bei der Ausſicht auf Freiheit, erſt ein banges Gefühl die der Welt Abgeſtorbenen. Sie kannten das Land ihrer Beſtimmung nicht und wollten, wie Vögel, die in einem Käfig geboren ſind, in Kolmogori leben und ſterben, nur unter größerer Freiheit. Wie aber Melgunew ſie der Gnade und Fürſorge Katharina's verſicherte, ihnen die prächtigen Geſchenke zeigte und die Sehnſucht ihrer Tante, der Königin Witwe von Dänemark Juliane, hervorhob, fielen ſie, bei der Gewißheit des Wechſels, dem Statthalter unter Thränen zu Füßen und ergoſſen ſich in Worten des Dankes für die gnädige Kaiſerin. Am Abend des 30. Juni 1780 verließen die Urenkel Czar Joan's froh den verhängnißvollen Boden von Rußland und kamen auf ſtürmiſcher Fahrt nach Bergen in Norwegen. Hier nahm ein däniſches Schiff die Kinder Anton Ulrich's und Anna Karlowna's auf, deren Halbgeſchwiſter nach Archangel zurückkehrten, unter ſo heftigem Trennungsſchmerze, zumal der Prinzeſſin Eliſabeth, daß ſie aus Gram bald nach ihrer Ankunft in Dänemark ſtarb. Mit Geſchenken und Orden ſchickte der däniſche Hof die Begleiter der erlöſten Verwandten nach Rußland heim; Melgunew's Menſchenfreundlichkeit hatte Klage vor der Kaiſerin veranlaßt und nur der rührende Dankſagungsbrief der Königin Juliane, welchen Melgunew überbrachte, ſchützte ihn vor Strafe und be-

wirkte, daß Katharina ihm obenein den Andreasorden verlieh. Glaublich iſt, daß die braunſchweigiſche Familie vor ihrer Entlaſſung aus Kolmogori Verzicht auf die Krone geleiſtet und die Kaiſerin ſich zu einer anſehnlicher Penſion verbindlich gemacht hatte, unter der Bedingung: „daß Joan's Nachkommen ohne Gutheißen des ruſſiſchen Hofes ihren Aufenthalt nicht verändern und keine fremden Dienſte nähmen". Die natürlichen Kinder und die alten Diener des gefangenen Geſchlechts erhielten lebenslängliche Penſion; die eine Tochter, Amalie, heirathete den oben erwähnten Lieutenant Karikin, mit dem ſie ſchon ſeit längerer Zeit vertraut gelebt hatte.

Horſens in Jütland war den Erſtandenen als Aufenthaltsort angewieſen, aber die ungewohnte Luft der Freiheit verkürzte ihr Leben. Eliſabeth ſtarb am früheſten, im November 1787 der in Kolmogori geborene Prinz Alexej, zur Trauer der ganzen Stadt, deren Liebe er ſich durch Leutſeligkeit erworben; ihm folgte der zweite Prinz, Peter, geboren 1745. Alle überlebte Katharina, die im Purpur Geborene, und ſtarb zu Anfang des Jahres 1807 in Horſens, kurze Zeit nachher, als ihr unglücklicher, todtwunder Vetter, Karl Wilhelm Ferdinand, auf däniſcher Erde ein ungeſtörtes Grab gefunden.

So war der unbemerkte Ausgang des ältern Zweiges der Romanow, deſſen Schickſal nicht ſo hoch-

tragiſch als der Stuarts, nicht ſo verſchuldet als der Bourbons, aus vielen Gründen dennoch verdient, jenen, durch Dichter und Geſchichtsſchreiber verewigten „Königstragödien" an die Seite geſtellt zu werden. Im Leben der Staaten wiederholt ſich die Wahrheit: daß das Schlaffe, Tugend- und Laſterloſe, wenn auch, wie hier, unter dem Schutze dienſtbarer Tapferkeit und dienſtbaren Talentes, dem Stärkern zuletzt immer zur Beute fallen müſſe.

Digitized by Google

II.

Über

Burgenbau und Burgeneinrichtung

in

Deutſchland

vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert.

Digitized by Google

Den meiſten unſerer Zeitgenoſſen geht es wie den Malern des 14ten und 15ten Jahrhunderts, die, wenn ſie Scenen des alten Teſtamentes darſtellten, ohne Weiteres ſarazeniſche Trachten für dieſe alten Orientalen verwendeten und den Holofernes wie einen Großſultan ausſtaffirten. Wie dieſen Malern der ganze Orient gewiſſermaßen nur einen Rock zu haben ſchien, ſo unſeren Zeitgenoſſen die ganze Ritterzeit; und wo von Burgen die Rede iſt, ſchweben ihnen immer jene hohen, mit Doppelwänden und Wendeltreppen, mit trichterengen Höfen und vier Stock hohen Gebäuden reichlich verſehenen Baue des 15ten und 16ten Jahrhunderts vor, ſelbſt wenn von Heinrich's I. Zeit die Rede wäre. Dieſe Vorſtellungen wünſchen wir zu berichtigen. Das Unternehmen iſt leicht und für Die, welche mit Liebe und Verſtand unſere mittelhochdeutſchen Lieder geleſen haben, iſt es überflüſſig; deren aber ſind nicht viele, ſo hart dieſer Ausſpruch ſcheinen

mag. Bei der großen Zahl der Übrigen glauben wir uns doch ein kleines Verdienſt erwerben zu können mit unſerer Zuſammenſtellung; ein größeres nehmen wir hier nicht in Anſpruch.

I. Die Burgenbaue.

Natürlich war die Einrichtung der Burgen ſehr verſchieden nach den verſchiedenen Localitäten. Indeß wird ſich doch mehr allgemein Übereinſtimmendes finden laſſen als in unſeren Hausbauen. Die germaniſche Volksſitte hatte eine zu breite, feſte Baſis auch für häusliche Einrichtung gegeben, und wie auch Klima und Bildung abändernd wirkten, gewiſſe Übereinſtimmungen finden ſich von Höskuldſtadir bis Montemaßi und bis Tuy; ob man den Hauptraum, den Mittelpunkt der ganzen Burg, wie in Island, Hof, oder ob man ihn, wie in Süddeutſchland, Palas, ob man ihn wie in Norddeutſchland Diele, oder wie in Preußen Remter, oder ob man ihn wie in Portugal Palacio nannte, der Hauptſache nach hat er dieſelbe Beſtimmung und Einrichtung, und ob man den Fußboden deſſelben in Island mit Spreu[1]) oder in Norwegen mit kleingeſchnittenen Wachholderſpitzen, oder in Deutſchland mit Binſen oder in Italien mit Lorbeerblättern beſtreute,

1) Sagan af Gunnlaugi Ormstungu (Hafniae 1775. 4.) p. 142. not.

es iſt die gleiche Sitte, die ſich überall nach localen Verſchiedenheiten, doch in gleicher Grundweiſe bemerken läßt. Auch daß ſich der deutſche Liebesbaum, die ſchattendoldige Linde, auf den Burghöfen der Provence in einen Ölbaum umſetzt, wird in der Hauptſache nichts ändern [1]). Auch das bringt ſo großen Unterſchied nicht hervor in der Anlage des Bauwerkes, ob es eine Waſſerburg oder eine Höhenburg war; jene lag nur in flachem Raume und erhielt ihren Hauptſchutz durch die umfließenden Gewäſſer oder durch waſſergefüllte Gräben; dieſe lag in der Regel auf einem Vorſprunge eines Bergzuges und hatte dann blos den Vorſprung querdurchſchneidende, nicht aber die Burg rings umgebende Gräben, und natürlich trockne. Nur

1) Die Liebe zu dem ſchönen vaterländiſchen Baume, der Linde, iſt faſt in allen Gedichten ſichtbar. So zählt Gottfried von Straßburg unter den Dingen, die man als zur Frühlingswonne gehörig vom Maimond fodert: Triſtan 555.

„den ſchate bi der ſunnen
die linde bi dem brunnen,“ —

und dann, wo er die Maienluſt im Freien ſchildert, wieder: Ebend. 593.

„dieſe lagen under ſiden dâ,
jene under bluomen anderswâ;
diu linde was genuoger dach;“ —

Wie viele Volks- und Minnelieder gedenken der Linden, und der Lenz-, Liebes- und Tanzfreude unter ihnen.

einen Unterſchied müſſen wir ſchärfer feſthalten; den zwiſchen den Burgen umfaſſenderer Anlage, den Hofburgen, und zwiſchen den enger zuſammengedrängten, feſten Häuſern oder den Burgſtällen. Wir beſchränken uns dabei auf Deutſchland; Fremdes nur dann und wann zur Erläuterung berührend.

1. Die Hofburgen.

Eine Hofburg, die mit allen Theilen des Baues, die irgend erwähnt werden, ausgeſtattet war, hatte zuvörderſt eine Umgebung aus Mauerwerk oder Pfahlwerk, eine äußerſte Umfaſſung: die Zingeln [1]). Waren die Zingeln gemauert, ſo waren ſie in der Regel

---

1) Willehalm 97. 8 ff.

—„daz ſi dehein riterſchaft
an zingeln unde an porten
weder ſâhen noch enhôrten".

Parzival 382. 9.

„dô ſtreit der Herzoge Aſtor
den zingeln allernâhſte vor."

Dies nicht eben häufig vorkommende Wort zingel war doch durch ganz Deutſchland gäng und gäbe, um ſolche umſchließende Befeſtigungen zu bezeichnen. So heißt es noch in Johann Adolfi's, genannt Neokorus, Chronik des Landes Dithmarſchen, herausgegeben von F. C. Dahlmann II. 192: „Entlich averſt, alß de Ditmerſchen erlegt, hefft men den Wal erſtegen, de Zingel upgebraken und in den Flecken gefallen"

wohl nicht mit Zinnen verſehen, ſondern waren oder enthielten einfache Bruſtwehren. Der Thoreingang oder die Thoreingänge in dieſelben (Höhenburgen hatten ſelten mehr als zwei ſolcher Eingänge) lag oder lagen neben oder zwiſchen niederen Thürmen, die zu Vertheidigung des Eingangs an den Zingeln angebracht waren [1]).

Zwiſchen den Zingeln und der inneren Mauer lag zunächſt ein freier Raum, der Zwinger (Zwingelhof, Zwingolf). Zuweilen ſtanden im Zwinger oder auch ganz außerhalb der Burg [2]) einzelne Lindenbäume auf

1) Etwa wie es ſich auf der Anſicht des ehemaligen Stammhauſes Käfernburg zeigt, wie ſie der: Neuen Zeitſchrift für die Geſchichte der germaniſchen Völker, herausg. von Dr. K. Roſenkranz I. 1. beigegeben iſt. Die Zingeln des Greifenſteines über Blankenburg vor dem Düringer Walde hatten blos Mauervorſprünge am Thor: etwa ſo ... ... Man vergleiche den Grundriß zur Geſchichte des Schloſſes Blankenburg im Fürſtenthume Schwarzburg-Rudolſtadt von L. Fr. Heſſe.

2) Parzival 162. 6.

„Gurnemanz de Gràharz hiez der wirt
ûf dirre burc dar zuo er reit.
dâ vor ſtuont ein linde breit
ûf einem grüenen anger:"

Ebendaſ. 185. 27.

„man leit ein teppech ûfez gràs,

Raſenplätzen (Angern); ſonſt liebte man die nächſten Umgebungen kahl zu ſehen, um dadurch Angriffe und Überfälle zu erſchweren. Oft war ein Theil des Zwingers mit Ställen und Wirthſchaftsgebäuden umſchloſſen und bildete den Viehhof, der durch einzelne in der Umfaſſung angebrachte Thürme eine Wehr hatte, aber gegen die Seite der eigentlichen Burg offen und von ihr durch einen Graben getrennt lag. Bei Waſſerburgen pflegten nicht blos die Zingeln, ſondern auch wieder die Burgmauern mit einem Graben umſchloſſen zu ſein; bei Höhenburgen trennte ein Graben die Burg vom Viehhof; ein zweiter Graben trennte ſie von dem Theil des Zwingers, welcher zum Buhurdiren und anderen Übungen zu Roß gebraucht ward, und zuweilen abgeſondert von dem übrigen Viehhof die Pferdeſtälle enthielt, und beſonders mit Gebäuden oder Pfahlwerk umſchloſſen, aber allezeit gegen die Burg hin auch offen war.

Mußte man nun, um vom Zwinger aus in die Burg zu gelangen, über dieſen Platz (der zuweilen auch zwiſchen Burg und Viehhof in der Mitte, von beiden durch Gräben geſchieden lag), ſo mußte man nothwendig einen Graben paſſiren. Dies geſchah bei

da vermüret und geleitet was
durch den ſchaten ein linde."

großartiger angelegten Bauen und bei Waſſerburgen jederzeit über eine Zug- oder Schiffbrücke[1]).

Die Brücke führte zu der Porte, welche auf einem mit Futtermauern gefeſteten Vorſprunge in dem Graben zu ſtehen pflegte und ein Steingewölbe bildete, an deſſen Seiten in kleinen, gedeckten Räumen die Winden für die Zugbrücke angebracht waren. Über der Porte war die Mauer mit Zinnen (Wintbergen) ver-

---

1) Parzival 60. 27 ff.

„Ein ſchifprücke ûf einem plân
gieng über eines wazzers trân,
mit einem tor beſlozzen."

Ebendaſ. 225. 27.

„So'r ûf hin komet an den grabn
ich wân dâ müezt ir ſtille habn.
bit die brüke iu nieder lâzen
und offen iu die ſtrâzen."

Ebendaſ. 226. 9.

„er begunde wackerlîchen draben
den rechten pfat unz an den graben.
dâ was diu brükke ûf gezogen,
diu burc an veſte niht betrogen."

Die Zugbrücken nannte man ſlagebrükken:
Parzival 247. 19.

„niht langer er dô habte,
vaſt ûf die brükke er drabte.
ein verborgen knappe'z ſeil
zôch, daz der ſlagebrükken teil
hetz ors vil nâch gevellet nider."

ſehen, welche ein ſchmales Dach trugen, ſo daß hinter den Zinnen ein bedeckter gegen die Burg zu offener Gang war, von wo aus man durch die Lucken, oder wie man es nannte, durch die Fenſter an den Zinnen mit Armbrüſten ſchießen, oder mit Steinen werfen konnte, welche zu dieſem Ende, ſobald es Noth that, dort aufgehäuft wurden. Man nannte dieſen Gang über der Porte eine Wer, oder, wie alle ſolche bedeckte Gänge längs der Zinnen, eine Letze [1]).

Hatte man Brücke und Porte paſſirt, ſo befand

---

1) Willehalm 89. 4 ff.

„Ein alter kapelân, hiez Steven,
ûf der wer ob der porte ſtuont:
dem tet der marcrâve kuont
daz er dâ ſelbe wâre.“

Ebendaſ. 96. 20.

„Willalm der kurteiſe,
al die porte und drobe die wer
bevalh er dem erlôſten her“ — —

Ebendaſ. 96. 29.

„Vil ſteine kint unde wîp
ûf die wer truoc, ieslichez lîp
ſô ſi meiſte mohten erdinſen.“

Das Wort Letze lautet in italieniſchen Schriftſtellern lazia und könnte erſt ſpäter von da nach dem ſüdlichen Deutſchland eingeführt worden ſein. Ich finde dafür keinen deutſchen Beleg aus der Zeit vom 11ten zum 13ten Jahrhundert; vielleicht hängt es mit latere zuſammen.

man ſich entweder unmittelbar in dem von den Umfangsmauern und an den Burggebäuden eingeſchloſſenen Burghofe, oder auch in einem zweiten engeren Zwinger, welcher zwiſchen den Umfaſſungsmauern und ihren niedrigen Thürmen einerſeits und den Gebäuden, welche den Burghof einſchloſſen, andererſeits eingezwängt war, und wenig mehr Raum hatte als eine Wegbreite. Bei Burgen, über deren trockne Gräben keine Zugbrücken führten, mußte man das Pferd auf dem Reit- und Pferdeſtallplatz abgeben, und zu Fuß auf ſchmaler Stiege einerſeits in den Graben, andrerſeits aus ihm heraus zur Einlaßthüre ſteigen, die dann wohl gar nicht einmal ebener Erde war; — allein ſolch eine Einrichtung wird nirgends in Gedichten erwähnt, ſcheint alſo auch nicht als ſchön gegolten, und mehr den Felſenburgen angehört zu haben. In einzelnen Fällen war auch das Thor nicht auf dem ſchmäleren Rücken des Bergvorſprunges, worauf die Burg mit ihren Zwingern ſtand, angebracht, ſondern an den abſchüſſigen Längenſeiten. Dann ritt man von den Zingeln einen ſchmalen, ſteilen, von Mauern eingefaßten Weg (diu burcſtrâʒe) unmittelbar zum Burgthor hinauf, und durch daſſelbe in den inneren Zwinger oder auf den Burghof.

War man nun durch das Burgthor nicht ſofort in einen Burghof, ſondern in einen kleineren, entwe-

weder das ganze Burggebäude[1]) umfaſſenden, oder auch nur einen ſchmalen Raum zwiſchen Porte und Hofumfaſſung bildenden Zwinger gekommen, ſo gelangte man von da aus in großen Burgen durch ein hallenartiges Gebäude ebener Erde, durch welches man reiten konnte, in den Hofraum; und ein ſolcher hallenartiger Durchgang pflegte nach der Porte zu oder auch auf beiden Ausgangsſeiten durch ein Fallgitter, durch ein ſog. Slegetor, geſchloſſen und geſchützt zu werden[2]). Wenn im Iwein Hartmans von der Aue

---

1) Und in dieſem Fall wol auch einen Baumgarten, der in der Nähe der Frauenkemenate zu liegen pflegte. Triſtan 13568.

„Hie mit ſo volget er dem ſpor
Hin durch ein boumgertelîn,
ouch leitet in des mânen ſchin
über ſnê und über gras,
dâ er vor hin gegangen was,
ung an der kemenaten tür" —

Triſtan 9326.

„Und bring er uns diu pfärit her,
ſo es ſchierſte müge geſîn,
für unſer haltürlîn,
dâ der boumgarte
hin ze velde warte."

2) Da dieſe Hallen in der Nähe der Porte auch als Verſammlungsort und ſonſt zu ähnlichen Zwecken dienten, wie der Palas, ſo werden ſie auch ſo genannt:

eine ſolche Thorhalle als über alle Maßen ſchön und zierlich geſchildert iſt, ſo mag das einem poetiſchen Motiv zugeſchrieben werden. In der Regel mochten ſolche Thorhallen (wie z. B. in Schwarzburg noch eine wol zu den älteſten Reſten des früheren Burgbaues gehörig, und nun von der Burgvoigteiwohnung überbaut, zu finden iſt) zu luftiger Aufſpannung von Jagd- und Fiſchnetzen und dergl. dienen, und dann auch

---

Iwein 1075 ff.
„Nû was diu burcſtrâze
Iwein mannen niht ze mâze:
Sus vuoren ſi in der enge
Beide durch gedrenge
Unz an das palas. Dâ was vor
Gehangen ein ſlegetor:
Dâ muoſe man hindurch varn
Unde ſich vil wol bewarn
Vor derſelben ſlegetür,
Daz man den lip dâ niht verlür.
Sweder ros ode man getrat
Iender ûz der rehten ſtat,
Dêr ruorte die vallen unt ben haft,
Der dâ alle dieſe kraft
Unt daz ſwâre ſlegetor
Von nidere ûf habte enbor,
Sô nam ez einen val
Alſô gâhes her zetal
Daz im nieman entran:
Sus was beliben manec man.“

ſchwerlich Palas genannt werden, welchen Namen Hartman der von ihm beſchriebenen Halle beilegt.

Unter den den Burghof einſchließenden Gebäuden nehmen zweie vor allen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, denn ſie fehlen keiner größeren Burg, dies iſt 1) der Palas (palatium, palazzo)[1]; und 2) das Berchfrit (beffroi, berfredus und balfredus).

Der Palas nahm wol in der Regel die eine Seite des Burghofes ein und war ſowol dem Gebrauch als dem Umfange nach das Hauptgebäude; fürſtliche und königliche Burgen aber, welche fortwährend für Hunderte von Rittern Raum gewähren mußten, hatten ſolcher Gebäude mehrere. Wenn ſich nun im nördlichen Deutſchland die Luſt an bunten, fröhlichen Zierrathen beſonders durch bunt verglaſte, in anmuthiger Abwechslung in das Mauerwerk verwendete Ziegelſteine genug that[2]), die an den Thürmen

1) Man ſagt daz palas und der palas ohne Unterſchied der Bedeutung.

2) Das Schloß der deutſchen Ritter zu Marienburg von Büſching (Berlin 1823, 4.), S. 7. „Aller Wahrſcheinlichkeit nach mag der heil. Bernward der erſte Erfinder oder Anwender dieſer Schmuckweiſe geweſen ſein, denn wenn Tangmar, in der Lebensbeſchreibung dieſes Heiligen, von ihm ſagt: albo ac rubro lapide intermiscens, musiva pictura varie pulcherrimum opus reddidit, ſo ſehen wir wol darin eine Anwendung

bald ſchachbrettartig, bald in anderen Weiſen angebracht waren; wenn man ſich in Italien mit wechſelnder Verwendung bunter Marmorarten ähnliches Vergnügen gewährte, ſo finden wir im ſüdlichen Deutſchland beſonders bunte Dächer erwähnt, mit Schindeln von hellglänzenden Färbungen hergeſtellt. Etwas Analoges findet ſich noch hie und da in Deutſchland, namentlich in manchen Gegenden des düringer Waldes, wo dunklere und hellere Schieferarten zu bunter Bedeckung benutzt werden. Ein weithin in das Land ſchimmerndes Dach des Palas galt als eine der ſchönſten Zierden deſſelben [1]). Eine andere Eigenthümlichkeit des Palas, welche wir noch an ſüddeutſchen Bauerhäuſern in manchen Gegenden wiederfinden, iſt

---

unſerer preußiſchen Wechſelſteine,. wenn wir für den weißen Stein einen ſchwarzen annehmen."

1) Willehalm 82. 15 ff.

„Sus reit der unverzagete,
ſô daz in niemen jagete,
unz er Oranſch erſach,
ûf dem Palas ſîn liehtez dach."

Parzival 365. 7 ff.

„Dô Gâwân den palas ſach,
dem was alumbe ſîn dach
reht als pfâwîn gevider gar
lieht gemâl unt ſô gevar,
weder regen noch der ſnê
en tet des Daches blicke wê."

daß er, der allein von allen Gebäuden der Burg außer den Thürmen mehr als ein Stockwerk hatte (der Palas war ein hohes oder halb Parterre), durch eine außen in die Höhe führende Treppe zugänglich war [1]).

Das Halbſouterain, oder hie und da wol auch Parterre, welches das untere Stock des Palas einnahm, und an deſſen äußerer Hofſeite die Greden der Treppe in die Höhe führten zu der Thür des Palas, mag in der Regel von Gewölben, die als Vorrathskammern und dergl. dienten, eingenommen wor-

1) Parzival 186. 15.

„Si giengen geinme palas,
dâ hôch hin ûf gegrêdet was.“

Daß dieſe Stufen nicht in dem Gebäude, ſondern vor demſelben ſind, ſieht man theils daraus, daß mehrfach erwähnt wird, wie Perſonen auf der Treppe ſtehend, den freien Raum überblicken, theils aus folgender Stelle des Parzival, wo ein Roß als an die Treppe gebunden erwähnt wird:

Parzival 246. 27.

„Zer tür ûz gienc der werde degen:
dâ was ſîn ors an die ſtegen
geheftet, ſchilt unde ſper
lent derbî: daz was ſîn ger.“

Willehalm 139. 19.

„Der ſagte ûfem palas
wer dirre werde rîter was.
Dô lief herab die grêde
alt und junge bêde.“ —

den ſein. Mit dem Palas in demſelben Stockwerk und mit ihm durch Thüren verbunden waren (in der Art wie mit unſeren Tanzſälen Abtrete- und Spielzimmern) noch einige Kammern oder, wie ſie damals hießen, Kemenaten [1]).

---

1) Stellen, wo erwähnt wird, wie man aus dem Palas in die Kemenaten ging, ſind ſehr viele; wir wählen zum Beleg nur folgende aus:

Parzival 240. 24.

„An eime ſpanbette erſach (nämlich vom Palas aus)
in einer kemenâten,
ê ſi nâch in zuo getâten,
den allerſchönſten alten man
des er künde ie gewan."

Parzival 566. 4.

„Er nam des palaſes war,
er ſach an einer wende
ine weiz ze wederr hende
eine tür wît offen ſtên,
— — —
— — —
— — —
er gienc zer kemenâten în."

Dieſe Kemenaten unmittelbar am Palas waren in der Regel die geſchmückteſten und von den Rittern, Fürſten, Königen, denen die Burg gehörte, ſelbſt bewohnt. So ſieht man es z. B. im Triſtan 13530.

„Sus liez er alles hinne gân
Eimmende durch den palas,

Denken wir uns nun das Gebäude des Palas mit ſeinen Kemenaten längs der einen Seite des Hofraumes angebracht; die eine lange Seite nach dem Hof, die andere nach der Außenſeite (ſodaß man den Weg nach der Burg und etwa auch die Burgſtraße oder aber den Reitplatz von den Fenſtern aus überſehen konnte) gewendet, und an den beiden Giebelſeiten des mächtigen Saales die dazu gehörigen Kemenaten geſtellt, ſo werden wir ein Bild haben, was ziemlich auf alle ſolche Gebäude paßt. Der Saal wurde mit Kaminen (Fiuwerram) erwärmt [1]), welche, wie es ſcheint, den Kemenaten fehlten.

Da das Mauerwerk des Palas mit am dickſten zu ſein pflegte, ſo entſtanden da, wo die Fenſter nach dem Hofe zu und nach dem Freien angebracht

---

dâ Markes kamenâte was,
dâ brach er zuo den türen în" —

Das Wort Kemenate iſt durchaus nicht in Verbindung zu bringen mit dem ſlaviſchen kamién; es iſt nicht nothwendig ein in Mauerwände gefaßter Raum, denn die Kajüte heißt auch Schiffkemenate, cammenata navalis.

1) Parzival 230. 7.
„ſîne hete niht betûret
mit marmel was gemûret
drî viereкke fiwerrame.

waren, Mauervertiefungen, Fenſterniſchen mit an der Seite in der Mauer angebrachten Sitzen. Dieſe Plätze in den Fenſtern waren der Ehrenplatz der Frauen, wenn ſie im Palas erſchienen, und wen ſie hoch ehren wollten, den ließen ſie in dieſen Fenſterſitzen Platz nehmen [1]). Überhaupt erſchienen die Frauen beſonders gern an den Fenſtern, nicht blos im Palas (wohin ſie, wie es ſcheint, nach der älteren und in Norddeutſchland ſtrenger bewahrten Sitte nur unter gewiſſen Bedingungen, d. h. bei feſtlichen Gelegenheiten und wenn ſie von den Män-

---

1) Parzival 534. 23.

„türne unde palas
manegez ûf der bürge was.
darzuo muoſer ſchouwen
in den venſtern manege frouwen.“

Nibelunge Not. 377.

„In derſelben zite dô was ir ſchif gegân
der burc alſô nâhen: dô ſach der künic ſtân
oben in den venſtern manic ſchœne meit.“ —

Parzival 24. 1.

„ſie nam in ſelbe mit der hant:
gein den vinden an die want
ſâzen ſe in diu venſter wit
uf ein kulter geſteppet ſamît,
darunter ein weichez pette lac.“

nern dazu aufgefordert waren, kommen durften), ſondern auch in den Zinnen [1]).

Dieſe Geſtalt des Palas, wie wir ſie eben haben kennen lernen, blieb ſich im Weſentlichen auch gleich bei den burgenähnlichen Bauen in den Städten, d. h. bei den großen Bürgerhäuſern. Auch da iſt der Palas ein großer Saal, zu deſſen beiden Seiten eine Reihe kleinerer Gemächer, Kemenaten, angebracht waren [2]). Dieſer Palas iſt nur die erweiterte Diele, wie ſie noch überall in Deutſchland, wo die Conſtruction der Häuſer alterthümlich geblieben iſt, ſich wiederfindet bei Bürger und Bauersmann, von den appenzeller Häuſern bis zu den ditmarſiſchen. Als die Diele zum Hauptſaal der Ritter- und Kaiſerburg

---

1) Kûtrûn 373.

ouch hete ez wol gehöret diu alte kiuniginne:
ez erhal ir durch daz venſter, dâ ſe was geſezzen
an der zinnen.

2) Leben der heil. Eliſabeth in Diutiska I. S. 417.

„ein burger in der ſtede was
der hatte ein wîdes palas
in ſime hofe ſtênde,
wîte und verre gênde.
Dâ waren kameren ane vil
underſcheiden nach ir zil.
Sie waren iedoch enge
unde ouch in ſnoder lenge.“

ward, erhielt ſie den fremden Namen Palas, aber überall liegt dieſelbe Beſtimmung zu Grunde, ob man ſie als Audienzſaal in Barbaroſſa's Schloß zu Gelnhauſen bezeichne, oder als den Ort, wo die Hochſitze des isländiſchen Hausvaters ſtanden. Es iſt das eigentliche Heiligthum des Hauſes, wo der Feuerrahm, der Herd iſt, an dem der gemeine Mann noch wirklich kocht und ißt, während der Vornehme das Geſchäft des Kochens von dieſem Ehrenherd in gemeinere Nebenräume verwieſen hat. Der Fußboden im Palas mag zuweilen gedielt geweſen ſein; oft wol auch, wie es bei den Kemenaten wol immer der Fall war, mit Eſtrich ausgelegt. Auf den Boden des Palas und der Kemenaten aber ſtreute man in der Roſenzeit täglich friſche Roſen, ſonſt friſche Binſen [1]) und bei allen feierlichen Gelegenheiten wurde

---

1) Willehalm 144. 1.

„Wil teppich übr al den palas
lac, dar ûf geworfen was
touwic rôſen hende dicke:"

Parzival 83. 28.

„grüene binz, von touwe naz,
dünne ûf die teppch geſtröut," —

Ebendaſ. 549. 10.

„mit der meide Gâwân
ûf eine kemenâten gienc.
den eſtrîch al überviene

entweder der ganze Boden des Palas, oder doch überall die Räume, wo Tiſche und Bänke ſtanden, mit Teppichen belegt. Sollte die Ausſchmückung des Palas recht koſtbar ſein, ſo mußten auch die Wände mit Teppichen oder Tapeten (Rückelachen) beſchlagen werden [1]). Ringsum an den Wänden (außer wo Fenſterniſchen, Feuerrahmen und Thüren hinderlich waren) waren breite Bänke angebracht, welche mit

---

niwer binz, und bluomen wolgevar
wâren drûf geſniten dar."

In einer Kemenate, wo ein Kranker lag, wird eine ſolche Beſtreuung des Bodens mit Gewürzen erwähnt:

Parzival 789. 25.

„vor im ûfem teppech lac
pigment und zerbenzînen ſmac,
müzzel und arômatâ.
durch ſüezen luft lag ouch dâ
drîakl und amber tiure:
der ſmac was gehiure.
ſwâ man ûfen teppech trat
cardemôm, jeroffel, muſcât
lac gebrochen undr ir füezen
durch den luft ſüezen."

1) Parzival 627. 22.

„manec rückelachen
in dem palas wart gehangen.
alda wart nicht gegangen,
wân ûf teppechen wol geworht."

Federkiſſen (Plumite), Matrazen (Kultern) reich und wo möglich prächtig verſehen wurden [1]).

Am Tage erhielt der Palas ſeine Beleuchtung natürlich durch die Fenſter, welche in der Regel damals ſchon mit Glas geſchloſſen ſein mochten. Daß Glasfenſter aber damals auch hie und da noch fehlten, ſieht man daraus, daß Dichter es wol auch der Mühe werth halten, dieſelben beſtimmt zu erwähnen [2]).

---

1) Parzival 627. 27.

„alumbe an allen ſiten
mit ſanften plumiten,
manec geſiz dâ wart geleit,
dar ûf man tiure kultern treit.“

Willehalm 244. 10.

„nu heiz des balde gâhen
daz der palas an allen ſiten
mit ſemften phlumiten
ſâ beleit, und teppich vil derfür,
ûf die phlumit kultern von der kür
daz man ir tiure mueze jehen
ſwer ſi hie ûf ruoche ſehen,
von phelle die gaben liehten ſchîn.“

2) Parzival 553. 4.

„einhalp der kemenâten want
vil venſter hete, dâ vor glas.
der venſter eines offen was
gein dem boumgarten.“

Soll dies offen heißen: geöffnet? oder ohne Glas; doch wol das erſtere.

Des Nachts leuchteten die Feuer der Kamine, deren ein nicht zu großer Palas vielleicht nur eines, höchſtens zwei hatte, und ſodann Kron-, Wand- und Tiſchleuchter mit Kerzen [1]). Da der Palas oft eine bedeutende Breite hatte, ſo gingen eine, auch wol zwei Säulenreihen durch den Palas, in der Regel waren es wol bloße Holzſäulen, doch erwähnen Dichter auch Marmorſäulen, und kaiſerliche Baue laſſen allerdings dergleichen annehmen [2]). Ein wunderbarer Palasbau wird beſchrieben im Parzival (589); wir haben zu wenig uns ſelbſt eine klare Vorſtellung aus

1) Parzival 229. 23.
„ſî giengen ûf ein palas.
hundert krône dâ gehangen was,
vil kerzen drûf geſtôʒen,
ob den hûsgenôʒen,
kleine kerzen umbe an der want."
Ebendaſ. 638. 9.
„manec tiuriu krône
was gehangen ſchône
alumbe ûf den palas,
diu ſchiere wol bekerzet was.
ûf al die tiſche ſunder
truoc man kerzen dar ein wunder."

2) Willehalm 270. 1.
„Mitten durch den palas
manec marmelſûl geſetzet was
under hôhe pfilære:" —

dieſer Beſchreibung machen können, um unſeren Leſern etwas Sicheres darüber mittheilen zu können; doch empfehlen wir die Nachleſung dieſer Stelle Bauverſtändigen, ob ſie aus dem Phantaſiebild etwas zu machen wiſſen.

Die Kemenaten in der Nähe des Palas ſind zuweilen noch ſorgfältiger und reicher geſchmückt als der Palas ſelbſt, mit herrlichen Teppichen, mit Canapeen (ſpanbetten, auch ſchlechthin Betten genannt), mit Betten (betten und bettſtälle) und mit koſtbarem Eſtrich[1]). Von dem Tiſch- und Bettweſen ſprechen wir hernach, wo noch von dem Gebrauch, den man von den einzelnen Räumen der Burg machte, alſo von dem

---

1) Parzival 242. 25.
„dô fuorten ſî den jungen man
in eine kemenâten ſân.
diu was alſô gehêret,
mit einem bette gêret,
daz mich mîn armout immer müet,
ſît d' erde alſölche rîchheit blüet."

Ebendaſ. 566. 11.
„er gienc zer kemenâten în.
der was ir eſtriches ſchîn
lûter, hâle, als ein glas,"
— —
27. „der eſtrich was gar ſô ſleif,
daz Gâwân kûme aldâ begreif
mit den fuozen ſtiure."

Leben auf derſelben, zum Theil ausführlicher die Rede ſein ſoll. Einſtweilen laſſen wir alles Dahingehörige fallen und bemerken, daß es keineswegs etwa blos mit dem Palas verbundene Kemenaten gab; Kemenaten waren vielmehr faſt bei allen Theilen des Gebäudes wiederkehrende Räume. Namentlich kommen Kemenaten häufig in Verbindung vor mit Thürmen, wo wir dann erſehen, daß die in den Thürmen angebrachten Kammern und Gemächer auch Kemenaten genannt wurden [1]). Da die Thürme in den Umfaſſungsmauern angebracht und in der Regel als Vorſprünge derſelben geſtellt waren, gelangte man in die obern Räume der Thürme nicht ſowol durch eine in ihnen angebrachte Treppe, als vielmehr von den Letzen und Zinnen aus [2]). In die. Umfaſſungsmauern des Hofraumes waren aber auch die anderen Gebäude, alſo auch die Kemenaten, welche in niederen Gebäu-

---

1) Parzival 183. 24.
„türn oben kemenâten" —

2) Kûtrûn 379 ff.
Dô ſich diu naht verendet unde ez begunde zù tagen,
Hôrant begunde ſingen, daz da bî in den hagen
geſwigen alle vogeln von ſînem ſüezen geſange:
die liute die da ſliefen die en lagen dô nicht lange:
ſîn lût erklang im ſchône, ie hôher und ie baz,
Hagene ez ſelbe hôrte: bî ſînem wîbe er ſaz:
ûz der kemenaten muoſten ſe in die zinnen.

den Parterre angebracht waren, oft eingefügt, ſodaß es dann auch oft vorkam, daß ein Thurm nicht ob, ſondern neben einer Kemenate ſtand [1]).

Ganz beſonders wird das von der Wohnung der Männer und vom Palas abgeſonderte, ein Gebäude für ſich allein (ſei es nun ein thurmartiges oder, was häufiger war, ein gleicher Erde nur ſich hinziehendes) einnehmende Weiberhaus („der frouwen heimliche“) eine Kemenate, ja! ohngeachtet es aus mehreren Wohnräumen beſtehen konnte, geradezu: die Kemenate genannt [2]). Sowie es der älteren, ſtrengeren Sitte

---

1) Parzival 407. 26.

„Dô ſprach diu juncfrowe wert:
wir ſuln ze wer uns ziehen,
ûf jenen turn dort fliehen,
der bî mîner kemenâten ſtêt,
genâdeclich ez lihte ergêt.“

2) Schwerlich ſchlief Gêrlint mit ihren Mägden in demſelben Zimmerraum; dennoch heißt es von der letztern Aufbruch am Morgen; ſie giengen aus Gêrlints Kemenâte:

Kûtrûn 1191 ff.

„dô ſprach aber Gêrlint in übellichen zuo:
ja ne ſult ir iuch niht ſûmen, ſwie daz wetere tuo,
ir waſchet miniu ſabene fruo unde ſpâte;
als ez betaget morne, ſo ſult'r von mîner kemenâte.“

zufolge den Frauen nicht geſtattet war, frei und nach Willkür im Palas zu verkehren, ſo hatte dagegen ein Fremder — ſo gaſtfreundlich er im Palas aufgenommen war, ſo freundlich ihm ſelbſt eine Kemenate als Schlafzimmer angewieſen war — nicht die Erlaubniß, eine andere als die ihm angewieſene Kemenate und namentlich das Weiberhaus, ohne beſondere Einladung und Geſtattung zn betreten [1]).

So wird auch Kemenate ohne Weiteres zu Bezeichnung des Weiberhauſes gebraucht:
Triſtan 14288.
„der künic bat ſînen neven ieſa,
durch ſîn ſelbes ere,
daz er dekeiniu kere
zer kemenâten nâme,
noch nimmer dâhin kâme,
dâ der frouwen keiniu wære."
Auch Triſtan 15135 iſt Kemenate ohne Weiteres das Weiberhaus:
„dô ne lac ze kemenâten,
als es vor was gerâten,
nieman, wan Marke und Iſot
unt Triſtan und Melot,
Brangâne und ein juncfröwelin."

1) Kûtrûn 412.
„Er ſprach zur froue Hilden: „wer ſind die ſitzent hie?"
dô en wart den helden ſo rehte leide nie;

Die Kemenate in dieſem weiteren Sinne, wo das ganze Weiberhaus darunter zu verſtehen iſt, hatte wenigſtens drei Räume: a) eine Kemenate, worin die Herrin mit ihren nächſten weiblichen Angehörigen lebte und ſchlief; b) eine Kemenate, worin die Dienerinnen ſchliefen und c) eine Kemenate, worin ſie von ihren Dienerinnen, zuweilen auch von Dienern weibliche Arbeiten machen ließ.

Die zuerſt erwähnte Kemenate war der Ort des traulichſten Verkehrs zwiſchen den Verwandten, zwiſchen Mann und Frau; faſt alle vertrauliche Beſprechungen werden in ſolche Kemenaten verlegt [1]). Die

---

er ſprach: „wer heizt iuch beide gân ze kemenâten?
ſwer iu daz gefüeget, der hat iu 'n triuwen gar verrâten."

1) Willehalm 99. 15 ff.
„in ein kemenâten gienc
Gyburc, diu ez ſus an vienc
mit ir âmîſe.
dâ entwâpent in diu wîſe.
ſi ſchouwete an den ſtunden,
ob er hete decheine wunden;" —
Willehalm 174. 1.
Diu künegîn zir bruoder gienc:
ir hant er in die ſînen vienc.
er hetz harnaſch dennoch an.
ſi fuorte den ſiuftebæren man

zweite Gattung von Kemenaten war oft ziemlich groß; in der Kûtrûn kommt eine Kemenate vor (ſo wird das Gemach genannt 1329), in welcher 30 Betten ſtanden und 64 Jungfrauen ſchliefen [1]). Aus ſolchem Umfange erklärt ſichs, weshalb an einer Stelle der Gebrauch der Wörter Palas und Kemenate in einanderfließt [2]). Andererſeits aber wird oft zur Bezeichnung der Kemenaten auch das Wort Gadem gebraucht; von dieſem ſynonymiſchen Gebrauche der Worte Kemenate und Gadem, ſo wie von dem der Ausdrücke Palas und Saal werden wir weiterhin ſprechen. Na-

mit ir ze kemenaten wider.
zuo einander ſi darnider
vors küneges bette an eine ſtat
in diu künegîn ſitzen bat."

Parzival 423. 1.

„In die kemenâten ſân
gienc diu küngîn unt die zwêne man:
vor den andern bleip ſi lære:
des pflagen kamerære.
wan clariu juncfröwelîn,
der muoſe vil dort inne ſîn."

1) Kûtrûn 1325.

„Man vant dâ gerichtet wol drîzic oder mêre
vil ſüberlicher bette, da ligen ſolten ritter dohter
hêre" u. ſ. w.

2) Vergl. Wigalois, herausg. v. G. F. Benecke; in dem Wörterbuche s. v. diu kemenate.

mentlich iſt es die dritte Gattung von Kemenaten im Frauenhauſe oder doch im Bereiche der Frauenwohnungen, von welcher in der Regel das Wort Gadem gebraucht wird und zwar heißt es, je nachdem man mehr im Auge hat die Arbeit, die dort vollbracht wird, oder mehr die beſondere Einrichtung dieſes Raumes, daß er durch einen Ofen (Phieſel) heizbar war, im erſteren Falle Wercgadem, im letzteren Phieſelgadem[1]).

1) Die ausführliche Beſchreibung eines ſolchen Wercgadems findet ſich im Iwein 6186 ff.:
Nu ſah er inrehalp dem tor
Ein wîtez wercgadem ſtân:
Daz was geſtalt unt getân
Als armer liute gemach;
Dar in er durch ein venſter ſach
Würken wol driu hundert wîp.
Den wâren cleider unt ter lîp
Vil armecliche geſtalt:
Irn was iedoch deheiniu alt.
Die armen heten ouch den ſin,
Daz gnuoge worhten under in
Swaz iemen würken ſolde
Von ſiden unt von golde.
Gnuoge worhten an der rame:
Der werc was aber âne ſchame.
Unt die des niene kunden,
Die laſen, diſe wunden,
Diſiu blou, diſiu dahs,

Wir kommen nun nach dieſen mit der Schilderung eines Palas in theils unmittelbarem, theils mit-

---

Diſiu hachelte vlachs,
Diſe ſpunnen, dieſe nâten,
Und wâren doch unberâten" u. ſ. w.

Ein anderes Wercgadem dieſer Art, was aber geradezu Kemenate genannt wird, iſt bezeichnet im Willehalm 290. 1.

„Die künegin fuorte den knappen dan.
ſi bôt ihm bezzer kleider an
in einer kemenâten,
dâ ſnidere nâten
maneger ſlahte wapenkleit."

Der Ausdruck Phiſelgadem ſcheint mehr norddeutſch zu ſein; er findet ſich vorzugsweiſe in der Kûtrûn 1064.

„und muoſt diu cleider waſchen in den küelen winden,
ſô du dich ofte gerne ime phieſelgademe liezeſt finden."

und ebendaſ. 1298.

ſwie man ſi vinde undr Gêrlinde wiben:
in ir phieſelgademe ſol ir deheiniu mê beliben."

Daß dieſer Ausdruck wirklich von Phieſel, der Ofen, hergenommen iſt, ſieht man aus der Kûtrûn ebenfalls: 996. „du muoſt heizn mîn phieſel und muoſt ſelbe ſchürn die brende". Von einem ſlaviſchen Worte, welches Holz, Brennholz bedeutet (poln. drwa, drewno; böhm. drwo) findet ſich ein deutſches Wort

telbarem Zuſammenhange ſtehenden Erörterungen auf das zweite Hauptgebäude der Burg, auf das Berchfrit. Dies war ein hoher, emporragender Thurm, in welchem man durch Treppen in die Höhe ſtieg, der aber keinen Eingang gleicher Erde hatte, ſondern ein Stock hoch. Zu dieſer Thüre führte wol in Friedenszeiten eine hölzerne Stiege — in bedrohten Zeiten konnte dieſe weggenommen und die Communication auf das Einſteigen und Aufziehen mittels Strickleitern und Seilen beſchränkt werden. Das Berchfrit war eine hohe Warte, in der Regel frei von andern anſtoßenden Gebäuden, an die Mauer angebaut und auf den kühnſten Vorſprung des Burgraumes. Man ſtellte dieſen Wartthurm ſo allein, um nicht, wenn die Burg genommen und das Berchfrit allein noch gewehrt wäre, durch Anzündung zu benachbarter Gebäude herausgeräuchert und zur Über-

wol durch ein ſlawiſches drwanice, drwonice, drewnice vermittelt) abgeleitet, welches nnr im öſtlichen Deutſchland vorkommt und Dürnitz, Dornitz, Dornſche lautet. Auch dieſes Wort bezeichnet ein Phieſelgadem, ein heizbares Gemach, iſt aber von fluctuirender Anwendung; es ſcheint zuweilen auch den Palas zu bezeichnen, und die ditmarſiſchen Bauern unterſchieden neben ihrer Diele zwei heizbare Kemenaten, indem ſie die eine Piſel, d.i. Phiſelgadem, die andere Dornſche nannten.

gabe gezwungen zu werden. Der untere, nicht von außen zugängliche Raum enthielt wol zuweilen einen Sodbrunnen, in der Regel aber war der Brunnen nicht weit von der Küche im Hofe und zwar ein Ziehbrunnen und jener untere Raum des Berchfrites diente zum Gefängniß, zum Verließ. Die oberen Geſchoſſe des Berchfrites enthielten Kemenaten, ganz oben unter dem Dache hatte der Wächter, der Thurmwart, ſeinen Platz. So nothwendig wurde inzwiſchen dieſer feſte Wartthurm zu der Einrichtung der ganzen Burg erachtet, daß ſelten ein Ritterhaus ohne eine ſolche Warte gefunden wird, daß aber oft die ganze Burg nur aus den Berchfrit und einer mit Letzen und einer Porte verſehenen Ummauerung beſtand. Doch davon weiterhin, wo wir von den kleineren Burgen zu handeln haben.

Außer den erwähnten Gebäuden des Palas mit ſeinen Kemenaten, außer den Gebäuden der Thürme mit ihren Kemenaten, dem Weiberhaus mit ſeinen Gademen, dem Berchfrit, ſind nun noch als zur Umſchließung des Burghofes gehörig zu erwähnen, die Küche und die Vorrathsgademe, welches letztere freilich zum Theil auch die Kemenaten in den Thürmen ſein mochten, obwol dieſe mehr zu Schlafräumen für Knappen und Juncherrelin geeignet waren.

Die Küche erſcheint da, wo ſie erwähnt wird, als ein beſonderer Raum, ein beſonderes Haus und

damit ſtimmen auch die Grundriſſe und Anlagen ſolcher Burgen, die wirklich noch in das 14. und 13. Jahrhundert zurückreichen, überein. Die Küche konnte ſchon deshalb kein kleiner Raum ſein, weil in ihnen (oder mehr an ihnen) zugleich die zur Küche gehörige Dienerſchaft ſchlief. Wo der Küche, beſonders in mittelhochdeutſchen Gedichten, gedacht wird, kommen übrigens nie Köchinnen vor, ſondern immer Köche; es kommt nur eine männliche Dienerſchaft bei dem Küchenweſen vor. Auf den kleineren Burgen ärmerer Edelleute mag allerdings die Hausfrau mit ihren Mägden die Küche beſchickt haben; in den Hofburgen war ein männliches Küchenperſonal vorhanden, welches mancherlei Unfug treibt und mit welchem mancherlei Unfug getrieben wird; denn einerſeits erſcheinen die Köche, die ſelbſt an den fetten Töpfen ſitzen, nicht ſo niedergedrückt wie die ärmeren dienenden Leibeigenen, andererſeits aber doch als ein feigeres, unmännlicheres Geſchlecht hinter Knappen und reiſſigem Volk weit zurückſtehend. Ihnen ällt ſo die ironiſchere Weltanſicht, die das Höhere verhöhnt und den Bauch pflegt, ihnen fällt faſt aller humoriſtiſche Schabernack, der geübt wird von ihnen oder an ihnen, anheim. Die Kocherei hat, wo ihrer in Gedichten erwähnt wird, natürlich immer ein großartiges Anſehen: Roſt und Keſſel müſſen alles Ge-

räthe repräſentiren[1]); doch wird es an Töpfen, Pfannen u. dergl. nirgends gefehlt haben.

Der zu Vorrathshäuſern benutzten Gademe waren auf einer Burg weder wenige noch waren ſie klein. Da die ganze Dienerſchaft Bekleidung und Beköſtigung erhielt, auch Gäſte vielfach, nicht bloß mit Beköſtigung, ſondern auch mit Bekleidung, namentlich mit leinenem Unterzeug und mit Mänteln verſehen werden mußten, da man zu ſolchen Gaben nicht immer in der Nähe Kaufgelegenheit hatte und, wenn man ſie gehabt, ſie ſchwerlich benutzt hätte, da von den zu einer Burg gehörigen Gütern Flachs, Wolle und Felle genug gewonnen wurden, um im Hauſe ſelbſt ſpinnen, weben und gemeines Pelz- und Lederwerk bereiten zu laſſen, hatte man an dieſen Dingen immer bedeutende Vorräthe. Die rohen Stoffe mochten in die Vorburg, in die Nebengebäude des Vieh- oder Reithofes verwieſen ſein, wo Kornhäuſer, Wollkammern und Speicher aller Art Platz hatten; aber

1) Willehalm 285. 28. —
„vil manic kezzel was
über ſtarkiu fiwer gehangen."
Ebendaſ. 286. 14. —
„unde warf in alzehant
undr einen kezzl in grôzen rôſt:
ſus wart er lebens da erlôſt."
Nibelunge Not. 900 u. dergl. m.

Kleidervorrathshäuſer u. dergl. waren ſicher unter den den Burghof einfaſſenden Gebäuden[1]).

Unter die Vorrathshäuſer gewiſſermaßen gehörte auch das Schnitzhaus, deſſen wir in Gedichten keine Erwähnung gefunden haben; doch fehlte es ſchwerlich in irgend einer größern Burg, denn man bedurfte überall bedeutender Vorräthe an Pfeilen, überall bedurfte man der Reparaturen und Neuherſtellungen von Armbrüſten und Lanzenſchäften und was dergl. mehr war. Dagegen mag die Schmiede wegen der Pferde in der Regel in der Vorburg bei den Pferdeſtällen auf dem Reithof angebracht geweſen ſein, denn auch ſie konnte man nicht wohl in einer größern Burg entbehren. Vielleicht nahmen Schnitzhaus und Schmiede auch die unteren Räume ſogenannter Wichüſer ein, welches Gebäude waren, die gleich den Thürmen in und an die Umfaſſungsmauern geſtellt und weſentlich zur Vertheidigung eingerichtet, aber zu breit und von zu bedeutendem Umfange waren, um Thürme genannt werden zu können[2]).

---

1) Kûtrûn 140.
„von des wirtes gademe kleider man da truoc:
allen die ir gerten, den gap man ir genuoc;“

2) Ein ſolches Wichus z. B. iſt das Gebäude oberhalb der Porten der Burg Windberg auf der alten Abbildung, von der ſich ein Conterfey in Kupferſtich findet

Außer dieſen erwähnten Gebäuden wird nun auch einer größeren Burg die Kapelle nicht leicht gefehlt haben und endlich waren in den Mauern hie und da überwölbte breite Fenſterniſchen mit Sitzen und von Stein ſchönverzierten, nicht durch Glas verſchloſſenen Fenſtern, aus denen man die ſchönſten Ausſichten in die Gegend genießen konnte. Solche Fenſterniſchen, die zuweilen aber auch in Thürmen angebracht und dann nicht ſowol Fenſterniſchen als nach einer Seite offene Portiken in höheren Geſchoſſen, etwa unmittelbar unter dem Dache, alſo ganz den italieniſchen Loggie ähnliche Räume waren, nannte man **Louben** oder **Liewen** [1]). Wollte man eine

bei G. F. Avemann, vollſtändige Beſchreibung des uralten und weitberühmten hochgräflichen Geſchlechts der Herren Reichs= und Burggrafen von Kirchberg (Frkf. a. M. 1747. 4.).

1) Eine ſolche einzelne Fenſterlaube ſieht man noch auf dem Greifenſtein neben der Kapelle. Sonſt vergleiche man folgende Stellen:

Parzival 151. 1.

„Iwânet in an der hende zôch
für eine louben niht ze hôch.
dô ſah er für unde wider:
ouch was diu **loube** ſo nidr (d. h. nicht zu hoch auf der Mauer oder am Gebäude)
daz er drüſſe hôrte und erſach
dâ von ein trûren im geſchach.“

ſolche Fenſterniſche nicht in dem ſtarken Umfaſſungsgemäuer, oder in dem gleichſtarken Mauerwerke der Thürme oder des Palas anbringen, ſondern in einem ſchwächern Theile der Mauer, oder in einem obern, ſchwächer gemauerten Stock eines Wichuſes, ſo blieb nichts übrig als einen vorſpringenden Erker, wie man es in Süddeutſchland nennt, ein Chor, aus der Mauer heraus zu bauen. Solche Erker werden öfter erwähnt[1]), namentlich brachte man ſie auch über der

---

Wigalois 222 ff.

Ein palas hat die künegîn
Daz was marmelſteinîn
Gezieret wol begarwe,
Von vierhande varwe,
Rot, brun, weitîn und gel.
Daz hûs was ſinewel,
Believet umbe und umbe wol.

d. h. ringsum in dem Palas ſah man aus höheren Fenſterniſchen wie aus Laubengewölben ins Freie. In dieſen Liewen am Palas der Königin hingen Singvögel in Käfigen, „Galander unde nachtegal", und ergötzten mit ihrem Geſang die Frauen. — Daß die Fenſter höher waren, ſieht man aus v. 345 und 346:

„Von den liewen gie ſi zetal
Wider ſitzen an ir ſtat."

1) Parzival 183. 22.

„— ûffen hof — —
der was gein wer beràten:

Porte und in einem noch höheren Stock über dem Eingangsthürchen zum Berchfrit an, um durch Oeffnungen im Boden des Erkers auf die, welche in zu groſser Nähe das Gebäude angriffen, als daſs man nach ihnen mit der Armbruſt hätte ſchieſsen können, mit groſsen Steinen herabzuwerfen, oder mit ſiedendem Waſſer zu gieſsen.

Wollen wir nun, nachdem wir die ganze Reihe der gröſstentheils niederen Gebäude, welche den Hofraum der Burg einſchloſſen, überblickt haben, uns eine ungefähre Anſchauung von ihrer Vertheilung, von ihrer Stellung zu einander verſchaffen, ſo werden wir uns geſtehen müſſen, daſs hier von der Localität das meiſte abhängig war. Doch Einiges wird ſich feſter für alle Fälle beſtimmen zu laſſen: Erſtens nämlich war der Palas oder waren die Palaſe immer in der Nähe der Porte oder der Porten[1]).

---

türn oben kemenâten,
wîchûs, perfrit, ärkêr,
,der ſtuont dâ ſicherlichen mêr
denn er dâ vor geſähe ie."

1) Willehalm 97. 15.
„Terramêr und rois Tybalt
ſich ſchône leiten mit gewalt
für die porten gein den palas."
Parzival 403. 12.
„ſtrâze und ein pfärt begunde tragen

Die Stufen oder Greden des Palas gingen allezeit auf den breiten Burghof und wo die Localität es erlaubte, ritten Burgbewohner und Gäſte, wenn ſie ankamen, über den Hof bis vor die Greden und ſtiegen hier ab, um ſich auf das Verſammlungszimmer der Männer, auf den Palas zu begeben [1]). Der Hof ſelbſt war, wenn er gefallen ſollte, weit und

---

Gâwâne gein der porte
an des palas orte."

Dazu ebendaſ. 404. 17.

„uf den hof dort für den palas reit
Gâwân gein der geſellekeit."

Offenbar ſeitwärts an den Palas (an des Palasorte) ſtieß hier die Pforte, durch die man nur wenig über den Hof zu reiten brauchte, um vor den Greden des Palas abſteigen zu können.

Kûtrûn 1494.

„Wâte tobete ſêre. Dô gieng er für den ſal
gen der porte hôher:"

Parcival 60. 27 ff.

„Ein ſchifprücke ûf einem plân
gieng über einen wazzers trân
mit einem tor beſlozzen.
Der knappe unverdrozzen
tetez ûf, als im ze muote was.
dar ob ſtuont der palas.

1) Willehalm 249. 16.

„nu kom ir ſweher (der was grîs)
und erbeizte vor dem palas."

licht und etwa in der Mitte oder an einem weniger betretenen Ende mit einem Raſenplatz und mit einer oder mit mehren Linden geziert[1]); in der Nähe des Raſenplatzes war etwa auch der Brunnen, denn ihn brachte man gern in die Nähe der Linde. „Ein Brunnen unter der Linde", oder „ein Brunnen dabei

---

Parzival 147. 12.
„dâ volgeten im diu kindelîn
ûf den Hof für den palas,
dâ maneger ſlahte fuore was."
Triſtan 13127.
„und als er erbeizet was,
er gienc in den palas".

1) Parzival 227. 7.
„In die burc der küene reit,
ûf einen hof wît unde breit."
Ebendaſ. 432. 7.
„ſîn knappen heten ſich bedâht
daz ſîniu ors wâren brâht
ûf den hof für den palas,
aldâ der linden ſchate was."
Ebendaſ. 564. 27.
„er vant der bürge wîte,
daz ieslîch ir ſîte
ſtuont mit bûwenlîcher wer."
— —
565. 3. „enmitten drûf ein anger:
— —
vil türne ob den zinnen ſtuont."

drei Linden" ſind zu oft wiederkehrendes Bild, als daß ſich nicht auch in der Wirklichkeit die Zuſammenſtellung oft gefunden haben ſollte.

Die Kapelle hatte inſofern ihre beſtimmtere Stelle, als ſie immer von Weſt gegen Oſt gerichtet und von Weſt her zugänglich ſein mußte; ſie konnte demnach nicht wohl an die weſtliche Umfaſſung des Burghofes angefügt ſein.

In der That aber mußte, trotz der Niedrigkeit der meiſten Gebäude, eine Burg, wie wir ſie eben haben kennen lernen, einen großartigen Anblick bieten, mochte man ſie nun von Weitem erblicken mit dem hellfarbigen Palasdache, mit dem hohen Horn (dem Berchfrit) und mit den vielen anderen Thürmen ob den Zinnen und Kemenaten, deren Zahl zuweilen ſo groß war, daß Wolfram von Eſchenbach einem jungen thörſchen Edelknecht den Einfall unterlegt, es ſei an der Stelle einer Burg Thurmſamen aufgegangen [1]; — oder mochte man über die Schlagbrücke

---

1) Parzival 161. 23.

„hin gein dem abent er derſach
eins turnes gupfen unt des dach.
den tumben dûhte ſêre,
wie der türne wüehſe mêre:
der ſtuont dâ vil ûf eime hûs.
dô wânder ſi ſât Artûs:
des jaher im für heilikeit,

des Grabens, unter dem Schlagethor der Porte hindurchgeritten ſein und nun den weiten Hof und die mannichfaltigen umgebenden Gebäude mit einem Blicke überſchauen.

Der Hof hatte in der Regel wol nur einen einzigen Ausgang aus ſeiner Umſchließung; dagegen hatten die Zingeln und, wenn ein doppelter Zwinger war, auch dieſer innere Zwinger zwiſchen der Hofeinſchließung und der mit Zinnen und Thürmen bewehrten Zwingermauer oft mehre Ausgänge durch beſondere Porten. Mehr als vier oder fünf Porten werden aber auch ſo nicht bei einer Burg erwähnt, ſondern nur wenn die Burg zugleich eine Stadt und das Ritterhaus nur die Veſte der Stadt war. Die Porten wurden theils mit Schloß und Riegel verwahrt, theils, wenn man ſie in Bedrängniſſen recht feſt verwahren wollte, zugemauert [1]).

---

unt daz ſin ſälde wäre breit.
Alſô ſprach der tumbe man.
„mîner muoter volk niht pûwen kan.
jane wehſet niht ſo lanc ir ſât,
ſwaz ſir in den walde hât:
grôz regen ſie ſelten da verbirt."

1) Willehalm 229. 4.

„den marcrâven erlangen mac,
daz niemen im die port ûf tuot.
diu was mit ſlôze alſô behuot,

Um nun auf jene Synonyma zurückzukommen: Gadem und Kemenate, Palas und Saal, ſo ſind offenbar Gadem und Palas die allgemeinen Ausdrücke. Gadem heißen nicht blos Kemenaten, ſondern überhaupt alle in der Weiſe eines Gebäudes geſchloſſene Räume, z. B. auch unter der Erde, und es wird dies „Gaden" der mittelhochdeutſchen Sprache ganz ſo gebraucht wie noch jetzt in der Schweiz, namentlich in Appenzell, wo nicht blos die Kammer neben der Diele der Obergadem heißt, ſondern auch der gleich den Sennhütten blockhausartig errichtete

---

ob iemen wolde wenken
dort inne und überdenken
ſine triwe dnrch miete,
ſwelch vîent daz geriete
dazz im vrumte niht ein hâr.
Gyburc für denſelben vâr
der bürge ſlüzzel ſelbe truoc:
die waren ſpähe alſô genuoc."

Parzival 351. 23.

„Gâwân gein einer porten reit.
der burgâr ſite was im leit:
ſine hete niht betûret,
al ir porten wârn vermûret
und al ir wîchûs werlich,
darzuo der zinnen ieslich
mit armbruſte ein ſchütze pflac,
der ſich ſchiezens her ûz bewac."

Käſeſpeicher in der Nähe derſelben der Käsgadem und der Ziegenſtall der Geißgadem. Wir ſind überzeugt, daß dieſe beiden letzteren Ausdrücke ſich auch überhaupt in der mittelhochdeutſchen Mundart vorgefunden haben; aber die Wörter Käskemenate und Geißkemenate zu brauchen, iſt gewiß Niemandem eingefallen. Auch eine bloße Marktbude heißt ein Gadem; aber nie eine Kemenate. Jede Kemenate iſt ein Gadem, aber nicht jedes Gadem iſt eine Kemenate.

Daß Saal und Palas öfters identiſch gebraucht werden, daß alſo ein Saal ein Palas ſein könne, beweiſen mehre Stellen [1]). Entſchieden auseinandergehalten werden ſie anderwärts [2]). Sollen wir unſere

1) Vergl. Benecke, Wörterb. z. Wigalois, unter dem Worte: der, daz palas. — Ferner folgende Stelle des Parzival 393. 14.

„dô fuorens ûf des küneges ſal,
daz inner her von der ſtat:“
— — —
393. 24. „männiglich nu niht verbirt
ſine füern, als dâ gelobet was,
ze Beâroſche ûfen palas.“

2) Kûtrûn 1145.
„Nu freut iuch jungelinge, ſo ſprach der junge man,
mîn ſorge is nu ringe, ſit ich geſehen han
wol ſiben palas rîche unde einn ſal vil wîten,
wir ſin morgen in Normanîe wol vor mittes tages
zîten.“

Meinung ſagen, ſo iſt ein ſolcher Palas, wie wir ihn oben als Mittelpunkt und Hauptſitz des ganzen Burgenlebens beſchrieben haben, immer ein Saal; allein auch andere hallenartige Gebäude, wie z. B. jener mit Fallgittern beſchloſſene Eingang zum Burghof, werden zuweilen mit dem Namen Palas belegt, ja, ſelbſt kleinere hallenartig eingerichtete Räume, wie in der Kutrun z. B. ein ſolcher erwähnt wird, der in einem Thurme lag [1]) und alſo wahrhaftig keinen großen Umfang haben konnte. Dagegen mögen jene Gebäude, die zur Speiſung und Herbergung ganzer großer Ritterſcharen wol auch in Königs- und Fürſtenburgen aufgeſchlagen wurden und welche der Hauptſache nach aus Holz erbaut waren, vorzugsweiſe mit dem Worte „Sal" bezeichnet worden ſein. Eine ſolche große weite Herberge kann dann nicht mehr gut als Palas bezeichnet werden, und ſo hätten wir als Reſultat, daß es nicht nur einen Palas geben konnte, der kein Saal, ſondern auch einen Saal, der kein Palas war, und daß nur gewiſſe Säle auch den Namen Palas und nur gewiſſe Arten des Palas den Namen Saal erhalten konnten.

---

1) Kûtrûn 1497.
„Hôrant von Tenemarke — —
im volgeten vil der recken — —
für einen palas witen ûf den turn allerbeſten."

2) Burgſtälle.

Wir bedienen uns des Wortes Burgſtall, um die kleineren, blos auf Vertheidigung eingerichteten Burgen zu bezeichnen, deren auch ſchon viele im 11. und 12. Jahrhundert (wenn man nach dem reinen Rundbogen-Bauſtyl der Reſte oder der alten Abbildungen derſelben ſchließen darf) vorhanden geweſen ſein müſſen. Es iſt zwar ein Ausdruck, der nur local gang und gäbe war, der aber doch den Unterſchied von Hofburgen zweckmäßiger bezeichnet, als wenn wir uns der Ausdrücke „Felſenburg" oder „Stein"[1]) bedienten, denn es gab ja ſolche eng zuſammengenommene Burgen auch in völliger Ebene.

Fünf Stücke waren auch der kleinſten Burg unentbehrlich: 1) die Umfaſſungsmauer, welche jedoch ganz oder theilweiſe durch ſteinerne Gebäude erſetzt ſein konnte; 2) der Palas, d. h. ein Raum, in welchem man mit Bequemlichkeit noch alle die Dinge erfoderlichen Falls vornehmen konnte, die in einer größern Burg im Palas vorgenommen wurden;

---

1) Urſprünglich mag Stein die feſten Orte bezeichnet haben, welche in den Fels hineingearbeitete Wohnungen enthielten, Höhlenburgen. Zu Bezeichnung einer Felshöhle dient das Wort noch in Triſtan und Iſolt 17399:

„ſi ſlichen wider in ir ſtein" —

3) die Kemenate, d. h. ein Raum, der für das eigentliche Familienleben, für die Frauen namentlich Das war, was der Palas für die Gäſte und für den Verkehr der Männer; 4) die Küche und 5) das Berchfrit.

Allein da ſich die Küche, die Kemenate und der Palas in den verſchiedenen Geſchoſſen des Berchfrites anbringen ließen, ſo war in der That zu der kleinſten Burg nichts nöthig als eine Umfaſſungsmauer und ein Berchfrit. Hatte dieſer wie gewöhnlich nicht gleicher Erde, ſondern ein Stock hoch ſeinen Eingang, ſo trat man in die Küche; in den dicken Wänden des Berchfrites war eine ſchmale Treppe in das Obergeſchoß, an anderen Stellen waren tiefe Wandſchränke und verſchließbare Bettſtellen für die Mägde angebracht. Stieg man nun jene Treppe höher, ſo kam man in die Kemenate, welche einen großen Ofen, einen großen ehelichen Bettſtall, wieder Wandſchränke und eine Wandtreppe in das höhere Geſchoß enthielt. Hier fand ſich der Trinkſaal, der Palas, mit weniger dicken Wänden, mit einem Kamin und mit vielen Fenſtern, hie und da wol auch mit Erkern und mit einer hölzernen Stiege in den oberſten Raum des Thurmes, wo noch für Knappen und Wächter Platz war. Das unterſte Geſchoß des Thurmes enthielt bei ſolchen Burgen wol in der Regel einen Sodbrunnen und wurde übrigens als Keller, Speiſege-

wölbe oder auch als Gefängniß nach Umſtänden benutzt. Eine außen angebrachte, hölzerne, leicht wegnehmbare Stiege führte von dem Hofe in die Küche. Ställe, wenn der Burghof nämlich einen Eingang gleicher Erde hatte, waren an die Umfangsmauer angebaut. Dies ſind die einfachſten, engſten, nur aus einem Thurm und aus einem Hofe beſtehenden Burgen [1]); doch wie eng ſie auch waren, auch ſie

1) Wir verweiſen in Beziehung auf obige Schilderung auf die Darſtellung des Charakters der ſchweizeriſchen Ritterburgen im Allgemeinen, von Pfarrer M. Lutz in Läufelfingen, abgedruckt in: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergſchlöſſern, hiſtoriſch dargeſtellt von vaterländiſchen Schriftſtellern. Herausgeg. von Prof. G. Schwab (Chur, 1828, 8.) I. Bd. S. 35 ff. — Lutz ſchreibt ſolche Gebäude dem 14ten und 15ten Jahrhundert zu, in welchem allerdings dergleichen auch noch viele gebaut wurden; allein viele ältere Warthürme laſſen eine ganz ähnliche Einrichtung annehmen, und was Lutz irre machte, war, daß er die Berchfrite größerer Burgen, welche entweder allein den Verfall des Baues überlebten (wie z. B. auch in unſern Gegenden der Fuchsthurm auf dem Kirchberge bei Jena oder der Thurm auf dem Schauenforſt bei Orlamünde), oder bei neuer Herſtellung des Burgbaues allein von dem alten gelaſſen und in den neuen Bau aufgenommen wurden (wie der alte Berchfrit auf Burg Könitz bei Saalfeld) — daß er ſolche Berchfrite größerer Burgen für Gebäude früherer Zeit aber

gewährten bei der großen Mauerſtärke in den Fenſterniſchen der Kemenate noch ganz niedliche Räume zum Lieblingsaufenthalt der Frauen; die Küche erhielt Licht und Luft meiſt nur durch die Thüre und auch durch einige Löcher. Verlangte die Gegend zu ihrer Überſicht (ſo weit eine ſolche überhaupt möglich war) nicht zu hohe Baue, ſo ſchoben ſich ſolche Berchfrite auch niedriger zuſammen, indem ſie um ſo mehr in die Breite wuchſen und nun als thurmartige Steinhäuſer erſchienen von größerer Höhe als man gewöhnlich in jenen Zeiten gewahrte. Ein ſolcher Thurm

ähnlicher Beſtimmung, wie die Berchfrite ſolcher Burgen hielt, die nur aus einem Berchfrit beſtanden und alſo eines ſorgfältigern Ausbaues bedurften als jene, die oft nichts enthielten als eine Wendeltreppe. So kam es, daß er die ſorgfältiger eingerichteten für nothwendig jünger erachtete; über das Alter entſcheidet aber in ſolchem Falle lediglich die Bauart oder der urkundliche Nachweis. — Solche nur aus Wehrthurm und Umfaſſungsmauer beſtehende kleine Burgſtälle ſtellen vorzugsweiſe die alten Zeichnungen zum Sachſenſpiegel vor, wo es darauf ankommt, eine wehrhafte Burg zu bezeichnen. Vergl. Deutſche Denkmäler, herausg. u. erkl. von Batt, v. Babo, Eitenbenz, Mone und Weber, 1ſte Lief. Enthält die Bilder zum ſächſ. Land- und Lehnrecht (Heidelb. 1820. fol.), tab. XV. fig. 6. und tab. XIV. fig. 1. tab. XII u. XIII u. ſ. w.

iſt urſprünglich der der Burg Strättlingen im Canton Bern, die ihrem Unfug nach nicht wol aus mehr als aus Thurm und Umfaſſungsmauer beſtanden haben kann. Wie arg auch die Beſchäftigungen ſein mochten, welche Strättlingen im Laufe des 14. Jahrhunderts erlitt, ſie konnten doch nur den innern Ausbau verändern, das feſte und ſtarke Hauptgemäuer des Thurmes und der Umfaſſung geht über das 14. Jahrhundert hinauf. Ganz ſo verhält es ſich mit dem alten Thurm auf Mammertshofen im Thurgau der 43 Fuß ins Gevierte und 8 Fuß ſtarke Mauern hat. Windberg bei Jena hatte nur das Berchfrit, einen offenen Wehrthurm, ein Wichus und einige kleinere Gebäude im Hofraum.

In Verhältniß zu ſo kleinen Burgen iſt es nun ſchon eine Art von Luxus, wenn wir neben einem ſolchen hohen ſteinernen Hauſe, welches Küche, Kemenate und Palas über einander enthält, noch ein beſonderes Berchfrit mit dem Verließ und der Wächterwohnung erblicken, oder wenn jenes ſteinerne Haus zu einem mehrgliedrigen Gebäude erweitert, nebſt einem Wichus das Berchfrit umſchließt, wie auf dem Greifberg bei Jena, wo dann allerdings auch ſchon ein trichterenger Hof nothwendig entſtehen muß. Dieſe Burg Greifberg ſcheint überdies auch gar nicht auf die Aufnahme größeren Viehes (wie etwa einiger Pferde oder Kühe) eingerichtet geweſen zu ſein, denn

der alten Abbildung nach zu ſchließen, war der einzige Eingang durch die hohen, ein Stock hoch angebrachten Fenſter des Wichuſes. Ebenſo ſcheint es in Burg Kirchberg der Fall geweſen zu ſein, obgleich dieſe Burg etwas größer war, einen doppelten, durch eine mit Zinnen verſehene Mauer von einander geſchiedenen Hof und außer dem runden Berchfrit noch einen viereckigen Wehrthurm hatte. Große Wirthſchaftsgebäude, Viehhöfe, Reitplätze und dergl. fehlten dieſen Burgſtällen gänzlich, die ſich auf ſo wenig Raum als möglich beſchränkten, um die Vertheidigung mit wenigeren Armen führen, den Bau auf unzugänglichere Punkte ſtellen, oder bei deſſen Aufführung die Koſten ſparen zu können. Nur die kühne Wahl des Locales kann übrigens bei dieſen kirchbergiſchen Schlöſſern eine ſolche Bauart bedingt haben, da es deren Erbauern wol weder an ſtreitbaren Armen noch an Geld fehlte.

II. Das Leben auf den Burgen, ſoweit es ſich an die Einrichtung der Burg als eines Gebäudes knüpft.

Wir wollen ſofort dieſen zweiten Abſchnitt in folgende Unterabtheilungen bringen, um uns leichter nach allen Seiten mit Beſtimmtheit zu bewegen: a) die

Mahlzeiten; d) die Ruhezeiten; c) die Dienerſchaft; b) Gäſtebewirthung, Geſellſchaft und Tanz.

a) Die Mahlzeiten.

Der früheren Sitte unſeres Volkes gemäß, hatte man des Tages zwei Mahlzeiten, die eine kurz nach der Meſſe, welche man des Morgens zu hören pflegte, und zwar in der älteren Zeit kurz nach der Frühmeſſe; die andere gegen Abend. Natürlich brachten in dieſen Dingen der verſchiedene Stand und die Sitte der Zeit gewiſſe Abwechſelungen hervor. Das Frühmahl kommt ſo zu verſchiedenen Tageszeiten vor, von der Zeit nach der Frühmeſſe an, bis kurz nach der Hauptmeſſe [1]), von halb neun Uhr etwa bis gegen halb Ein

1) Man hörte die Meſſe, welche man beſuchte, gern nüchtern. Die Sitte, bald nach der Meſſe, die man gehört, ein Eſſen zu ſich nehmen, erhellt aus:
Triſtan 3900 ff.
„unde als der künic do ſolte .
von meſſe wider ze hove gân" u. ſ. w.
bis 4093.
„Nu hete man wazer genomen
und was der künic ze tiſche komen;"
Ulrich v. Lichtenſtein's Frauendienſt (herausg. v. Tieck. Stuttg. u. Tüb. 1812. 8.) S. 135. — „da endete ſich die Meſſe, und ich nahm Urlaub. Der Wirth und

Uhr nach unſerer Stundenzählung. Das Nachteſſen hat ebenſo verſchiedene Zeiten; von nach Mittag drei Uhr an, etwa bis Abends ſieben Uhr. Beide Mahlzeiten hießen Imbiz; doch ſtellte ſich der Name Imbiz mehr für das Morgeneſſen [1]) feſt, und das Abend-

ſeine Hausfrau baten mich, da zu imbißen; ich ſprach: ich thäte es gern, nur habe ich es verlobt" u. ſ. w. Ferner: Wigalois 4370 ff.

„Des morgens dô der tac ûf gie,
ſîn ſorge in niht ſlafen lie
und der jamer nach der magt.
Sîn herze was vil unverzagt;
Des genoz er an vil maniger ſtat.
Ein meſſe er im ſingen bat" — u. ſ. w.

bis 4431.

„dar nach ſchiere kam ein bot,
der hiez in enbizzen gân.
der imbiz was viel ſchier getan;" —

Dieſe Sitte, das Morgeneſſen nach der Frühmeſſe einzunehmen, dauerte noch am Ende des Mittelalters, Tewrdannck CIII.; 1—4.

„Als nun hergieng der annder tag,
Tewrdannck nit lenger am pet lag,
Sonnder hört mit andacht ein meß,
Das Er darnach zuo morgen eß."

1) Diutiſka III. 2. S. 156. z. E. brandium, imbiz und die vorher citirte Stelle aus Wigalois. Es heißt: daz imbiz, die Mahlzeit; aber der imbiz, das beſtimmte Stück. Doch wird der Unterſchied nicht ſtreng

eſſen wird als „Ezzen" ſchlechthin bezeichnet, ſeitdem der ältere Ausdruck dafür, der ſich in der ganzen germaniſchen Welt bei Gothen, wie bei Angelſachſen, bei Baiern, wie bei Franken in blos mundartlicher Verſchiedenheit findet, nämlich das Wort: „undere" oder under imbiz [1]) aus dem gewöhnlichen Gebrauch gekommen war.

Dieſe beiden Mahlzeiten nun wurden im Palas gehalten [2]). Daß es ſo war, brauchen wir nicht beſonders zu erweiſen; jedes mittelhochdeutſche Gedicht, welches dergleichen Dinge beſchreibt, führt den Beweis und zeigt, wie ſich Hausherr, Gäſte und Geſinde ſofort nach der Meſſe auf dem Palas zuſammen-

---

gehalten. Vergl. Grimm Reinhart Fuchs (Berlin, 1834) S. 105.

1) Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Literatur, herausgegeben von Dr. H. Hoffmann (B. I. Breslau, 1830. 8.) S. 395. s. v. undere.

2) Jedoch aßen die Frauen oft in ihrer Kemenate, namentlich wenn Fremde da waren, und kamen in den Palas der Männer wol überhaupt nicht ohne Einladung oder Veranlaſſung.

Iwein 711.

„Ze kemenâten az diu künegîn;
Daz ſchuof der kunec durch ſîn gemach."

fanden, um hier zu tafeln [1]). Einige Zeit unterhielt man ſich dann erſt hier, ehe man ſich zu Tiſche ſetzte [2]). Der Zeitraum von dem Nachteſſen bis früh zur Frühmeſſe gilt für die Nacht; der Zeitraum von dem Frühеſſen bis zum Nachteſſen für den Tag. Der letztere war den Geſchäften, den Waffenübungen, der Jagd u. ſ. w. gewidmet; der erſtere außer dem Schla-

1) Wir führen ſtatt unzähliger, die ſich finden laſſen, nur eine Stelle an, die uns eben nahe liegt:
Willehalm 140. 23.

„Der künec ûfen palas
kom, dâ manec fürſte was,
dô 'r hete meſſe vernomen:" —

2) Wie es ſcheint, geſchah dies, um theils alle einzelnen Tiſchgenoſſen, auch die nicht in der Meſſe geweſenen, ſich ſammeln und zuſammenfinden zu laſſen, theils um denen, die es nicht früher gethan hatten, Zeit zu laſſen, ihre Toilette zu machen. So iſt an König Marke's Hofe zwiſchen der Meſſe und dem Beginn der Tafel Zeit genug für Rual, daß er ſich badet und umkleidet:
Triſtan 4060.

„Der guote künic der hiez in dô
füren ze kemenâten,
unde hiez in dâ berâten
mit rûhelicher wâte.
Triſtan in ſchiere hâte
ſchone gebadet und wol gekleit" u. ſ. w.

ſen auch dem Anhören von Muſik und Vorleſen, dem Schachtzabelſpiel, dem Tanz und fröhlicher Geſellſchaft[1]).

Für jede Mahlzeit wurde der Palas beſonders eingerichtet. Nach jeder Mahlzeit nämlich wurde nicht nur abgedeckt, ſondern die Tiſche wurden auch bei Seite getragen[2]). Stehende, allgemeine Sitte war,

1) Triſtan 3725.

„tages ſo ſul' wir rîten jagen,
des nahtes uns hie heime trugen
mit hoviſchlichen Dingen:
harpfen, videlen, ſingen
daz kanſtu wol, daz tuo du mir:" —

Ebend. 3503.

„Nu gefügte ſich daz,
daz Marke an einem tage ſaz,
ein lützel nach der ezzen zît,
ſo man doch kurze wîle pflît,
unde loſete ſere an einer ſtete
einem leiche, den ein harpfäre tete." —

2) Willehalm 182. 1.

„Man nam die tiſche gar hin dan." —

Parzival 166. 5.

„Man huop den tiſch, dô des wart zît."

Ebendaſ. 170. 7.

„Do man den tiſch hin dan genam." —

Ebendaſ. 237. 1.

„Der taveln muoſen hundert ſin,
die man dâ trouc zer tür darîn." u. ſ. w.

Eine kurze Beſchreibung der Herrichtung des Tiſches und der Sitze auf dem Palas findet ſich:

daß vor dem Eſſen Waſſer in Becken herumgereicht wurde, und daß ein Jeder ſich die Hände wuſch und mit einer dazu dargereichten Serviette abtrocknete [1]).

Parzival 549. 23.
„Des wirtes ſun, ein knappe, truoc
ſenfter bette dar genuoc
an der want gein der tür:
ein teppich wart geleit derfür.
dâ ſolte Gâwân ſitzen.
Der knappe truoc mit witzen
eine kultern ſô gemâl
ûfz bet (Bett iſt überhaupt Ruhebank, Sopha u. ſ. w.) von rôtem zindâl.
dem wirte ein bette auch wart geleit.
Dar nâch ein ander knappe treit
darfür tiſchlachen unde brôt.
Der wirt den bêden daz gebôt:
dâ gienc diu hûsfrouwen nâch.
Dô diu Gâwânen ſach,
ſi empfienc in herzenlîche.
Si ſprach ir hat uns rîche
nu alrêrſt gemachet:
hêr, unſer ſälde wachet.
Der wirt kom, daz wazzer man dar truoc.
Dô ſich Gâwân getwuoc
eine bete er niht vermeit.“ u. ſ. w.

1) Von den unzähligen hierher gehörigen Stellen nur ein Paar:

Die Tafeln waren mit weißen Tiſchtüchern überdeckt („tiſchlachen var nâch wîze“). Außer den Gerichten, die aufgetragen wurden, ward vorher Brot gereicht, und zwar ſchwarzes und weißes („ruckes unde wîzes“); das weiße von beſonders feiner Art hieß Waſtel. Außerdem ſtanden fortwährend auf einer wohlbeſchickten Tafel Salz, Pfeffer und Eſſig [1]).

Eine wunderbare Abweichung von unſeren Sitten fand hinſichtlich des Vorſchneidens ſtatt, welches zwar in der Regel ein Knappe, aber wo irgend Jemand eine beſondere Ehre geſchehen ſollte, die Hausfrau oder eine Jungfrau aus der Familie, und zwar in der Regel

Parzival 237. 9.
„mit' im twuoc ſich Parzivâl.
ein ſîdîn tweheln wol gemâl
die bôt eins graven ſun darnâch:
dem was ze knien für ſi gâch:“ —

Triſtan 13162.
„nu daz ezzen was bereit,
unt daz geſinde wazzer nam,
unt daz wazzer hin z'im kam
do wart er vil unde vil,
gebeten,“ u. ſ. w. —

1) Parzival 238. 25.
„in kleiniu goltvaz man nam,
als ieslîcher ſpîſe zam,
ſalſen, pfeffer, agraz.“

kniend [1]) verrichtete. Auch kommt es vor, daß einem Gaſt Leckerbiſſen aufs Brot geſchnitten werden [2]).

Außer dieſen beiden größeren Mahlzeiten, welche man auf dem Palas zu ſich nahm, kommt nun noch ein ſogenannter Schlaftrunk vor, den jeder auf ſeiner Kemenate vor Einſchlafen, ehe er ſich ins Bett legte, oder auch ſchon im Bette ſelbſt zu ſich nahm, und der aus Wein beſtand, wozu man Obſt aß. Inzwiſchen trank man im Mittelalter ſelten den Wein

1) Parzival 33. 9.
„ſi kniete nieder (daz was im leit),
mit ir ſelber hant ſi ſneit
dem rîter ſîner ſpîſe ein teil."

Ebendaſ. 237. 13.
„ſwâ dô der taveln keiniu ſtuont,
dâ tet man vier knappen kuont,
daz ſe ir diens niht vergâzen
den die drobe ſâzen.
Zwêne knieten unde ſniten:
die andern zwêne niht vermiten,
ſine trüegen trinkn und ezzen dar,
und namen ir mit dienſte war.

2) Parzival 551. 3.
„diu juncfrowe niht vermeit,
mit guoten zühten ſi ſneit
Gâwân ſüeziu murſel
ûf einem blanken waſtel
mir ir klaren henden."

rein und ungemiſcht; man zog es vor, ihn mit Pflanzenſäften und Gewürz gemiſcht (alſo in ähnlicher Weiſe wie unſer Maitrank, Biſchof und Cardinal) zu trinken, und dieſe gemiſchten Getränke, wie Claret, Moraz, Lutertrank ſind alſo auch beim Schlaftrunk das gewöhnlichere [1]). Man ſchickte einem Gaſte den Schlaftrunk auf ſeine Kemenate, wenn man glaubte, daß er ſich zu Bette gelegt habe.

b) Die Ruhezeiten.

Der Ruhezeiten finden ſich mehre eigentlich nicht; — ſondern es iſt lediglich die Nacht, vom Schlaftrunke bis zur Morgenmeſſe oder Mette, welche man mit Schlafen hinbrachte. Indeß da es, wie es ſcheint, an Ritterhöfen auch wol Sitte wurde, nicht eben die früheſte Meſſe zu hören, verſchob ſich das Frühmahl,

---

1) Parzival 244. 9.

„Diſe vier juncfrowen kluoc,
hôrt wos iesliçhiu truoc.
môraz, wîn unt lûtertranc
truogen drî ûf henden blanc:
die vierde juncfrouwe wîs
truog obs der art von paradîs
ûf einer tweheln blanc gevar.
diuſelbe kniete ouch für in dar.“

Eine Art Schlaftrunk war auch der Trunk Wein, welchen Marke foderte, als er glaubte Iſolden ihr Magdthum abgenommen zu haben. Triſtan 12642.

der Imbiß, oft mehr gegen Mittag hin, und unmittelbar nachher folgten die heißeſten Stunden des Tages. Da ſcheint es dann, daß man nach dem Imbiß auch wol einige Zeit ſchlief; doch mochte es als Vorwurf gelten, ſowol regelmäßig in den Tag hineinzuſchlafen und erſt ſpät zur Meſſe und zum Imbiß zu kommen, als regelmäßig nach dem Imbiß die Ruhebank zu ſuchen [1]). Geſchah das Letztere ausnahmsweiſe dennoch, ſo legte man ſich gewiß ſelten eigentlich ins Bett, ſondern nur auf ein Spanbett (Sopha) in einer Kemenate, oder auf eine von den mit Kiſſen belegten Bänken des Palas.

Benutzung des Palas als eigentlichen Schlafraumes für die Nacht kommt ſelten vor; doch einigemal wird bei einer großen Menge unterzubringender Leute oder ſonſt in einzelnen Fällen erwähnt, daß Lager auf dem Palas oder auf dem Saal aufgeſchlagen wurden. Dagegen kommen auch ſehr große Kemenaten vor, wie die, wo die 64 gefangenen Weiber untergebracht werden, in der Kûtrûn. Gewöhnlich wird von der Kemenate erwähnt, daß ein Bett darin ſtand, was unter Umſtänden wol auch ein bloßes Spanbett ſein kann. Die Betten aber, welche wirklich zum Schla-

1) Iwein 74 ff.

„Keiî leit ſich ſlâfen
ûf den ſal under in;
ze gemache ân êre ſtuont ſîn ſin.“

ſen gebraucht wurden, müſſen viel Ähnlichkeit gehabt haben mit den noch jetzt in Italien gebräuchlichen Betten, das heißt, ſehr hoch und breit geweſen ſein. Das Erſtere geht beſonders daraus hervor, daß vor dem Bette oft, und vielleicht in der Regel, ein zweites niederes Bette, eine Art Ottomanne, angebracht war[1]), auf welcher man vor und nach dem zu Bettlegen, vor und nach dem Bade ſaß oder lag, und auf welches ſich auch Die ſetzten oder legten, welche den im höheren Bette Liegenden noch durch Geſpräche zu unterhalten oder in ſeiner Nähe die Nacht zuzubringen die Abſicht hatten. War kein ſolches niederes Bett vor dem Bette angebracht, ſo benutzte man ſtatt deſſen den vor dem Bette ausgebreiteten Teppich[2]).

---

1) Parzival 243. 12.

„vor ſînem bette ein anderz lac,
dar ûfe ein kulter da er dâ ſaz.“

2) Willehalm 278. 16.

„manec juncfrowe minneclîch
vor ſînem bette ſtuonden,
die werden dieneſt kuonden,
in einer kemenâten,
diez mit guotem willen tâten.
Heimrîch ſich leite dran:
Gyburc für den grîſen man
nider ûf den teppich ſaz.

Dadurch erklärt ſich dann:

Die Bettſtatt nannte man den Bettſtall [1]), und es ſcheint, dieſe Bettſtälle in den Kemenaten waren entweder überhaupt gefeſtet, oder ſehr ſchwer gebaut, denn ſie werden benutzt als Pfoſten, an welche man Perſonen anbinden läßt, die man mit Ruthen hauen will.

Das Bett beſtand aus fünf Stücken: 1) das Pflumit (plumacium, plumatum), d. h. ein Federkiſſen; 2) der Kulter (culcitra, coultre), d. h. eine Matraze; 3) das Leilachen oder wie man es nannte, die linde Wat (die Leinewand, linta); 4) ein Deckelachen, d. i. das, was wir Couverture zu nennen pflegen, eine genähete, pelzene oder aus mehrfachen Tuchlagen zuſammengeſetzte Bettdecke, und 5) ein Wankiſſen, d. i. ein kleines Kopfkiſſen, wie dergleichen noch in Italien in Gebrauch ſind [2]).

Willehalm 174. 4.

„ſi fuorte den ſiuftebæren man
mit ir ze kemenâten wider.
zuo einander ſie dernider
vors küneges bette an eine ſtat
in diu künegîn ſitzen bat.“

1) Kûtrûn.

„Ze einem bettſtall binden ſie ſe hiez,
in der kemenâten nieman ſi bi ir liez.“

2) Die vollſtändigſte Beſchreibung eines Bettes iſt uns begegnet Parzival 552. 5 ff.

„Dô man den tiſch hindan enpfienc
unt dô diu wirtîn ûz gegienc,

Das Pflumit liebte man grün, und wenn es koſtbar ſein ſollte, mit grünem Sammt oder Sammtbaſtard bezogen. Zum Kulter wählte man gern ebenfalls einen grünſeidenen Überzug [1]); als Deckelachen bediente man ſich oft auch nur eines Mantels; war es aber eine

---

vil bette man darûf dô treit:
die wurden Gâwâne geleit.
einez was ein pflumît,
der zieche ein grüener ſamît;
des niht von der hohen art:
ez was ein ſamît paſtart.
ein kulter ward des bettes dach,
niht wan durch Gâwâns gemach,
mit einem pfellel ſunder golt
verre in heidenſchaft geholt,
geſteppet ûf palmât.
darüber zog man linde wât,
zwei lîlachen ſnêvar.
man leit ein ein wankÜſſen dar,
unt der meide mantel einen,
hârmîn, niwe, reinen."

1) Die grünſeidnen Bettziechen ſind im ſüdlichen Deutſchland in ſofern noch hie und da gewöhnlich, als man die Kopfkiſſen an der Seite, wo der Überzug gebunden wird (dies geſchieht eben in Süddeutſchland meiſtens nicht am untern Ende, ſondern an der äußeren Bettſeite), mit einem Stück grüner Seide beſetzt, die dann aus dem Überzug heraus ſieht und die Vorſtellung erweckt, das Ganze ſei grünſeiden.

Digitized by Google

Steppdecke von Tuch oder Seidenzeug, ſo wählte man gern rothe Farbe dazu.

Man ſchlief damals in Deutſchland allgemein, wie noch jetzt in Italien, nackt [1]).

c) Die Dienerſchaft.

Es kann durchaus nicht unſere Abſicht ſein, das Capitel von den Dienſtleuten in rechtlicher oder allgemein hiſtoriſcher Hinſicht hier abzuhandeln. Es kommt uns nur darauf an, das in den Burgen zur Erſcheinung kommende Leben auch nach dieſer Seite zu charakteriſiren.

Es gab höhere und niedere Dienſtleute, und dieſer Unterſchied findet bei männlichen wie bei weiblichen Dienſtboten ſtatt. Ofenheizen, Auskehren, Waſſertragen, Kleider und Wäſche waſchen, die Frauen kämmen, waren Arbeiten niederer weiblicher Dienſtboten, deren Zumuthung eine ritterlich Geborne demüthigte und beſchimpfte. Flachs bereiten, Spinnen, Garnwinden, Weben wurde wol von höheren und niederen Dienſtfrauen gekannt und von erſteren auch

1) Parzival 166. 11.

„er fuort in an die ſlâfſtat
der wirt in ſich ûz ſloufen bat:
ungernez tet, doch muoſez ſîn.
ein dechlachen härmîn
ward geleit über ſîn blôzen lîp."

oft geübt; doch betrachteten ſie unfreiwillige Auflegung ſolcher Arbeit wol auch ſchon als eine Bedrückung, und nur Sticken und Rahmnähen galt als vollkommen vornehme Beſchäftigung, deren ſich keine Frau oder Jungfrau zu ſchämen brauchte [1]). Die ganze Gewandbereitung fiel den Frauen unter der Leitung der Hausfrau anheim, die jedoch dazu auch männliche Dienſtboten, Schneider, verwendete.

Hinſichtlich der höheren männlichen Dienſtboten übergehen wir hier ganz die vier großen Hofämter und ihre Analoga an kleineren Höfen [2]). Wir ſehen

---

1) Dies ſieht man aus Iwein 6195 ff.

„Die armen heten ouch den ſin,
daz genuoge worhten under in
ſwaz iemen würken ſolde
von ſîden unt von golde.
Genuoge worhten an der rame:
der werc was aber âne ſchame.“

Kûtrûn 1006.

„Sumelîche muoſten ſpinnen und bürſten ir den har,
die von hôhen dingen wâren komen dar;
unt die wol kunden golt legen in ſîden
mit edelem geſteine, die muoſten arbeit lîden.“

2) Wer alles dahin Gehörige klar und deutlich kennen lernen will, den verweiſen wir auf ein vortreffliches Werk: Die Miniſterialen, von Aug. Freiherrn von Fürth. Köln 1836. 8.

durch Edelknechte und Juncherrelin (wie wir ſagen würden durch Hofjunker und Pagen) die ganze Bedienung der Tafeln und der Geſellſchaft beſtreiten. Sie heben die Damen mit dem Eiſen aus dem Sattel, halten den Rittern und Knappen das Roß, nehmen es ihnen ab und führen es zu Stalle; decken den Tiſch, tragen die Speiſen auf, reichen das Waſſer herum, legen vor und bedienen bei der Tafel, kurz, überall begegnen uns in dieſen Dingen Edeldiener; ſowie die Jungfrauen, welche den Schlaftrunk bringen, welche die Ritter im Bade bedienen, u. ſ. w. Edeldienerinnen ſind.

Dagegen war die Beſorgung der zur Burg gehörigen Gärten, Bienenſtände und Fiſchereien in den Händen hofhöriger gemeiner Dienſtleute, der Gärtner, Zeidler und Fiſcher, die ein Stück Land, eine Wohnung und andere Emolumente hatten, und dagegen Gemüſe, Obſt, Blumen, Honig, Wachs, Fiſche und Krebſe in vorgeſchriebener Weiſe aus den ihnen überwieſenen Gärten, Bienenſtänden und Fiſchereien zu liefern hatten. Auch die Beſorgung der Pferde war in den Händen gemeiner Knechte, die dann auch wol als gemeine Reiſige ihre Herren begleiteten; ebenſo waren Köche, Brauer, Kellner und Bäcker, wie die oben erwähnten Schneider, ferner Böttiche‌r, oft auch eigens gehaltene Schuhmacher, die dann überhaupt die nöthige Lederarbeit beſorgten, gemeine Hörige und in

Nebengebäuden auf oder bei der Burg ſeßhaft. Auch die beſchwerlichen Handreichungen und anderweitigen Geſchäfte bei der Jägerei wurden durch hofhörige Leute beſorgt.

Allen dieſen hofhörigen Leuten begegnen wir in den Gedichten ſo gut wie gar nicht. Sie ſind das unſichtbare Fundament, auf welchem ſich das ſichtbare Zierleben des Adels dann als Gebäude erhebt. Wie wir aber geſehen haben, daß in den kleineren Burgen ein großer Theil der zu einer großen Hofburg gehörigen Gebäude wegblieb, der Reſt ſich enger, unter weniger Dächer zuſammenſchob, ſo gewinnen wir auch die Vorſtellung, daß der ärmere Edelmann keinen Knappen hatte, als allenfalls ſeinen Sohn; daß er an das Halten von Juncherrelin nicht denken konnte, im Gegentheil froh war, ſeine eigenen Kinder in dieſer Weiſe an den Hof zu bringen. Da mußte ſich die ganze Thätigkeit der Knappen und Juncherrelin, ſowie der Edelfräulein an ihn ſelbſt, an die Hausfrau und an die Kinder vertheilen. Die Frau war froh, wenn ſie Garn auf der Weiſe hatte, und der Mann ſah ſelbſt zu ſeinem Keller. Einige weibliche niedere Dienſtboten, Waſch- und Küchenmägde, und ein Paar Knechte, die zu Roß- und Holzſtall ſahen und auf der Warte Acht hatten, waren dann ſo ziemlich der ganze Reſt der reichen Dienerſchaft der Hofburgen.

d) Gäſtebewirthung, Geſellſchaft und Tanz.

Gaſtfreundlichkeit und Freigebigkeit (Milde) gehörten zu den unerläßlichen Eigenſchaften eines Edlen, wenn er ſich des ganzen Ruhmes, deſſen ihn ſein Stand theilhaft machen konnte, erfreuen wollte. Die Formen, unter welchen die Gaſtfreundſchaft geübt wurde, liegen uns aber noch in ſpeciellſter Eigenthümlichkeit vor, da die mittelhochdeutſchen Gedichte vielfach die Ankunft von Gäſten und deren Aufnahme beſchreiben.

Kam ein Ritter oder eine Frau auf den Burghof geritten [1]) und hielt vor dem Palas, ſo liefen ſofort Juncherrelin und Knappen, ihnen Pferd und Bügel zu halten [2]). Der Hauswirth oder in deſſen Erman-

---

1) Der Empfang des Hausherrn, oder der mit dem Hausherrn ſelbſt ankommenden Gäſte hatte vor dem Burgthor ſtatt:

Wigalois 680.

„Sus reit er für daz burgetor.
Dâ ſtuonden edel knappen vor,
Riter unde knehte,
Die in, nach ſinem rehte,
Empfiengen wunneclîchen,
Er nahm geſelleclîchen
Herrn Gewein bî der hant!“ u. ſ. w.

2) Parzival 227. 19.

„vil kleiner junchêrrelîn
ſprungen gein dem zoume ſîn:

gelung, wenn es ein hochgeborner Herr war, Ritter, die in ſeinem Dienſte waren, luden die Abgeſtiegenen ein, mit ihnen zu kommen [1]) und führten ſie auf eine Kemenate, wo ſie ſich entwaffneten, umkleideten, wuſchen, welches Letztere beſonders bei Reiſenden, welche in den Waffen geritten waren, unumgänglich nöthig war, indem theils der Staub ſehr ungleich durch die Helmöffnungen drang, theils auch der unter den ſchweren Ringpanzern heftigere Schweiß, wo er an die Ringe reichte (namentlich an der Stirn) [2]), einen ſchwarzen Eiſenrahm bildete, der nothwendig abgewaſchen ſein mußte, ehe man ſich in Geſellſchaft ſehen laſſen konnte [3]).

---

ieslichez für daz ander greif.
ſie habten ſînen ſtegreif:
ſus muoſer von dem orſe ſtên."

1) Parzival 227. 24.
„in bâten ritter fürbaz gên:
di fuorten in an ſîn gemach.
harte ſchiere daz geſhach,
daz er mit zuht entwâpent wart."

2) Der Ringpanzer hatte auch eine Kappe, welche Kopf, Hals und Oberbruſt deckte. Man trug dieſe Kappe, die nur das Geſicht frei ließ, über dem Härſenier, aber unter dem Helme.

3) Parzival 228. 1.
„Ein wazzer ieſch der junge man,
er twuoc den âm von im ſân
undern ougen unt an handen."

Ein weſentlicher Theil der Gaſtfreundſchaft beſtand dann darin, daß man den Gaſt ſofort in einen Zuſtand verſetzte hinſichtlich der Kleidung, der ihm erlaubte, in Geſellſchaft erſcheinen zu können. Einem abgeriſſenen Edelmanne wird ſofort ganz neue Kleidung gereicht, dem vereinzelt ohne großes Gepäck Reiſenden wenigſtens leinene Unterkleider und ein Mantel [1]).

---

1) Triſtan 4060. u. ff., welche Stelle wir ſchon oben angeführt haben. Sodann:

Parzival 168. 1.

„Der gaſt an daz bette ſchreit
al wîz gewant im was bereit.“

Ebendaſ. 228. 7.

„gar vor allem tadel vrî
mit pfelle von Arâbî
man truog im einen mantel dar:
den legt an ſich der wol gevar;
mit offenre ſnűere.“ u. a. a. St.

Auch die Kleidung des Gawein, von der im Wigalois 697 ff. die Rede iſt, iſt eine vom Wirth gewährte, wie aus den Umſtänden nothwendig hervorgeht.

Wigalois 687.

„Den helm man im abe bant,
und fuorte in an guoten gemach.
Zuo ſînen knappen er dô ſprach:
Nu badet den rîter ſchône,
Daz ich iu ez iemer lône!
Abe ſchutte er ſîn îſengewant.
Si fuorten in enwec zehant,

Statt des Waſchens wird oft ein vollſtändiges Bad erwähnt, welches auch wol nicht grade nach der Ankunft, ſondern am nächſten Morgen früh gereicht wurde [1]). Überhaupt aber gehört Baden in dieſer Zeit weit mehr zu der regelmäßigen Lebensordnung, und nicht blos beim Ritterſtande, ſondern auch in den Städten. Daß dieſe Badeluſt, die man durch auf das Bad geſchüttete Roſenblätter und dergl. noch weichlicher und ſybaritiſcher machte, nicht etwa blos

---

Und badeten in rîterliche.
Der wirt der was rîche,
Als es wol an dem geſinde ſchein.
697. Sich kleit der herre Gawein
Mit wîzer linwâte.
Ein juncfrouwe in do nâte (d. h. ſchnürte)
In einen rok pfellîn;
Mit einem pellez hârmîn
Was er gefurrieret
Sus wart er gezieret;
Herr Gawein was ein ſchone man.
Desſelben pfelles leid er an
Einen mantel, der was wît."

1) Parzival 166. 21.
„Dô gebôt der fürſte mære
daz ein bat bereite wâre
reht umbe den mitten morgens tac
zende am teppich, da er dâ lac.
Daz muoſe des morgens alſô ſîn.
Man warf dâ rôſen oben în."

in den Dichtern lebt, ſieht man aus Ulrich von Lichtenſtein's Frauendienſt, der auch der Bäder fleißig und namentlich auch eines ſolchen Roſenblätterbades gedenkt [1]).

Bei dem Bade waren den Gäſten nicht etwa gemeine Mägde, ſondern edlere Frauen (gewöhnlich als Jungfrauen bezeichnet), dienſtlich [2]), was an die alte franzöſiſche Sitte erinnert in ritterlichen Häuſern, daß

---

1) A. a. O. S. 114. „Der Knappe ſchwieg und gieng, kam aber gleich mit zween andern Knechten wieder, die trugen ihm Roſen nach, von ſchöner Röthe und friſch geblättert, davon ſtreute er ſoviele auf mich, daß mich in dem Bade niemand ſah, wobei der Knappe kein Wort redete. Was ich auch zürnte, und was ich auch bat, er ſtreuete immerdar die Roſen über mich, ſoviel, daß der Fußboden wunniglich von Roſen gefärbt war. Darnach neigte er mir mit Züchten und ſchwieg ſtill, was ich auch reden mochte: er war mir ganz unbekannt und ſo ging er von mir.“

2) Parzival 166. 29 ff.

„der junge werde ſüeze man
gienc ſitzen in die kuofen ſân.
ine weiz wer ſie des bâte:
juncfrowen in rîcher wâte
und an libes varwe minneclîch,
die kômen zühte ſite gelîch.
Sie twuogn und ſtrichen ſchiere
von im ſîn ameſiere
mit blanken linden henden.“ u. ſ. w.

die Hausfrau dem Gaſt als Bettgenoſſin für die Nacht ihre ſchönſte Dienerin ſendet.

Nachdem nun in der Kemenate die Entwaffnung, das Bad und die friſche Ankleidung ſtatt gehabt, wurde der Gaſt eingeladen, auf den Palas zum Eſſen zu kommen. Man ſagt immer auf den Palas [1]), weil man zum Palas, wie oben erwähnt iſt, eine Reihe Stufen in die Höhe geht.

War der Gaſt durch das Speiſen auf dem Palas, und wenn die Hausfrau hier nicht gegenwärtig geweſen war und er doch vertraulich behandelt werden ſollte, dadurch, daß er derſelben in ihrer Kemenate (Fürſtinnen hatten wol auch in ihrem Weiberhaus einen beſondern Palas oder Saal) vorgeſtellt worden war, förmlich eingeführt, ſo lebte er dann die Hausordnung der übrigen Hausgenoſſen mit, hatte ſeine

1) Parzival 169. 21.

„Dô giengens ûf den palas,
aldâ der tiſch gedecket was.“

Wigalois 707.

„Nu kam ein bote (des was zît),
Der hiez in ûf ezzen gân.
Der kunec woldin des niht erlân
Ern müeſe ſin gemazze ſin.“

Willehalm 311. 7.

„Die Fürſten ûf den palas
giengen, dâ verdecket was
manec tavel hêrliche.“

Kemenate für ſich, wo er ſchlief; wo er ſein konnte, wenn er allein ſein wollte. Doch würde ein ſich viel abſondernder Gaſt allerdings aufgefallen ſein, und man erwartete wol von einem ſolchen, daß er ſich auch außer den Eſſenszeiten auf dem Palas der Geſellſchaft auf der Burg anſchloß, mit ihr Muſik und Geſchichten hörte, tanzte und buhurdirte, jagte und andere gemeinſame Vornehmen theilte. Konnte der Gaſt nun vollends ſelbſtändig zu dieſen allgemeinen Unterhaltungen Bedeutendes beitragen, verſtand er ein Saitenſpiel, wußte er gut zu erzählen, zu dichten, eine neue Tanzweiſe zu ſingen, war er ein tüchtiger Jäger und luſtiger Geſellſchafter, ſo ward er auf Händen getragen, wie man ſagt, und hoch geehrt, und man ſuchte den Trauertag ſeines Scheidens ſo lange hinauszuſchieben als möglich.

Sobald Beſuch auf der Burg war, und dies war ſtets der Fall an allen Hoffeſten, zu denen die Lehen- und Dienſtleute des Herrn, die Ritterſchaft deſſelben, ſich zuſammenfanden, oder wenn eine Wehrhaftmachung (ſwertleite), oder eine Verheirathung (broûtleite) Veranlaſſung zu feſtlichen Schmäuſen (hôchgeziten) gab, oder wenn das vom ganzen Volke, beſonders aber vom Ritterſtande fröhlich gefeierte Pfingſtfeſt den umwohnenden Adel auf einzelnen Burgen ſammelte, — ſobald alſo Gäſte auf der Burg waren, war der Palas und, falls ſchönes Wetter war, abwechſelnd damit

die Burghöfe, beſonders die Linden bei dem Brunnen, der Raum, wo die geſellſchaftlichen Unterhaltungen ſtatt hatten; namentlich erſchienen dann die Frauen ſchön geſchmückt und feierlich auf dem Palas [1]). Womit man ſich in dieſen Ritter- und Frauengeſellſchaften die Zeit vertrieb, iſt theils an einzelnen Stellen oben ſchon angedeutet, theils bezeichnet es eine Stelle im Iwein (62 ff.) kurz und klar in folgender Weiſe:

„Dô man des pfingestages enbeiz,
Männeclich im die vreude nam
Der in dô aller beſte gezam.
Diſe ſprachen wider diu wîp,
Diſe tanzten, diſe ſungen,

---

1) Willehalm 143. 1.
„diu alde fürſtin Irmſchart
von Paveie ir fürvart
ûf den Palas gewan."
Parzival 147. 27.
„er fuort in zem palas,
dâ diu werde maſſenie was."
Ebendaſ. 426. 16.
„ûf dem palaſe was grôz gedranc
von bovel unt von werder diet."
Ebendaſ. 630. 1.
„Diuſelben kleider leiten an
die zwêne unde Gâwân.
ſî giengen ûf den palas,
dâ einhalp manec rîter was,
anderhalb die clâren frouwen."

Diſe liefen, diſe ſprungen,
Diſe hörten ſeitſpil,
Diſe ſchuzzen zuo dem zil,
Diſe retten von ſeneder arbeit,
Diſe von grôzer manheit
Gâwein ahte ûf wâfen" [1]) —

Wir übergehen hier eine nähere Beſchreibung dieſer verſchiedenen Unterhaltungsweiſen, und fügen nur noch einige Worte hinzu über das Tanzen, weil uns dieſes noch auf eine beſondere Einrichtung des Palas führt, deren wir bei den Baulichkeiten der Burg zuletzt noch zu gedenken haben. Der Palas nämlich hatte zuweilen an einer Seite einen erhöhten Raum; dieſer erhöhte Raum hieß: eine **Brücke** [2]). Es war eine Eſtrade mit Sitzbetten verſehen, auf welcher die

---

1) Hiemit vergleiche man noch:
Triſtan 615.
„Die fuoren ſehen frouwen,
jene andere tanzen ſchouwen;
diſe ſâhen buhurdieren,
jene andere tjoſtieren" ff.

2) Wigalois 7468 ff.
„Frouwe Jaſite diu reine
ûf einer hôhen brucke ſaz
daz nie dehein brucke baz
von betten wart geſlihtet,
mit tepichen wol berihtet
und mit liehten pfellen."

Frauen einen Ehrenplatz hatten, und von wo aus ſie, wie jetzt unſere bemutternden Damen, den Tanzenden zuſahen, wenn ſie nicht ſelbſt am Tanze Theil nahmen. Daß zu der Tanzmuſik Texte geſungen wurden, beweiſen uns noch die vielen erhaltenen Tanzlieder, und auch damals ſchon hatten die Düringer den Ruhm der Freude an, und des Geſchickes in der Muſik, den ſie, als Voß ſeine Luiſe dichtete, noch nicht verloren hatten [1]). Jene Brücke im Palas diente

1) Parzival 639. 4.

„Dô vragte (nach Tiſche) mîn hêr Gâwân
umb guote videlære
op der da keiner wære;
dâ was werder knappen vil,
wol gelêrt ûf ſeitſpil.
irn keines kunſt was doch ſô ganz,
ſine müeſten ſtrîchen alten tanz:
niwer tânze was dâ wênc vernomn,
der uns von Dürngen vil iſt komn.
nu danct ez dem wirte
ir freude er ſi niht irte.
manec frouwe wol gevar
giengen für in tanzen dar.
ſus wart ir tanz gezieret,
wol underparrieret
die rîter underz frouwen her:
gein der riwe kômen ſi ze wer.
och mohte man dâ ſchouwen
ie zwiſhen zwein frouwen

aber wol nicht blos dazu, um von ihr herab Das, was im Palas vorging, bequemer zu überſehen, ſondern auch als beſonderer Ehrenplatz in einzelnen Fällen; ſo z. B. ſpeiſten der König und die Königin in Deutſchland bei großen Ehrentafeln einige Fuß höher als die übrigen am Schmauſe Theilnehmenden. Dieſe Sitte des Königshofes ſtand aber ſicher nicht ganz vereinzelt und hatte in ähnlichen Fällen Analoga, ſodaß z. B. auch Landherren wol zuweilen bei beſonderen Feierlichkeiten auf der Brücke ſpeiſen mochten, während ihrer Maßenie im übrigen Raume des Palas die Tafeln gedeckt waren.

---

einen clâren rîter gên:
man mohte freude an in verſtên."

Verſailles.

Hiſtoriſche Rückblicke

von

J. W. Zinkeiſen.

Paris, im Mai 1836.

Google

Digitized by Google

I.

Die Gegenwart.

Es war einer der letzten Julitage 1833, als ich in früher Morgenſtunde zum erſten Male den Weg zwiſchen Paris und Verſailles zurücklegte. Ich befand mich zufällig allein in einem jener Wagen, welche mit Bequemlichkeit ſechzehn bis zwanzig Perſonen bergen können und, gleichviel ob voll oder nicht, jede halbe Stunde den Eingang der Rue Rivoli verlaſſen, um nach Verlauf von zwei Stunden regelmäßig auf der Place d'armes in Verſailles einzutreffen. Dieſe Einöde des Wagens ließ meiner etwas angeregten Phantaſie Spielraum genug zu Betrachtungen über Das, was ich am Wege nur mit flüchtigem Blicke faſſen konnte, über die Herrlichkeiten, die ich den Tag über ſehen würde, über Vergangenheit und Gegenwart. Ich hatte abſichtlich über Verſailles nur wenig oder nichts geleſen, was mir ein beſtimmtes Bild von ſeiner

äußeren Erſcheinung hätte geben können, und noch weniger hatten einige meiſtens ſchlecht und einſeitig aufgefaßte bildliche Darſtellungen des Schloſſes zu Verſailles, die ich hier und da zu Geſicht bekommen hatte, meine Aufmerkſamkeit ſo gefeſſelt, daß ich daran eine gewiſſe Vorſtellung vom Original hätte knüpfen können oder mögen. Ich wollte den Eindruck, den dieſes in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande auf mich machen würde, ſo frei als möglich in mich aufnehmen; ich wollte wiſſen, in welche Stimmung der ungeſtörte Anblick dieſes ſtolzen Königsbaues, an dem die Majeſtät die Fülle ihrer Macht und ihres Glanzes, der Wahnwitz der Verzweiflung ſeine Flüche verſchwendet, den Geiſt verſetzen würde; ich meinte, er müſſe über Manches Klarheit verſchaffen, dieſer Anblick, was der weſenloſe Gedanke nur unvollkommen erreichen, das ohnmächtige Wort nur ſchwach wiedergeben kann; ich hoffte, er werde mich dem Ziele geſchichtlicher Erkenntniß, der richtigen Anſchauung vergangener Zuſtände einen Schritt näher bringen, und ſuchte mich daher ganz in die Zeiten zu verſetzen, welche Verſailles im Entſtehen, auf der Höhe ſeiner Pracht und am Tage ſeiner verhängnißvollen Verwaiſung geſehen hatten.

Schnell, wie die Gedanken, eilten in gedrängten Reihen die Geſtalten vor mir vorüber, deren Namen das belebteſte Jahrhundert in der Geſchichte von Ver-

ſailles erfüllen. Das nur in leichten Umriſſen entworfene Bild von Ludwig XIII. ländlicher Zurückgezogenheit auf ſeinem einfachen Jagdſchloſſe zu Verſailles, wo er im vertraulicheren Kreiſe eines kleinen Hofſtaates nur ſich ſelbſt und ſeinen Neigungen leben wollte, ward bald durch die großartige Erſcheinung Ludwig XIV. und ſeiner Umgebungen verdrängt. Die Erinnerung verweilt gern bei der Welt, welche dieſer Monarch um ſich ſchuf, weil ſie das Reſultat eines großen Gedankens war, welcher der aus den Trümmern des Feudalismus hervorgegangenen Monarchie den Stempel aufgedrückt und ſeine Herrſchaft ſelbſt über das Jahrhundert hinaus erſtreckt hat, das ihm ſeinen Ruhm und ſeinen Glanz verdankte. Man empfindet dies vielleicht lebhafter, als es ſonſt wol der Fall ſein mag, wenn man ſich dem eigentlichen Schauplatze der ſtolzen Monarchie Ludwig XIV. nähert und gleichſam vom Geiſte einer Zeit ergriffen wird, welche der Gegenwart ſchon ſo fremd geworden iſt, daß ſie uns faſt wie ein Gedicht aus ferner Vergangenheit erſcheint, woran die Phantaſie ihr verführeriſches Spiel knüpfen mag. Und warum ſollte es nicht Momente geben, wo man in dem Leben und den Schöpfungen Ludwig XIV. ein gewiſſes poetiſches Element, im höhern Sinne des Wortes, finden könnte, wo wir Schein und Weſen der Dinge, Traum und Wirklichkeit nicht immer durch ſtrenge Grenzen

ſcheiden, und wo uns die großartigen Geſtalten aus der Vergangenheit in ihrer geiſterhaften Erſcheinung nur um ſo großartiger vor die Seele treten? Solche Momente ſind vielleicht nicht die günſtigſten zu einer ruhigen freien Betrachtung vergangener Zeiten und Zuſtände, allein ſie erheben uns auf einen Standpunkt, welcher tiefere Blicke in den Geiſt und Gehalt der Vergangenheit zuläßt, die Dinge in reinerem Lichte zeigt und eine allgemeinere, wenn man will, erhabenere Auffaſſung der Gegenſtände geſtattet, die ſich uns darbieten.

Ich leugne es nicht, Verſailles erſchien mir damals mehr als je als der Schauplatz einer großen Tragödie, erzeugt von dem Gedanken eines Meiſters, und durchgeführt von den vereinten Kräften eines Jahrhunderts der Weltgeſchichte, mit einer koloſſalen Grundidee von der Größe und Schwäche des Menſchengeſchlechtes und von der Macht des Verhängniſſes, das über ihm waltet, voll erhabener Gedanken, intereſſanter Situationen und echt tragiſcher Momente, welche die ergreifendſte Kataſtrophe vorbereiten und herbeiführen.

Ludwig XIV. betritt als Held ſeiner Zeit in voller Jugendkraft die Scene, entwickelt als Mann eine Thätigkeit, die den Glanz und die Größe ſeines Hauſes auf alle Zukunft befeſtigen ſollte, und verläßt unter den Stürmen, welche die Hoffnungen ſeines Alters

gänzlich zu vernichten drohen, ungebeugt den Schauplatz ſeines Waltens. Dieſelbe impoſante Erſcheinung durchſchreitet er, im Bewußtſein ſeiner Majeſtät, ein halbes Jahrhundert und nimmt das Erbtheil ſeines Ruhmes, ſowie das Geheimniß ſeiner Größe, mit in ſein eigenes Grab, zu dem ihm kein Erbe geleitet, welchem er ſie hätte anvertrauen mögen.

Die durch ſeinen Tod verwaiſte Scene bleibt einige Zeit leer und füllt ſich dann mit anderen Geſtalten, als die waren, deren Größe nur noch in der Erinnerung lebt. Ludwig XV. beſteigt den Thron ſeiner Ahnen, ohne die ſchöpferiſche Kraft und das Bewußtſein der Majeſtät, welche den Herrſcherwillen Ludwig XIV. leiteten. Ihrer Stütze beraubt, ſinkt die ſtolzeſte Monarchie, das Ideal eines großen Geiſtes, das Reſultat eines halben Jahrhunderts, nach und nach in ſich ſelbſt zuſammen. Der Glanz und die Pracht, womit Ludwig XIV. den Sitz des Königthums umgeben hatte, werden ſchon unter ſeinem Enkel der Deckmantel der Nichtigkeit und Gemeinheit, welche die Grundſäulen des Thrones und den Wohlſtand der Nation untergraben. Schwach, ohne Zweck und Würde, gehorcht Ludwig XV. den Wechſelfällen eines halben Jahrhunderts und der Gewalt kleinlicher Leidenſchaften, um dem Erben ſeines Namens und ſeiner Macht das traurige Vermächtniß einer verhängnißvollen Zukunft zu hinterlaſſen.

Nur der Arm eines Helden hätte es wagen mögen, ſchon jetzt muthvoll den Schleier ganz zu heben, welcher die Gebrechen der Vergangenheit noch nothdürftig vor der rächenden Nemeſis verbarg. Ludwig XVI., edel und ganz durchdrungen von der Größe ſeines Berufs, iſt leider nichts weniger als der Held, den dieſe gewaltige Zeit verlangt. Kaum auf den Thron ſeiner Väter erhoben, ſieht er das koloſſale Gebäude der Monarchie Ludwig XIV. um ſich in ſeinen Grundveſten wanken. Die Rettung des ihm anvertrauten Gutes iſt ihm der Preis des Kampfes, den er gegen die Mächte eines feindſeligen Geſchickes beſtehen ſoll. Er ſcheut ihn nicht, dieſen Kampf, er beginnt ihn mit Muth, aber die Kraft gebricht ihm an den Tagen der Entſcheidung. Beſiegt, aber nicht ohne Würde, überläßt er in einer Stunde unſeliger Verzweiflung den Schauplatz ſeiner Macht und ſeines Unglücks dem Hohngelächter der Sieger und den Verwünſchungen eines empörten Volkes.

Grade dieſe Schlußſcenen des furchtbaren Dramas, die Auftritte des 5. und 6. Octobers 1789 beſchäftigten mich lebhafter, als ich die Höhen von Sevres paſſirt hatte und nun den letzten Theil des Weges ſchneller zurücklegte. Die faſt verödete Straße bevölkerte ſich in meiner Einbildung mit tauſend und aber tauſend Geſtalten eines zügelloſen Pöbels, der in

immer gedrängteren Haufen ſich chaotiſch fortwälzte, um unter wildem Jubel ſeinen König der in banger Erwartung des Ausgangs harrenden Hauptſtadt zuzuführen. Es war der erſte traurige Triumphzug des entthronten Königthums. Nicht bacchantiſche Lobgeſänge, nicht Siegeshymnen feierten die Thaten des unfreiwilligen Triumphators, ſondern es herrſchte ein nur ſelten unterbrochenes troſtloſes Schweigen über die Maſſen, welche ſich dichter um ſeinen langſam dahinziehenden Wagen drängten. Der letzte Blick auf die Wohnung ſeiner Väter hatte das ruhige Antlitz Ludwig XVI. nicht getrübt; es war einer jener großen Momente ſeines Lebens, wo ihn der heitere Ernſt edler Selbſtbeherrſchung, das Bewußtſein ſeiner Würde nie verließen. Niemand kann ſich das Bild dieſes unglücklichen Fürſten in ſolchen Momenten vergegenwärtigen, ohne ſeiner Standhaftigkeit die höchſte Achtung zu zollen. Es hatte zuvor nie deutlicher, nie größer vor meinem Blicke geſchwebt. Ich ſah ihn im Kreiſe ſeiner Familie, die nur in ihm noch Troſt und Hoffnung fand; geſtärkt und mit Zuverſicht hing das thränende Auge der Königin an den ernſten Zügen des Königs, in denen für ſie eine Welt von Empfindungen, die Schickſale ihrer ganzen Zukunft ruhten; ſie war entſchloſſen, muthvoll ſeinem Verhängniß zu folgen und drückte den in ihren Armen ruhenden Dauphin mit Inbrunſt an die Bruſt,

in welcher das Mutterherz vielleicht noch nie höher geſchlagen hatte. Die Leidensgeſchichte dieſer Herrſcherfamilie führt in das Labyrinth des innerſten Lebens, für welche es nur Gefühle, keine Sprache gibt.

Unwillkürlich hatten ſich meine Gedanken ſchon weit darin verloren, als wir plötzlich ſtille hielten. „Pas de contrebande, Monsieur?“ rief eine kreiſchende Stimme zu dem halb geöffneten Schlag des Wagens herein. „Du tout, du tout.“ — „Passez!“ und der Schlag flog wieder zu. Wir waren an der Barriere von Verſailles angekommen und der Zuruf des Douaniers war der Faden, der mich aus den Irrgängen der Gedanken und Empfindungen ſchnell wieder auf den platten Weg der Wirklichkeit zurückführte. Ich ſah mich nach allen Seiten um, ob ich etwas von dem Schloſſe entdecken könnte; ich hatte aber nichts vor mir, als eine lange verödete Straße, zu deren beiden Seiten ſich nicht minder verödete ſtattliche Ulmenalleen hinzogen; nur hier und da fielen mir anſehnliche Landhäuſer mit verſchloſſenen Gardinen in die Augen, woran meiſtens eine Tafel hing, welche in möglichſt großen Charakteren die einladende Inſchrift enthielt: „Maison, Appartement à vendre ou à louer avee jouissance du jardin, s'adresser présentement etc.“ Darin regte ſich wahrſcheinlich nicht viel mehr als davor. Die ganze Stadt war wie ausgeſtorben; nur von Zeit zu Zeit entdeckte ich

von fern die gigantiſche Geſtalt eines Carabiniers, die ſich bald wieder in eine jener troſtloſen Seitenſtraßen verlor, welche ihr Daſein nur zwei langen, kahlen Mauern und einem officiellen Namen zu verdanken haben. Sie ſind bereits im zweiten Säculum ihres Harrens auf Häuſer und lebende Weſen. Nachdem wir noch eine gute Strecke in dieſer Einöde zurückgelegt hatten, wandte ſich plötzlich der Weg etwas nach der rechten Seite und die Scene fing an, ſich mehr zu beleben. Kleine, abſcheuliche, möglichſt geſchmackloſe Häuſer ſtanden neben Paläſten, die an die ſchönſten Zeiten der beiden Manſards erinnerten. Die letzteren, ehemals die den großen Hofchargen zugehörigen Hotels waren meiſtens in Caſernen umgewandelt. Mitten darunter fiel mir links ein ſtark verwahrtes Gefängniß von ſchlechter Bauart ins Auge. Ganz am äußerſten Ende des Weges entdeckte ich mit Mühe hinter einer großen Staubwolke, welche der dort faſt nie ruhende Wind über die Place d'armes trieb, die matten Umriſſe eines, wie es ſchien, nicht eben anſehnlichen Gebäudes, von röthlicher Farbe, mit zwei weißen, weit hervorſpringenden Seitenflügeln, an deren äußerſten Enden ich zwei gleiche Säulenreihen unterſcheiden konnte. Dies war die erſte Anſicht von dem Schloſſe zu Verſailles. Ich wollte ſie recht genießen und mich ganz den erſten günſtigen Eindrücken hingeben, als abermals eine dicke Staub-

wolke über den Platz zog und für jetzt jede weitere Ausſicht gänzlich benahm. Mitten in einem ſolchen Staubwirbel erreichte endlich der Wagen den Ort ſeiner Beſtimmung.

Abgeſtiegen, entwand ich mich mit Noth einer Schar dienſtbarer Geiſter, welche von allen Seiten herbeiſtrömten und, ſobald ich nur den Blick nach dem Schloſſe gerichtet hatte, im unaufhaltſamen Fluß der Rede die Unentbehrlichkeit ihres Beiſtandes begreiflich zu machen ſuchten: „Voulez-vous voir la chapelle, l'orangerie, le château, Trianon?“ — „Voilà les appartements de Madame la Marquise de Pompadour, et de l'autre coté au premier la chambre à coucher de Madame de Maintenon, je vous montrerai tout-cela!“ — „Voici, Monsieur, en face le balcon où Louis XVI. a harangué le peuple le 6. Octobre 1789; j'y étais, moi, bien sûr; j'étais du régiment de Flandre, dans le temps, et en faction à la grille le jour même; je pourrais vous raconter tout-cela.“ — „J'ai assisté au repas des gardes du corps, voulez-vous me permettre, que je vous fasse voir le Théâtre?“ — u. ſ. w. Dergleichen ungeſtümes Geſchrei begleitete mich bis zum Haupteingange des Schloſſes, deſſen Äußeres ich zunächſt allein und ohne die läſtige Begleitung eines Führers ſehen wollte.

Drei große ſchwarze Flecken in dem Wappen-

ſchilde über dem reich vergoldeten Gitterthore bezeichneten die Stelle der mit Gewalt ausgekratzten bourboniſchen Lilien und erinnerten nicht eben angenehm an die Schattenſeiten der Julitage 1830. Der ganze weite Schloßhof war öde und leer; nirgend eine Spur von Leben oder lebenden Weſen. Die etwas gedrückte, unanſehnliche Hauptfronte des Palaſtes, ganz ich Style des ſechzehnten Jahrhunderts, täuſcht, ungeachtet ihres reichen, aber hier und da verſtümmelten Schmuckes, die Erwartung; ſie ſteht mit den faſt kahlen Seitenflügeln aus ſpäterer Zeit in keinem geeigneten Verhältniſſe und wird durch ſie nur wenig gehoben. Vergebens ſucht der durch nichts beſonders gefeſſelte Blick nach Schönheiten, die an die großartige Pracht Ludwig XIV. erinnern ſollten. Man ſoll, wie es ſcheint, hier mehr an die Nachtſeiten der Geſchichte dieſes Königshauſes gemahnt werden, als an die heitern Tage ſeines Flores. Man hat den äußerſten Raum des Hofes, ein kleines regelmäßiges, mit weißen und ſchwarzen, halbverwitterten Marmorplatten belegtes Viereck (Cour de marbre) erreicht und ſteht zwei Schritte von dem Balcon, wo Ludwig XVI. dem Volke verſprach, die Wohnung ſeiner Väter auf immer zu verlaſſen. Oben darüber zeigt ein einfaches, von zwei liegenden Figuren (der Gott des Krieges von Mareſy und Ludwig XIV. als Herkules von Girardon) gehaltenes Zifferblatt, nach altem

Herkommen, auf die Todesſtunde des zuletzt verſtorbenen Königs, Ludwig XVIII. Man kann hier nicht ohne einige Augenblicke verlornen Nachdenkens weilen. Erinnerungen drängen ſich auf Erinnerungen und die Gedanken geſtalten ſich unwillkürlich zu phantaſtiſchen Gebilden, die wie Schatten einer andern Welt die Gegenwart fliehen, ehe man ſie faſſen kann.

Wendet man ſich dann zurück, um durch eines der Seitenthore nach dem Park zu eilen, ſo wird man zunächſt durch einen reizenden Überblick über die Stadt, der ſelbſt etwas Großartiges hat, noch eine Weile zurückgehalten. Zwei ſtattliche Gebäude von gleichen Dimenſionen, ehemals die königlichen Stallungen, gegenwärtig Caſernen, welche man für das Meiſterſtück des jüngern Manſard hält, bilden die zirkelförmige Begrenzung der Place d'armes und trennen in gleichen Entfernungen die drei Hauptſtraßen nach Paris, Sceaux und St.-Cloud, welche wie breite divergirende Strahlen von dem genannten Platze aus nach den entfernteren Theilen der Stadt fortlaufen, wo ſie ſich nach und nach in den reichen Baumgruppen verlieren, welche die Landſchaft zu einem heiteren Rundgemälde abgrenzen. Zu beiden Seiten breiten ſich die wirklich bewohnten Hauptquartiere der Stadt, St.-Louis und Notre-Dame, in gedrängten Häuſerreihen aus, welche, ohne regelmäßige Anlage im Einzelnen, in der Maſſe ein ge-

wiſſes harmoniſches Ganze bilden. Die zwei Hauptkirchen, einfache, aber ſtattlich hervorragende Gebäude, und einige hier und da zerſtreute Paläſte, dienen dem leicht darüber hinſchweiſenden Blicke als Anhaltepunkte und in den entfernteren Kreiſen unterbricht noch von Zeit zu Zeit ein freundliches Landhaus die Einförmigkeit der unbewohnten Stadttheile.

Voll Erwartung tritt man durch einen unanſehnlichen, etwas düſteren Seitengang in den Park. Dieſer Eingang iſt den erſten Eindrücken nicht günſtig, weil man zunächſt nichts als den einen der langen Seitenflügel des Schloſſes und einen kleinen Theil des Parkes vor Augen hat. Erſt wenn man die Terraſſe paſſirt und die Mitte des Hauptplateaus (Parterre d'eau) erreicht hat, verbinden ſich die getrennten Maſſen des Palaſtes zu einer koloſſalen Einheit, welche auf den erſten Anblick einen unbeſchreiblichen Eindruck macht. Wie verloren irrt das Auge auf der gewaltigen Fronte umher, welche in einer Ausdehnung von beinahe zweitauſend Fuß [1]) von dem in der Mitte weit hervorſpringenden Hauptgebäude und den beiden gleich langen Seitenflügeln gebildet wird. Die in gleichen Zwiſchenräumen wiederkehren-

1) Gewöhnlich gibt man die Länge dieſer Hauptfronte, mit Einſchluß der drei Seiten des Mittelgebäudes, auf 1800 Fuß an.

den Säulengruppen ioniſcher Ordnung geben dem unſtäten Blicke nur wenig ſichere Anhaltepunkte und verſchwinden faſt unbemerkt in der erdrückenden Einförmigkeit des Ganzen. Noch weniger tritt der reiche Schmuck der zum Theil ſtark beſchädigten Bildwerke hervor, welche ſich theils über den ſechsundachtzig Säulen erheben, theils die in ſymmetriſcher Reihenfolge eingehauenen Niſchen füllen. Sie erſcheinen wie die matten Schattenriſſe einer großartigen Skizze auf unabſehbarer Fläche.

Überhaupt bleibt es ein eitles Bemühen, bei dem erſten Anblick dieſes Königsbaues einzelne Schönheiten aufſuchen, oder nach vorgefaßten Begriffen über Styl und Ausführung großer Bauwerke gewiſſe Mängel kritiſiren zu wollen. Das Großartige, das Gewaltige, das Einzige in ſeiner Art macht den Hauptcharakter des Schloſſes zu Verſailles aus und beherrſcht die Gedanken des unbefangenen Beſchauers. Es will und kann nicht blos als impoſantes Kunſtwerk betrachtet werden; es iſt mehr noch der Ausdruck, der Widerſchein und das bleibende Denkmal einer merkwürdigen Epoche der neueren Weltgeſchichte, welche ihre Aufgabe in der Verwirklichung koloſſaler Ideen fand, ein verkörperter Gedanke aus dem Leben Ludwig XIV., woran die Nachwelt den Umfang und die Schwäche ſeines Geiſtes ermeſſen kann. Es hängt vielleicht mehr von der Anſicht, die

man überhaupt von dem Zeitalter Ludwig XIV. mitbringt, als von dem Standpunkte, den man als Kunſtkenner einnehmen mag, ab, ob man ſich von dem Anblicke des Palaſtes zu Verſailles erhoben oder niedergedrückt fühlt; und ein geübter hiſtoriſcher Blick iſt hier für richtige Auffaſſung und treffendes Urtheil entſcheidender als ein geläuterter Geſchmack, welcher den Kunſtideen unſerer Tage huldiget. Die hierdurch bedingte Geiſtesſtimmung gibt den Ausſchlag, ob man kalt bleibt und leer davongeht, oder ob man ſich erwärmen läßt und mit erfülltem Herzen weilen mag.

Ich rechne dieſen erſten Beſuch des Schloſſes zu Verſailles zu den markirteſten Momenten meines Lebens, weil er mir Gefühle, Ideen und Thatſachen zum Bewußtſein geführt hat, die mir vorher unentwickelt und nur in allgemeinen Umriſſen vor der Seele ſchwebten. Die faſt feierliche Stille, welche über dem menſchenleeren Park herrſchte, erhöhete nicht wenig das Großartige des erſten Umblicks. Auf der Stelle, wo ich mich befand, überſieht man mit leichter Mühe die Hauptpartien des weiten Parks, welcher durch die richtige Berechnung großartiger Effecte und die Majeſtät des Styls mit dem Palaſte in bezauberndem Einklange ſteht. Reich und mit Geſchmack vertheilte Gruppen von dunkler Bronze, zum größten Theile wahre Meiſterſtücke einer jetzt erſt wiederauf-

lebenden Kunſt, ruhen wie entſeelte Wächter aus der Feenwelt an weißen Marmorbecken und geben dem Ganzen ein beinahe geiſterhaftes Anſehen. Das Magiſche der Erſcheinung wächſt in gleichem Verhältniſſe mit der Entfernung der verſchiedenen Statuen oder Gruppen. Die zunächſt an den beiden Hauptbaſſins unmittelbar unter der oberſten Schloßterraſſe liegenden ſind jedenfalls die ſchönſten und als Kunſtwerke von großem Werthe. Ich zählte im Ganzen 24, 12 an jedem Baſſin, acht Kindergruppen, acht liegende Nymphen und die Symbole von den vier Hauptflüſſen Frankreichs mit ihren vier vorzüglichſten Nebenflüſſen, als Garonne und Dordogne, Seine und Marne, Rhone und Saone und Loire und Loiret, ebenfalls koloſſale liegende Figuren von ungemein feiner Ausführung der einzelnen Theile. Die vortreffliche Bronze hat durch die Länge der Zeit eine natürliche Politur angenommen, welche die leichte gefällige Abrundung der Formen noch um Vieles hebt und das Auge äußerſt wohlthätig anſpricht. Sie ſind, meiſtens nach Modellen von P. Le Gros, von Aubry und Roger, was die Kindergruppen, und von den Brüdern Keller, was die größeren Figuren betrifft, gegoſſen und mit den Jahreszahlen zwiſchen 1685 und 1695 bezeichnet. Sie liegen folglich beinahe anderthalb Jahrhundert an Ort und Stelle, ohne die geringſte Beſchädigung erlitten zu haben, was um ſo

auffallender und erfreulicher iſt, wenn man bedenkt, welche Stürme in dieſer Zeit darüber hingegangen ſind. Der Vorzug, den in dieſer Beziehung die Bronze vor dem Marmor voraus hat, fällt hier um ſo lebhafter in die Augen, da man gleich daneben eine Anzahl guter Bildſäulen und vortrefflich gearbeiteter Vaſen aus weißem Marmor erblickt, welche von Zeit und Wetter ungemein gelitten haben. Zwei Reihen der ſchönſten Bronzevaſen bilden zu beiden Seiten die Einfaſſung des Hauptparterres (Parterre d'eau).

Läßt man dieſes im Rücken, ſo ſieht man den ganzen unteren Theil des Parkes vor ſich ausgebreitet, welcher durch den Waſſerſpiegel des großen Kanals begrenzt wird. Unmittelbar vor dieſem erhebt ſich aus der Mitte eines weiten Baſſins die koloſſale Gruppe des Sonnengottes mit ſeinem von Tritonen, Delphinen und Meerungeheuern aller Art umgebenen Viergeſpann. Man gelangt dazu durch die breite Hauptallee des untern Parkes, welche in der Mitte mit einem ſchönen Raſenteppich, zu beiden Seiten mit werthvollen Bildſäulen und Vaſen aus weißem Marmor, worunter ſich einige Antiken befinden, geſchmückt iſt. Eigentlichen Genuß und nähere Prüfung des Einzelnen läßt die Ungeduld eines erſten Beſuches nicht zu. Ganz mir ſelbſt überlaſſen, folgte ich dem guten Zufalle, welcher mich durch das Laby-

rinth unzähliger Laubgänge nach und nach zu allen in den innern Boskets zerſtreuten Gruppen führte, meiſtens mythologiſche Gegenſtände, ausgeſchmückt oder entſtellt nach den bizarren Ideen des Zeitalters Ludwig XIV. Nirgend konnte ich lange verweilen. Ein unbewußtes Verlangen nach Abwechſelung, ein gewiſſes unheimliches Gefühl trieb mich gewaltſam durch die Einöde dieſer ermüdenden Einförmigkeit. Wider Willen traf ich nach langem Umherirren zu wiederholten Malen durch Umwege auf denſelben Stellen ein, wo ich nur dieſelben lebloſen Geſtalten, daſſelbe unruhige Verlangen nach belebteren Scenen wiederfand.

Endlich ſtand ich vor dem weiten Baſſin des Neptun, dem größten des ganzen Parkes in der Niederung des nördlichen Abhanges der Hauptteraſſe. Leider kann ſich hier der Herrſcher des Meeres mit ſeiner zahlreichen Genoſſenſchaft von dienſtbaren Geiſtern und Ungeheuern, welche ſämmtlich nach Erfriſchung zu lechzen ſcheinen, nur ſelten ſeines Elements erfreuen; denn das faſt ausgetrocknete Baſſin wird nur an hohen Feſttagen etwas angefeuchtet, wenn man den ſogenannten großen Gewäſſern freien Lauf läßt. Dann bekommt die ganze entſeelte Götterwelt zu Verſailles etwas Leben und die Maſſe weit aufgeriſſener Rachen und fratzenhaft verzerrter Geſichter wenigſtens einigen Sinn. Von der trocke-

nen Reſidenz des Meergottes erhebt man ſich in einer angenehmen Allee von farbigen Marmorbecken wieder allmälig zum Schloſſe. Die Träger dieſer Marmorbecken ſind allerliebſte Gruppen von je drei Kindern aus feiner Bronze, welche ebenſo ſehr durch Mannichfaltigkeit und glückliche Wahl der Stellungen und Attribute, als durch Vollendung des Guſſes anſprechen. Gern hätte ich dieſe kleinen artigen Geſtalten ſchon jetzt genauer betrachtet; allein es trieb mich zurück zum Schloſſe; ich wollte das Innere ſehen.

Die Irrfahrt durch den Park hatte meinen Geiſt in eine eigenthümliche Spannung verſetzt; mit faſt gepreßtem Herzen folgte ich einem alten Diener in der ebenſo reichen als geſchmackvollen Livree des Hauſes Orleans, der mir durch das Schloß als Führer dienen ſollte. Aus einem weiten, mit Marmorplatten ausgelegten Vorhauſe gelangt man in einen etwas dunkeln Corridor, von welchem links eine ſchöne breite Treppe zu den obern Regionen führt. Jeder Schritt hallte in den leeren weiten Räumen wieder und erweckte neue Gedanken und Erinnerungen; von hundert Fragen, die ich hätte beantwortet haben mögen, hatte ich an meinen Führer noch keine einzige gethan, als er mit den Worten: „La Chapelle“, zwei Flügelthüren öffnete und ich auf der dem Hauptaltare gegenüber befindlichen Galerie ſtand, von welcher aus man die Kapelle mit einem Blicke ſo ziem-

lich überſehen kann. Vielleicht iſt jedoch dieſer Eintritt weniger günſtig als überraſchend; er iſt auf den Totaleindruck berechnet, läßt aber keine hinreichend klare Auffaſſung der Verhältniſſe der einzelnen Theile zu einander zu. Der erſte Blick verliert ſich in der blendenden Pracht des Marmors, der Goldbronze und der Gemälde, welche mehr in Erſtaunen ſetzt als erhebt. Man wird, ſo ſchien es mir wenigſtens, in dieſem Gotteshauſe mehr an weltliche als an göttliche Majeſtät erinnert, welche in ihren Tempeln eben nur durch impoſante Einfachheit ſchöner Formen vergegenwärtiget werden mag.

Noch gingen mir hierüber allerhand Ideen durch den Kopf, als mich ein eintöniges „Salon d'Hercule“ meines ſehr ernſten und ſchweigſamen Führers in die eigentlichen Gemächer des Schloſſes einführte. Großartige Verhältniſſe, Reichthum der Verzierungen, das koloſſale Deckengemälde, die Apotheoſis des Herkules von Lemoine, welches dem Saale den Namen gegeben hat, mir aber etwas verbleicht vorkam, zwei vortreffliche Werke des Paul Veroneſe, Chriſtus im Hauſe des Phariſäers Simon, wo ihm die bußfertige Sünderin mit ihren Thränen die Füße wäſcht, und Rebecca, wie ſie von Eliazar die Geſchenke Abraham's erhält, übrigens aber eine troſtloſe Leere und kahle Wände; das iſt es, was den Beſchauer bei dem Eintritt in die Vorhalle der Gemächer Ludwig XIV.

zwiſchen Erſtaunen und Bedauern gefeſſelt hält. Ich blickte mehrmals auf meinen Führer; ich erwartete, er werde wenigſtens hier ſein Schweigen brechen; vergebliche Hoffnung; ein gewiſſer Ausdruck von Reſignation und Wehmuth, welcher auf dem tief gerunzelten Geſichte ruhte, war die einzige ſtehende Antwort auf meine fragenden Blicke; vielleicht täuſchte ich mich; vielleicht war jeder Gang dieſes Greiſes durch die Einöde des Schloſſes eine ſchmerzliche Rückerinnerung an in denſelben Räumen hingebrachte belebtere Tage. „Salle d'Abondance", ein faſt ſatiriſcher Name für die noch traurigere Leere des nächſten Zimmers, den es einem Sinnbilde des Überfluſſes, Deckengemälde aus der Schule Lebrun's, zu danken hat. Durch eine in gleicher Weiſe mehr oder minder verzierte Reihe Gemächer, welche nur noch durch die Geſtalten und Namen der alten Götterwelt ein eingebildetes Leben erhalten, gelangt man zu der Galerie Lebrun. Venus, Diana, Mars, Mercur, Apollo führen nacheinander den Reihen der Götter und Helden, womit die bizarre Phantaſie einer zum Synkretismus herabgeſunkenen Kunſt ihre Triumphwagen umgeben hat. Die vorzüglichſten Schüler Lebrun's, Gouaſſe, Blanchard, Audran, Lafoſſe, Jouvenet, Philippe de Champagne u. ſ. w., haben hier ihren Namen und ihrer Schule ein bleibendes Denkmal zu

ſtiften verſucht und ihre Werke bilden gleichſam die Vorhalle zu den Werken ihres Meiſters.

Schon das Deckengemälde des Kriegsſaals (Salle de la guerre), des letzten Paradezimmers auf dieſer Seite der Galerie, eröffnet die Reihe dieſer Werke in dem ſtolzen pretentiöſen Style ihres Zeitalters. Frankreich mit dem Schilde, worauf ſich das Bildniß Ludwig XIV. befindet, bildet die Hauptfigur in der Mitte, vor der ſich Deutſchland, Holland und Spanien demüthig neigen; Krieg, Zwietracht und Schrecken vollenden, im Verein mit einer allegoriſchen Figur des beſtürzt fliehenden Mitleidens, die wunderliche Compoſition dieſes ausgezeichneten Kunſtwerks. Eine reich verzierte Seitenthüre führt aus dieſem Saale unmittelbar in die weltberühmte Galerie, wodurch Lebrun's Name verewigt werden ſollte. Eine einfache Beſchreibung dieſer prachtvollen Königshalle iſt jedenfalls leichter als die Schilderung des Eindrucks, den ſie macht, wenn man zum erſtenmale ſeine eigenen Schritte darin widerhallen hört. In einer Länge von 217 Fuß nimmt ſie in Verbindung mit den Sälen des Kriegs und des Friedens an beiden Enden die ganze Fronte des Hauptgebäudes ein, welches von hier aus die Überſicht des ganzen Parkes gewährt. Siebenzehn ungeheure Bogenfenſter öffnen dem Reflex der Landſchaft den Weg zu einer gleichen Zahl koloſſaler Spiegel, welche in einer Tiefe von

31 Fuß in den Fenſtern genau entſprechenden Arcaden angebracht ſind. Sechzig Pilaſter von rothem Marmor mit vergoldeten Capitälen und Fußgeſtellen füllen den Raum zwiſchen den Fenſtern und Arcaden, und vier ihnen entſprechende Säulen zieren die Haupteingänge zu beiden Enden des Saales. Die in neun großen und achtzehn kleinen Feldern vertheilten Deckengemälde geben einen vollſtändigen Cyklus allegoriſcher Darſtellungen der Hauptmomente aus dem Leben Ludwig XIV., von dem pyrenäiſchen Frieden im Jahre 1659 bis zu dem nimwegener im Jahre 1678. Alles ſind Werke Lebrun's, nach deſſen Zeichnungen auch der größte Theil der in der Galerie angebrachten Sculpturen von Coyſevox mit großem Fleiße ausgeführt worden iſt. Jedoch iſt es jedenfalls noch mehr die bezaubernde Einheit des Ganzen und vorzüglich die reizende Ausſicht über den Park, als die genaue Ausführung der einzelnen Theile, welche die Galerie des Palaſtes zu Verſailles zu einem in ſeiner Art einzigen Werke der Kunſt erheben. Die freie, durch nichts unterbrochene Überſicht iſt für den erſten Anblick ein weſentlicher Vortheil, und ſelbſt die feierliche Stille, welche damals in dieſem weiten Raume herrſchte, vermehrte die Majeſtät des gewaltigen Eindrucks.

Gern hätte ich länger verweilt, um mir die Geſtalten zu vergegenwärtigen, welche während eines

Jahrhunderts hier vorübergegangen ſind; allein die Zeit drängte und der Führer beſchleunigte ſeine Schritte nach dem anderen Flügel des Schloſſes, wo ſich die ehemals von der königlichen Familie bewohnten Gemächer befinden. Hat man einmal die Galerie geſehen, ſo machen ſie mit all ihrem Schmucke an Gemälden und Bildwerken keine überraſchende Wirkung mehr. Dagegen wird das Intereſſe hiſtoriſcher Erinnerung hier mit jedem Schritte lebendiger. Durch den Friedensſaal, als Gegenſtück zu dem Saal des Krieges ebenfalls von Lebrun mit paſſenden Allegorien geſchmückt, tritt man zuerſt in das äußerſt einfache Schlafzimmer der Königin. Wenige unbedeutende Gemälde bedecken die ſchmuckloſen Wände; hinter einem derſelben befindet ſich die verborgene Thüre, durch welche die unglückliche Königin Marie Antoinette in der Nacht des 5. Octobers der Wuth des Pöbels entging. Drei andere reich verzierte und mit einigen ausgezeichneten Gemälden von Michel Corneille, Paul Veroneſe und Coypel verſehene Gemächer (Salon de la Reine, Salon du grand-concert und Salle des gardes de la Reine) ſchließen das Appartement der Königin, welches auf dieſer Seite von der berühmten Marmortreppe, ehemals auch „Escalier des Ambassadeurs", begrenzt wird. Jenſeits dieſer Treppe beginnt die eigentliche Wohnung des Königs.

Durch einen mit Marmorplatten ausgelegten

Vorſaal und zwei einfache Zimmer, Salle des valets de pied und Salle des gardes du Roi, tritt man in einen der Räume ein, welche in der innern Geſchichte von Verſailles die meiſte Epoche gemacht haben; — man befindet ſich im „Oeil de boeuf". Drei Gemälde von Mignard, von denen das eine Ludwig XIV. im Kreiſe ſeiner ganzen Familie vorſtellt, ſind die einzige Zierde dieſes Saales. Seine Einfachheit ſticht namentlich gegen die Pracht des Schlafzimmers Ludwig XIV. ab, zu dem man gleich darauf gelangt. Das Deckengemälde deſſelben, Jupiter, wie er den Donnerkeil gegen die Laſter ſchleudert, iſt von Paul Veroneſe. Seit dem Tode Ludwig XIV., welcher hier die Augen ſchloß, iſt, wie mir der Führer bemerklich machte, dieſes Zimmer nie wieder bewohnt worden. Gleich davor befindet ſich der Balcon, von dem Ludwig XVI., umgeben von ſeiner Familie, im October 1789 zum Volke ſprach. Durch eine lange Reihe faſt ihres ganzen Schmuckes beraubter Gemächer, welche ſämtlich noch zu dem Appartement des Königs gehörten, vollendet man die Runde und trifft wieder in dem „Salle de Venus" ein. Unter andern kommt man in dieſer letzten Suite noch durch die Schlafzimmer Ludwig XV. und Ludwig XVI., die Bibliothek, das Cabinet der Medaillen, den Speiſeſaal u. ſ. w. — überall gleiche Leere und troſtloſe

Verödung. Die Toilette und das Boudoir der Königin bleiben dem Fremden unzugänglich.

Das Erdgeſchoß iſt nichts als ein Labyrinth von dunkeln Corridors und ſchmuckloſen Zimmern, die in der Regel nicht gezeigt werden; ſie waren ehemals die Wohnungen des Dauphins und der Brüder des Königs. Einen ſonderbaren Eindruck macht der weite, ſeit dem berüchtigten Banket der Gardes du Corps verwaiſte Opernſaal, zu dem man durch einen der Corridors des Erdgeſchoſſes gelangt. Verſchoſſene Gemälde, zerriſſene Decorationen, abgefallene Verzierungen, in den Logen große leere Flecke, die ehemals durch Tapeten und Spiegel bedeckt waren, und hie und da noch Spuren von den Wachskerzen, welche den verhängnißvollen Ball der Gardes du Corps erleuchteten: das ſind, neben dem impoſanten Schmucke wohlerhaltener Säulen, die traurigen Überreſte einer kurzen Pracht und Herrlichkeit. Von Ludwig XV. erbaut und erſt bei der Vermählungsfeier des Dauphins, Ludwig XVI., im Jahre 1770 eingeweihet, ward dieſer Opernſaal ſchon nach den Octobertagen 1789 wahrſcheinlich auf immer wieder geſchloſſen. Als ich ihn zum erſtenmale ſah, war faſt der ganze untere Raum mit alten, zum Theil ſtark beſchädigten Gemälden angefüllt, welche wild durcheinander lagen und angeblich beſtimmt waren, die noch leeren Wände des obern Stockwerkes zu bedecken. Das Ganze

ſchien ſeinem Verfalle mit Rieſenſchritten entgegen-zugehen, ein trauriges Bild zweckloſen Daſeins und der daraus folgenden unvermeidlichen Auflöſung.

Nach der Beſichtigung des Schloſſes kehrte ich nochmals in den Park zurück, um die Orangerie zu beſuchen, welche ein weites, auf drei Seiten von Treibhäuſern eingeſchloſſenes Viereck unterhalb der ſüdlichen Schloßterraſſe einnimmt. Hat man ſie von der Höhe der Terraſſe aus überſehen, ſo gelangt man auf einer der koloſſalen Treppen, welche zu bei-den Seiten hinunterlaufen, zu dem Eingange, der von dieſer Seite den Park gegen die Landſtraße nach Breſt abſchließt. Die Orangerie an ſich hat, außer einigen ſehr alten Stämmen, nichts Ausgezeichnetes; die Treibhäuſer ſind, nach Manſard's Planen, in einfachem, aber großartigem Style aufgeführt und entſprechen folglich dem Ganzen dieſer königlichen Anlage.

Bei der Rückkehr weilte ich noch einige Zeit auf den Hauptpunkten des Parkes, der unterdeſſen etwas belebter geworden war. Der Eindruck blieb jedoch derſelbe; die hier und da ſparſam zerſtreuten Gruppen von Spaziergängern oder ſpielenden Kindern ver-ſchwanden in der gewaltigen Leere des Ganzen wie gehaltloſe Atome und ließen das Großartige der Ver-hältniſſe nur um ſo beſtimmter hervortreten. Die Bewunderung der Monarchie Ludwig XIV. und das

Gefühl der Nichtigkeit menſchlicher Dinge iſt bei mir nie ſtärker geweſen, als nach dieſem erſten Beſuche von Verſailles. Ein eigenes Gemiſch widerſtreitender Empfindungen und Gedanken begleitete mich aus dieſer Einöde in das rege Leben von Paris zurück; die Contraſte waren groß; ſie befeſtigten in mir abermals die Überzeugung, daß im Kampfe der Jahrhunderte am Ende doch die Gegenwart das Recht behalten muß, weil ſie herrſcht nach den Geſetzen der Nothwendigkeit, die uns der Vollendung zuführt.

Ungefähr vierzehn Tage ſpäter, am erſten Sonntage des Monats Auguſt, ſah ich Verſailles zum zweitenmale. Die Scene hatte für dieſen Tag eine andere Geſtalt angenommen. Es war die Nachfeier des Julifeſtes, und der Ruf, daß die großen Waſſerkünſte ſpielen würden, hatte eine ungeheuere Volksmenge herbeigezogen. Das Schloß ſtand dem Publicum offen und ich ließ mich von dem Strome mit fortziehen, welcher unaufhörlich durch die Säle wogte. Hatte vorher die gewaltige Leere etwas Großartiges, ja ſelbſt Feierliches, ſo zerſtörte dagegen jetzt die Maſſe des gaffenden Volkes jeden Eindruck, und hatte man ſich mit Mühe durchgearbeitet, ſo nahm man eben nicht viel mehr mit hinweg, als das peinliche Gefühl einer gemeinen Drängerei um nichts. Der ebenfalls überfüllte Park verlor nicht minder den Charakter der ſtolzen Majeſtät; man wurde lebhaft daran erinnert,

daß er urſprünglich Königsfeſten, aber nicht Volks-feſten beſtimmt war. Zu Tauſenden lagerte die unruhige Menge um die Baſſins und harrte mit Ungeduld des Augenblicks, wo ſich der unſichtbare Hauch von Göttern und Helden, von gähnenden Thieren und grinſenden Ungeheuern in ſichtbare Waſſerſtröme verwandeln ſollte. Daß es dabei nicht an intereſſanten Gruppen, pikanten Scenen und noch pikanteren Unterhaltungen fehlte, weiß Jeder, der einmal Gelegenheit gehabt hat, das franzöſiſche Volk bei ähnlichen Gelegenheiten zu beobachten; es iſt nie aufgeregter, als wenn es etwas erwartet und wäre es auch nur ein ſechs Fuß hoher und zwei Zoll dicker Waſſerſtrahl. Seine ungezwungene, faſt mehr als nachläſſige Haltung bildete freilich gegen die ſteifen Laubwände, die abgemeſſenen Ecken und die winkelrecht verſchnittenen Bäume einen ſonderbaren Contraſt, welcher beim erſten Anblick einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte.

Unter allgemeinem Jubel fingen die erſehnten Gewäſſer endlich an, flüſſig zu werden. Selbſt abgeſehen von manchen widerſinnigen Dingen, die unſerer Phantaſie nicht mehr zuſagen wollen, kam mir dieſe ganze Waſſerkünſtelei kleinlich, nichtsbedeutend und faſt lächerlich vor. Auch können die ſehr beträchtlichen Unterhaltungskoſten, welche noch jährlich darauf verwendet werden, die Sache nicht dem unvermeidli-

chen Verfalle entziehen, dem alle Spielereien dieſer Art vorzugsweiſe ausgeſetzt ſind. An vielen Stellen blieb das Waſſer ganz aus, an andern kam es nur ſtoßweiſe, je nachdem die Druckwerke nachhalfen, und an einigen waren die Röhren geſprungen und folglich mitten im Garten Überſchwemmung eingetreten, während hier ein Bär, dort eine Schildkröte, am dritten Orte vielleicht ein Drache oder ein anderes Ungethüm auf dem Trocknen ſitzen blieb und vergebens nach Erfriſchung lechzte. Aber freilich lechzen auch die verarmten Verſailler Jahr aus Jahr ein nach dem Gelde der Pariſer, welches an ſolchen Tagen ſich in reicheren Strömen in ihre ausgeleerten Beutel ergießt, als das Waſſer in die ausgetrockneten Baſſins des Apollo und Neptun; und ſo muß eine billig denkende Regierung ſchon deshalb wenigſtens ſo viel von dieſen Dingen nothdürftig unterhalten, als hinreichend iſt, den Schenk- und Speiſewirthen zu Verſailles jährlich einigemal zwanzig- bis dreißigtanſend durſtige Kehlen und leere Magen zuzuführen. Dieſe weiſe Fürſorge der Regierung wurde mir ſogleich diesmal deutlich genug zu Gemüthe geführt. Denn kaum hatten die ungeheuern Drachen am Baſſin des Neptun ihr letztes kaltes Herzblut ausgeächzt, als ſich alles Volk erhob und unter Lärm und Ungeſtüm nach der Stadt zurückdrängte, wo Hungernden und Dürſtenden alle Thüren geöffnet waren.

Der Abend ſchloß mit einem herrlichen Sonnenuntergange, welcher, von der Hauptterraſſe des Schloſſes aus geſehen, der ganzen Fronte des Palaſtes und dem Parke eine wahrhaft magiſche Beleuchtung gab. Leider wurde der majeſtätiſche Eindruck dieſes einzigen Schauſpiels gleich darauf durch ein erbärmliches Feuerwerk, welches Monsieur le Maire als würdiges Seitenſtück zu den ausgebliebenen Waſſern, zu weiterer Verherrlichung der Julitage unmittelbar vor dem Schloſſe abbrennen ließ, wieder halb vernichtet und perſiflirt. Les extrêmes se touchent!

Kurze Zeit darauf erfuhr ich, daß das Schloß von Verſailles dem Publicum gänzlich verſchloſſen ſei und daß darin ausgedehnte Arbeiten zur Einrichtung eines geſchichtlichen Nationalmuſeums beabſichtiget würden und zum Theil ſchon begonnen hätten. Die Begründung eines ſolchen Muſeums bezeichnet eine neue Aera in der Geſchichte von Verſailles. Es ſcheint, als wolle die auf dem Julithrone befeſtigte Dynaſtie das Andenken an den älteren Zweig des Bourbonenſtammes gerade da abſichtlich vertilgen, wo jeder Schritt am lebhafteſten an die Zeiten ſeiner Blüte und ſeines Misgeſchicks erinnert. Verſailles wird eine andere Geſtalt, eine andere Bedeutung bekommen; die hiſtoriſchen Appartements Ludwig XIV. und ſeiner Enkel ſollen nicht länger die traurigen Denkmale untergegangener Größe bleiben; neuer

Schmuck und neue Namen werden allmälig die Erinnerung an die urſprüngliche Beſtimmung dieſes Königshauſes verdrängen und es als bleibendes Denkmal für Frankreichs geſammte Vorzeit mit der Gegenwart in nähere Beziehung bringen. Die Idee iſt in ihrer Art großartig, und man hofft, daß die Ausführung ihr entſprechen werde. Seit zwei Jahren ſind die dazu nöthigen Arbeiten mit Eifer und ungewöhnlichen Mitteln betrieben worden; man ſieht der Eröffnung der in dieſer Zeit geſchaffenen Nationalgalerie mit geſpannter Erwartung entgegen; von Monat zu Monat verſchoben, ſoll ſie beſtimmt noch im Laufe dieſes Jahres ſtattfinden. Einige hiſtoriſche Rückblicke auf das ſeit langer Zeit faſt vergeſſene Verſailles dürften ſchon deshalb gegenwärtig willkommen und nicht ohne Intereſſe ſein. Wir geben ſie, unterſtützt von eigener Anſchauung der Örtlichkeiten und mit Hülfe der reichen, zum Theil wenig bekannten literariſchen Mittel, welche uns an Ort und Stelle zu Gebote ſtehen.

II.

Verſailles vor und unter Ludwig XIII.

Die Urgeſchichte von Verſailles gehört dem Dunkel jener Jahrhunderte an, aus denen durch magere Zeitbücher nur die Thaten mächtiger Fürſten und Herren, die Schickſale großer Städte und das Daſein reicher Klöſter und Abteien zu unſerer Kunde gelangt ſind. Einige matte Andeutungen erlauben uns kaum die Leere auszufüllen, welche die Geſchichte jener Zeiten in den Umgebungen der bedeutendſten Städte nicht minder als auf dem übrigen platten Lande gelaſſen hat. Selbſt die Phantaſie iſt auf die engen Grenzen beſchränkt, welche die Kritik ihr geſteckt hat, und darf, als die angenehmſte, aber gefährlichſte Führerin durch die Irrgänge hiſtoriſcher Forſchung, nur mit Vorſicht gebraucht werden. Jedes andern Führers beraubt, wollen wir ihr verſuchsweiſe, etwa um die Mitte des

achten Jahrhunderts, auf einige Augenblicke nach den Höhen von Verſailles folgen.

Wir haben ein noch wenig angebautes Land vor uns, deſſen lebloſe Einförmigkeit nicht anſprechen, noch weniger erfreuen kann. Dicke Waldungen bedecken den größten Theil der nach allen Seiten ſanft abfallenden Thalgründe; einzelne zerſtreute Hütten von roher Bauart ſind die Lichtpunkte einer ſpärlichen Cultur des Bodens; hier und da ſind ſie bereits näher zuſammengerückt und bilden kleine Dorfſchaften, in deren Mitte ſich ſchlichte Gotteshäuſer durch den Schmuck einer abgeſtorbenen oder noch unentwickelten Kunſt bemerklich machen; auf einigen der Anhöhen und am Saume des Waldes, wo der Heerweg durchs Thal läuft, erheben ſich in gewiſſen Entfernungen Warten und Hochwachten, von geringem Umfange und leicht befeſtigt, zum Schutze des Landes gegen die Streifereien feindlicher Horden. Spuren zerſtörter Burgen und verfallener Wohnungen erinnern daran, daß eine andere ſchwere Zeit hier vorübergezogen iſt. Das ganze Land zerfällt jetzt in kleine Herrſchaften, welche zum Theil Beſitzthum der Vaſallen des großen Frankenkönigs ſind. Namentlich iſt Grund und Boden von Verſailles um dieſe Zeit in den Händen ſolcher Vaſallen. Weiter dürfen wir zunächſt nicht gehen; noch ein Schritt und wir haben das Gebiet der Wahrſcheinlichkeit verlaſſen. Das Daſein eines Ortes unter dem

Namen von Verſailles liegt auf der Grenze; es iſt wahrſcheinlich, aber nicht entſchieden.

Wir laſſen ein Jahrhundert vergehen und ſuchen ſichrere Wege für unſere Forſchung in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Das Dunkel, welches über den Thälern von Verſailles liegt, fängt an, ſich etwas aufzuklären; allein die erſten Lichtſtrahlen erleuchten nur Scenen des Jammers und ein verödetes Land. Die Normänner ſind in gewaltigen Schaaren von den Ufern des Meeres heraufgezogen und haben über das ganze Land, über Schlöſſer, Klöſter und Dörfer Zerſtörung verbreitet. Ein unſeliger Name bezeichnet die Stelle, wo ſie zum erſtenmale ihre leichten Fahrzeuge verlaſſen haben, um das Land zu brandſchatzen und gegen die nicht weit entfernte Hauptſtadt zu ziehen; man nannte ſeitdem dieſe Stelle mala mansio und das Andenken dieſer böſen Zeit lebt fort in dem neuerdings wieder berühmt gewordenen Malmaiſon. Vor den Mauern von Paris zurückgeſchlagen (886), wurden die Beſiegten die Geißel der ganzen Umgegend. Die Namen mehrer Orte, welche ſich noch jetzt in der Nähe von Verſailles befinden, bezeichnen in den gleichzeitigen Chroniken die Richtung und den Umfang ihrer Verheerungen; namentlich wird Montreuil Monasteriolum — Monstrolium), gegenwärtig Vorſtadt von Verſailles, mit unter den Dörfern und Klöſtern genannt, welche von den Normännern

heimgeſucht oder zerſtört wurden. Dagegen iſt von Verſailles ſelbſt auch bei dieſer Gelegenheit noch nicht die Rede. Vielleicht war es zu unbedeutend, als daß es in der allgemeinen Verödung beſondere Erwähnung verdient hätte, vielleicht waren die wenigen Wohnungen, aus denen es damals beſtanden haben könnte, ſchon vor dem Hauptſturme verlaſſen worden und in Verfall gerathen.

Möglich iſt jedoch auch, und man hat es wahrſcheinlich zu machen geſucht (vergl. Eckard Recherches historiques et critiques sur Versailles, Paris 1834, S. 6), daß Verſailles gerade der Normannennoth, welche noch bis in den Anfang des folgenden Jahrhunderts das Land bedrängte, Entſtehung oder neues Leben verdankte. Der Abzug der Normannen von der Hauptſtadt war das Zeichen zu allgemeiner Erhebung des Landes; Schanzen und Hochwachten erhoben ſich überall aus dem Schutte zerſtörter Flecken und Dörfer, und feſte Schlöſſer wurden die Wohnungen der Herren, welche des Königs Heerbanne folgten und ihr Eigenthum ſelbſt vor ferneren feindlichen Einfällen ſchützen mußten. So erhob ſich vielleicht damals zum erſtenmale eine Burgfeſte auf der Höhe, welche die Umgegend von Verſailles beherrſcht und gegenwärtig durch das Schloß und den Park bedeckt wird. Die Erwähnung eines in Ruinen verſunkenen Schloſſes in dieſer Gegend, welches,

wie wir ſogleich ſehen werden, noch vorhanden war, als Ludwig XIII. Verſailles käuflich an ſich brachte, ſcheint dieſe Annahme zu begünſtigen. Dieſe Burg ward, nach damaliger Weiſe, bald der Schutz und die Zuflucht der Bewohner des Landes, welche ihre Hütten in der Nähe derſelben aufbaueten, und die Herren von Verſailles gewannen Macht und Anſehen durch die Menge ihrer Schutzbefohlenen. Dies, ſcheint es, ſind die Umriſſe einer Urgeſchichte von Verſailles, deren weitere Ausführung uns Mangel an beſtimmten Nachrichten nicht geſtattet.

Selbſt das nächſte Jahrhundert gehört noch dem Dunkel der Ungewißheit an. Die erſte ſichere Spur von dem Daſein und der Bedeutung von Verſailles findet ſich in einem Diplome, welches Odo, Graf von Chartres, um das Jahr 1057 dem Kloſter des heiligen Petrus zu Chartres ausgeſtellt hat, und in welchem unter den Zeugen ein Hugo de Versaliis namentlich genannt wird. Seitdem und noch im Laufe deſſelben Jahrhunderts wird Verſailles häufig wiedererwähnt, und erlangte nach und nach den Ruf eines der anſehnlichſten Ritterlehen in der Umgegend von Paris. Schon 1065 beſaß es ein geiſtliches Stift und eine eigene von dem Biſchofe zu Chartres abhängige Pfarrei, welche beide den heiligen Julianus als Schutzpatron verehrten. Im Jahre 1182 verſicherte König Philipp Auguſt das geiſtliche Haus von Ver-

ſailles (Domum de Versaliis), welches durch Tauſch an die Abtei St. Magloire zu Paris gekommen war, in einem beſonderen Diplome des königlichen Schutzes, welchen es bereits früher genoſſen hatte. Der Abt von St. Magloire hatte ſeitdem das Recht, ſowol den Pfarrer der Gemeinde zu Verſailles vorzuſchlagen, als auch den Prior des Stiftes daſelbſt zu ernennen; ein Recht, welches erſt im 17. Jahrhundert mit der Abtei von St. Magloire an das Erzbisthum von Paris übergegangen iſt.

Die weltlichen Herren von Verſailles beſaßen im 12. und 13. Jahrhundert die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über mehre benachbarte Lehnsgüter. Um dieſe Zeit gehörte Verſailles wahrſcheinlich zum größten Theile nur einer edeln Familie, welche davon den Namen angenommen hatte und noch im 14. und 15. Jahrhunderte blühete. Pierre von Verſailles zeichnete ſich als Geſandter des Königs Karl VI. auf dem Concilium zu Konſtanz und als Vertreter der Geiſtlichkeit der Provence auf dem zu Baſel aus; er war Freund des berühmten Johann Gerſon und ſtarb als Biſchof von Meaux im Jahre 1446. Schon vorher ſcheint jedoch die Herrſchaft von Verſailles das Schickſal aller großen Lehngüter gehabt zu haben: ſie wurde in kleinere Beſitzungen zerſchlagen, welche wir um die Mitte des 16. Jahrhunderts ſchon längſt in den Händen mehrer Familien finden. Im Jahre 1560

gehörte der größte Theil von Verſailles Philipp Colas, Stallmeiſter des Königs; ein anderer war Eigenthum des Antoine Poart, Maitre de Comptes zu Paris; ein dritter war das Erbtheil zweier Schweſtern aus dem edeln Geſchlechte de Soiſy, welches bereits ſeit dem 13. Jahrhundert in den Urkunden zur Geſchichte von Verſailles genannt wird.

Schon im folgenden Jahre, 1561, ging der letztgenannte Antheil an Martial de Lomenie, Secretair der Finanzen und des Conſeils Karl IX., über. Er wirkte Verſailles, welches damals bereits durch ſeine Lage an der Hauptſtraße von Paris nach der Bretagne ſehr an Umfang gewonnen hatte, von dem Könige die Erlaubniß aus, jährlich vier Meſſen und wöchentlich einen Markt abzuhalten; es trat dadurch in die Reihe der Burgflecken. Martial de Lomenie fand ſeinen Tod in dem Blutbade der Bartholomäusnacht im Jahre 1572. Ein Theil ſeiner Beſitzungen in Verſailles ging hierauf in die Hände ſeines älteſten Sohnes, Antoine de Lomenie, über, ein anderer wurde durch Kaufvertrag vom 27. Juni 1575 an Albert de Gondy, erſt Graf, dann Herzog und endlich Marſchall von Retz, überlaſſen [1]).

In dieſe Zeiten fallen die erſten perſönlichen Beziehungen der Bourbons zu Verſailles. Heinrich von

1) Blondel Architecture française, T. IV, p. 92.

Bourbon, nachher Heinrich IV., hatte bereits Martial de Lomenie als treuen und eifrigen Diener ſeines Königs hochgehalten und ausgezeichnet. Das ihm bewieſene Wohlwollen vererbte er auf deſſen Sohn, Antoine, den er in den engern Kreis ſeines Gefolges zog. Ville-Gomblain erzählt in ſeinen Memoiren (Mémoires des troubles arrivéz en France sous Charles IX., Henry III. et Henry IV., Paris 1667, tom. I. p. 314), daß es Heinrich von Bourbon beſonderes Vergnügen gewährte, ſeinen Günſtling nach deſſen väterlichem Erbgute in Verſailles zu begleiten, um ſeiner Neigung zur Jagd zu genügen (il allait avec lui courre le cerf à Versailles) [1]).

Ludwig XIII., ſcheint es, erbte die Neigung ſeines Vaters und verlor ſich oft ganze Tage lang mit ſeinem Gefolge in den dicken Waldungen von Verſailles und der Umgegend; nicht ſelten, ſo berichtet St. Simon (Mém. etc., Paris 1829, tom. XIII, p. 92), überfiel ihn die Nacht, ehe er nach ſeinen Paläſten zu Paris oder St. Germain zurückkehren konnte. Zu

1) Als König erhob Heinrich IV. Antoine de Lomenie erſt zu ſeinem Geſandten in London, dann zum Staatsſecretair, was er auch unter Ludwig XIII. geblieben iſt. Er ſtarb 1638 im 78ſten Jahre. Von ihm rührt die koſtbare Sammlung von Handſchriften auf der königl. Bibliothek zu Paris her, welche unter dem Namen „Manuscrits de Brienne" bekannt iſt.

ſeinem großen Verdruſſe und zu noch größerem Leidweſen ſeines Gefolges mußte er dann ſein Hoflager in einer erbärmlichen Fuhrmannskneipe (dans un méchant cabaret à rouliers) oder in einer Windmühle aufſchlagen, wo, abgeſehen von anderen Unbequemlichkeiten, der Mangel an Platz allerhand verdrießliche Reibungen unvemeidlich machte. Um dieſem Übelſtande abzuhelfen, ließ er zuerſt im Jahre 1624 zu Verſailles ein einfaches Jagdhaus bauen, welches im Nothfalle ihn und ſein Gefolge aufnehmen konnte. Spuren dieſes erſten Beſitzthumes der Könige von Frankreich in Verſailles, welches von St.-Simon, der ungefähr ein Jahrhundert ſpäter ſchrieb, nicht erwähnt wird, haben ſich bis in unſere Tage erhalten.

Ungefähr 500 Schritte von dem gegenwärtigen Schloſſe bemerkt man da, wo die Hauptſtraße von St.-Cloud mit der Rue de la Pompe einen Winkel bildet, mitten unter den übrigen Häuſern die Reſte eines alten Gebäudes, im Style des 16. Jahrhunderts, welches jetzt Privateigenthum iſt, aber gewöhnlich noch le Pavillon royal genannt wird. Neuere Unterſuchungen haben es gegen frühere Anſichten, welche die erſte Anlage Ludwig XIII. auf derſelben Stelle geſucht haben, wo er einige Jahre ſpäter ſein Jagdſchloß anlegte (dieſer Meinung iſt z. B. ſelbſt noch Dulaure, Histoire des environs de Paris, I, S. 180 fg.), wahrſcheinlich gemacht, daß dieſer

Pavillon royal nichts Anderes ſei als das Jagdhaus, welches Ludwig XIII. im Jahre 1624 anlegte. Erſt noch vor wenigen Jahren war dieſe Anlage an einem kleinen Thurme erkenntlich, welcher in der Art, wie man es noch häufig an Gebäuden aus jener Zeit bemerkt, an einen der Ecken angebracht war und in eine Laterne endigte, welche urſprünglich dazu gedient hatte, die große Haupttreppe zu erleuchten, ſpäter aber die Kuppel einer Synagoge bildete, welche ſich einige Zeit in dieſem Gebäude befand. Jedoch iſt dieſer Theil deſſelben, welcher an die Straße nach St.-Cloud ſtieß, im Jahre 1827 niedergeriſſen und durch ein anderes Gebäude erſetzt worden; es exiſtirt daher gegenwärtig nur noch der Flügel, welcher an die Rue de la Pompe ſtößt, und worin man namentlich noch das Schlafzimmer Ludwig XIII. zu finden glaubt.

Daß der König ſeine erſte Wohnung in Verſailles grade an dieſer Stelle anlegen ließ, erklärt ſich aus der damaligen Vertheilung des Terrains und der Heerſtraßen. Denn damals war weder die Straße über Auteuil, noch die Brücke über die Seine bei Sevres vorhanden, und der Heerweg von Paris nach Breſt lief über St.-Cloud, von wo aus eine Seitenſtraße über Villedavray, Montreuil und das Gebiet von Verſailles nach den Hauptwaldungen der Umgegend, namentlich dem Forſt von St.-Leger-en-Iveline führte, bis wohin, wie wir aus St.-Simon wiſſen, Lud-

wig XIII. nicht ſelten ſeine Jagdpartien ausdehnte. An dieſer Straße ließ folglich Ludwig XIII. dieſen Pavillon erbauen, welcher, wie geſagt, nur darauf berechnet geweſen zu ſein ſcheint, dem königlichen Jagdzuge im Nothfalle ein anſtändiges Nachtquartier zu ſichern. (Vergl. Eckard a. a. O., S. 18—20.)

Nachdem jedoch Ludwig XIII., welcher das edle Waidwerk mit Leidenſchaft betrieb, hier mitten unter den köſtlichſten Waldungen in dieſer Weiſe feſten Fuß gefaßt hatte, kam ihm bald die Luſt an, ſich daſelbſt einen angenehmen und bequemen Aufenthalt für längere Zeit zü verſchaffen und folglich ſeine urſprüngliche Anlage zu erweitern. Die Gelegenheit dazu fand ſich bald. Nicht weit von der königlichen Wohnung beſaß damals Jean de Soiſy ein anſehnliches Lehngut, weches unter Anderm auch einen Theil des Hügels umfaßte, welcher gegenwärtig das Schloß trägt, damals aber nur eine ſchlichte Windmühle trug, wahrſcheinlich dieſelbe, in welcher der König zu Zeiten ſein Nachtlager zu nehmen genöthigt geweſen war. Vorzüglich auf dieſen Theil der Umgebungen richteten ſich die Wünſche des Königs. Ein Kaufvertrag kam ohne Schwierigkeiten zu Stande, und ſchon im Jahre 1627 erhob ſich an der Stelle der Windmühle ein kleines ſchmuckloſes Jagdſchloß im Geſchmacke des 16. Jahrhunderts, deſſen ſich, ſelbſt nach den Anſichten der damaligen Zeit, kaum ein einfacher Edelmann hätte rüh-

men dürfen. Wenigſtens war dies die Meinung des Marſchalls Baſſompierre, da er, als Präſident der Verſammlung der Notabeln, welche im Jahre 1627 zuſammenkam, Ludwig XIII. gegen den Vorwurf zu vertheidigen ſuchte, daß er mit ſeinen Bauten dem Staatsſchatze zur Laſt fallen werde. „Im Gegentheil“, ruft er aus, „beweiſen die von ihm geſchleiften Plätze und das plötzliche Einſtellen aller Arbeiten an den bereits angefangenen Bauten, daß er nicht an der Bauluſt leidet, und daß folglich die Finanzen Frankreichs nicht durch ſeine koſtbaren Bauwerke erſchöpft werden dürften; man müßte ihn denn das armſelige (chétif) Schloß zu Verſailles zum Vorwurf machen wollen, auf deſſen Erbauung ſich wahrhaftig kaum ein einfacher Edelmann etwas einbilden würde.“ (Baſſompierre's Mémoires, Köln 1703, 12., Th. III, S. 223.) Und daß dies eben nicht übertrieben war, ſcheint daraus hervorzugehen, daß der Herzog von St.-Simon, der Vater des bekannten Verfaſſers der bekannten Memoiren, dieſes Schloß gradezu ein Kartenhaus (petit château de cartes) zu nennen kein Bedenken getragen hat, weil es eben nicht eines Königs würdig erſchien und weder wegen ſeiner Feſtigkeit den Schlöſſern der alten guten Ritterzeit, noch wegen ſeines Umfanges und ſeiner Pracht den königlichen Paläſten des Louvre und der Tuilerien

an die Seite geſtellt werden konnte. (St.-Simon's Mémoires, XIII, S. 73. 87.)

So viel wir darüber wiſſen und ſo viel ſich aus dem noch vorhandenen Theile deſſelben ſchließen läßt, war es eben nicht mehr als ein einfaches Hauptgebäude von zweiundzwanzig Toiſen Länge, mit zwei Seitenflügeln, welche in vier ſchmuckloſe Pavillons ausliefen; das Ganze war aus Backſteinen aufgeführt und beſtand nur aus dem Erdgeſchoß und einer Etage, zwiſchen welchen von außen ein eiſerner Balcon rundherum lief; ein kleiner Wall, ein ſchmaler, mit Quadern und Ziegelſteinen ausgemauerter Graben und ein niedriges Schutzgeländer gaben dem Schlößchen wenigſtens den Schein einiger Feſtigkeit und ſollten im Nothfalle etwa gegen einen plötzlichen Überfall einigen Schutz gewähren. Die Umgebungen wurden urſprünglich ganz in ihrem natürlichen Zuſtande gelaſſen; Wald, Wieſen und Teiche waren in wildem Gemiſch die einzige Zierde der unfreundlichen Landſchaft; erſt nach und nach ließ Ludwig XIII. Wege durch die Wälder hauen, die Wieſen mit Bäumen bepflanzen und beim Schloſſe einen kleinen Park anlegen, welcher bald mit einigen anſpruchloſen Bildwerken, nach Pouſſin's Zeichnungen, ausgeſchmückt wurde [1]).

1) Blondel a. a. O., S. 93; jedoch iſt Blondel hier im Irrthum, indem er die Erbauung dieſes Schloſſes

Ludwig XIII. gefiel ſich gar ſehr in dieſem kleinen Beſitzthume und brachte ſogleich nach Vollendung des Schloſſes gewöhnlich die Jagdzeit daſelbſt zu. Allein bald mußten ihm auch dieſe kleinen Räume zu enge werden; mit ſeiner Wohnung zufrieden, wünſchte er wenigſtens ihre Umgebungen zu erweitern; denn er beſaß immer nur erſt einen kleinen Theil der Anhöhe; der größere gehörte zu der eigentlichen Herrſchaft (seigneurie) von Verſailles, welche, wie wir oben geſehen haben, im Jahre 1573 an Albert de Gondy, Herzog von Retz, übergegangen war. Deſſen Sohn, Jean François de Gondy, Erzbiſchof von Paris, war Herr von Verſailles, als Ludwig XIII. daſelbſt ſein Jagdſchloß anlegte, deſſen Gebiet mit dem des Erzbiſchofs grenzte. Nichts war natürlicher als der Wunſch des Königs, dieſes mit dem ſeinigen zu verbinden; es wurden deshalb Verhandlungen angeknüpft, welche bereits im Frühjahre 1632 zu einem Kaufvertrage führten, den wir hier mittheilen, wie er ſich in dem Werke Blondel's im Original findet:

„Le 8 avril 1632 fut présent l'illustrissime et révérendissime Jean François de Gondy, archevêque de Paris, seigneur de Versailles etc. ... reconnaît avoir vendu, cédé et transporté ... à

in das Jahr 1624 ſetzt und folglich mit der des genannten Jagdhauſes verwechſelt.

Louis XIII, acceptant pour Sa Majesté, messire Charles de l'Aubespine, Garde des sceaux et chancelier des ordres du Roi, et messire Antoine Rusé, marquis d'Effiat, surintendant des finances, etc., La terre et Seigneurie de Versailles consistant *en un vieil château en ruines et une ferme de plusieurs édifices*, consistant la dite ferme en terres labourables, en prés, bois, châtaigneraies, étangs et autres dépendances; haute, moyenne et basse justice ... avec l'annexe de *la grange Lessart*, appartenances et dépendances d'icelle, sans aucune chose excepter, retenir ni réserver par le dit sieur archevêque, de ce qu'il a possédé au dit lieu de Versailles. Pour d'icelle terre et seigneurie de Versailles, et annexe de la grange Lessart, jouir par sa dite Majesté et ses successeurs Rois, comme de choses appartenantes. Cette vente, cession et transport faits aux charges et devoirs féodaux seulement, moyennant Soixante-six mille Livres, que le dit sieur archevêque reconnaît avoir reçu de sa dite Majesté, par les mains de ..... en pièces de *seize sols*[1]; de laquelle somme il se

1) Um dieſe Zeit prägte man aus der Mark Silbers 23 Livres, 10 Sols, gegenwärtig 52 Francs, ſodaß die angegebene Kaufſumme von 66,000 Liv. nach heutigem Gelde etwa die Summe von 137,000 Fr. be-

tient content, en quitte sa dite Majesté et tout autre, etc., etc."

Die hier erwähnten Schloßruinen waren jedenfalls die letzten Reſte einer Burg, welche zur Zeit der Normannennoth errichtet worden war, und befanden ſich wahrſcheinlich am ſüdlichen Abhange der Anhöhe, etwas unterhalb der Windmühle, an deren Stelle Ludwig XIII. Jagdſchloß getreten war. Durch den Ankauf dieſer Ruinen und der dazu gehörigen Beſitzungen traten die Könige von Frankreich ganz in die Rechte der Herren von Verſailles. Noch in demſelben Jahre machte Ludwig XIII., zufolge der darüber ausgefertigten Urkunden, welche ſich zum Theil noch in den Archiven der Krone und des Königreichs erhalten haben (vergl. Eckard a. a. O., S. 28—30), durch Tauſch oder Ankauf einige neue Erwerbungen, welche dazu dienen ſollten, die königliche Domaine immer mehr zu vergrößern und abzurunden. Der König beabſichtigte jedoch dabei nichts weniger, als Verſailles mit jener blendenden Pracht zu umgeben, welche es ein halbes Jahrhundert ſpäter zum glänzendſten Herrſcherſitze Europas machte. Das Schloß zu Verſailles blieb Zeit ſeines Lebens der ſchlichte Jagdſitz eines Königs, welcher es namentlich in den letzten Jahren ſeiner Re-

---

tragen würde. Ein Sechzehnſolsſtück wäre gleich 1 Fr. 73 Centimes.

gierung liebte, ſich dem Geräuſche der Welt und der Laſt der Geſchäfte möglichſt zu entziehen, um ungeſtört ſeiner Leidenſchaft für die Jagd und ſeinem natürlichen Hange zur Schwärmerei zu leben. Verſailles ward damals noch nicht der Schauplatz glänzender Hoffeſte und der Mittelpunkt politiſcher Plane und Intriguen. Jene blieben noch lange Zeit das Privilegium des Hoflagers zu St.-Germain, und dieſer wanderte mit dem geheimnißvollen Cabinet des allmächtigen Cardinals, welcher dem Könige von ferne folgte und bald in Ruelle, bald in Chaillot auf kurze Zeit feſten Fuß faßte. (Mémoires de Bassompierre, Th. IV, S. 159. Mém. de Mademois. de Montpensier, Paris 1806, 12., Th. I, S. 28. 31.)

Der kleine Hofſtaat, welcher Ludwig XIII. nach Verſailles begleitete, beſtand in der Regel nur aus dem engern Kreiſe ſeiner Vertrauten und Günſtlinge, welche mit ihm die Freuden der Jagd und die Reize ländlicher Zurückgezogenheit theilen durften. Unter Andern ſehen wir hier des Königs Bruder, Richelieu's erbittertſten Gegner, Gaſton, Herzog von Orleans, den alten Marſchall von Baſſompierre, das lebende Denkmal aus der alten guten Zeit Heinrich IV., und die intereſſante Geſtalt jenes durch Schönheit und ritterliche Eigenſchaften ausgezeichneten Jünglings, welcher mit ſeinem Freunde dem Despotismus des unerbittlichen Cardinals zum Opfer fallen mußte, den un-

glücklichen Großſtallmeiſter des Königs, Heinrich von Effiat, Herrn von Cinq-Mars, deſſen treffendes Bild neuerdings Alfred de Vigny mit ſo viel Leben und Wahrheit, wenn auch auf etwas falſchem Grunde, ausgeführt hat [1]). Bekanntlich beſaß vorzüglich der Letztere die Gunſt Ludwig XIII. und war einer der erſten Edlen ſeines Hofes, welche noch bei Lebzeiten des Königs das Jagdſchloß von Verſailles mit Landhäuſern umgaben, die nicht wenig dazu beitrugen, dem ehemals unfreundlichen Orte bald ein heiteres Anſehen und eine gewiſſe Wichtigkeit zu geben. Der regelmäßige Aufenthalt dieſes kleinen Hofes zu Verſailles begann wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1627 und dauerte gewöhnlich die gute Jagdzeit über, nach deren Schluſſe ſich der König nach Paris oder St.-Germain zurückbegab. Mehre Urkunden Ludwig XIII. aus den Sommer- und Herbſtmonaten der letzten vierzehn Jahre ſeiner Regierung ſind zu Verſailles vollzogen worden.

Nur ein einziges Mal wurde es in dieſer Zeit, und zwar ſchon im November 1630, der Schauplatz der Entwickelung einer politiſchen Scene, welche die Allgewalt Richelieu's auf immer befeſtigte und komiſch genug den hiſtoriſchen Namen „la Journée des Dupes“

---

1) Cinq-Mars ou une conspiration sous Louis XIII, par le comte *Alfred de Vigny*. 2. Ausg. Paris 1826. 4 Bde. 12.

erhalten hat. Bekanntlich wünſchte die Königin-Mutter nichts ſehnlicher als die Entfernung Richelieu's vom Hofe Ludwig XIII. Es gelang ihr auch wirklich, dem Könige in einer ſchwachen Stunde ein ihren Wünſchen entſprechendes Gelübde abzulocken. Allein unglücklicherweiſe hatte der Cardinal ihre Plane längſt durchſchaut und nahm den Augenblick wahr, wo ſie der Ausführung entgegenreiſten. In dem Momente, als die Königin ihren Sohn ſchon aufs Äußerſte getrieben hatte, drang Richelieu plötzlich in das Cabinet des Königs ein, wo er ſich mit ſeiner Mutter allein befand. „Ah! le voici!“ rief ihm der König mit vergeblich verhehlter Unruhe zu. „Vous parliez de moi!“ erwiderte kalt, aber mit Nachdruck der Cardinal. Die Königin konnte hierauf ihren Unwillen nicht unterdrücken und brach in die heftigſten Reden gegen den ſcheinbar beſtürzten Cardinal aus. „Oui, nous parlions de vous comme du plus méchant et du plus ingrat de tous les hommes!“ Weder die Bitten des Königs, noch ein Fußfall des Cardinals konnten die Königin von ihrem Zorne und dem ungeſtümen Verlangen, daß Richelieu unverzüglich den Dienſt des Königs verlaſſe, zurückbringen. Richelieu gibt nach, verlangt ſeine Entlaſſung und trifft Anſtalten, ſich zurückzuziehen. Dieſe Scene, welche im Luxembourg vorfiel, war der einzige kurze Triumph, welchen die Königin-Mutter mit ihren Freunden über

ihren erbittertſten Gegner feierte. Der König wollte daran keinen Antheil haben und zog ſich gleich darauf auf ſein Jagdſchloß zu Verſailles zurück, nicht ohne Reue über die zu ſchnell gegebene Zuſtimmung zu Richelieu's Rücktritt.

Schon am folgenden Tage, während die Königin-Mutter zu Paris die Glückwünſche des Hofes empfing, ließ Ludwig XIII. in ſeinem vertraulichern Kreiſe zu Verſailles den Wunſch merken, daß Richelieu an der Spitze ſeines Rathes und der Geſchäfte bleiben möge. Durch ſeine Freunde davon im Geheimen unterrichtet, begab ſich Richelieu, auf den Rath des Cardinals de Lavallette, ſogleich nach Verſailles. Der Zutritt zum König ward ihm dieſes Mal bereitwilliger wie je zuvor geſtattet. Richelieu, vollkommen Herr ſeiner Affecte, verſtand es, in ſolchen Momenten durch politiſche Theatereffecte zu wirken und zu ſiegen. Er wirft ſich dem Könige zu Füßen und nennt ihn „le meilleur des maîtres“. Ludwig XIII. hebt ihn mit den Worten auf: „Je vous regarde comme le serviteur le plus fidèle et le plus affectionné“, und bittet ihn, mit dem Verſprechen, ihn gegen alle Intriguen ſeiner Feinde zu ſchützen und aufrecht zu erhalten, ihm ſeine Dienſte noch ferner zu widmen. Jetzt ſchon ſeines Sieges gewiß, warf ſich der Cardinal, wie Leclerc erzählt, mit Thränen im Auge nochmals vor dem Könige nieder und betheuerte ihm, daß er nicht in ſei-

nen Dienſten bleiben könne, weil er fürchten müſſe, die Urſache eines heilloſen Zwieſpaltes zwiſchen Mutter und Sohn zu werden; er wolle lieber die Einſamkeit ſuchen, um ſich vor der Welt zu verbergen und den Reſt ſeiner Tage das Unglück zu beweinen, das ihn betroffen habe, in der öffentlichen Meinung als Undankbarer gegen ſeine Wohlthäterin zu erſcheinen. Mehr bedurfte es nicht, um die ſchwachen Nerven und Entſchlüſſe Ludwig XIII. zu erſchüttern. Er befahl dem Cardinal, ohne Weigerung zu ſeinen Dienſten zu verharren, und ließ ſich zunächſt nichts mehr am Herzen liegen, als mit ihm in Gemeinſchaft die Mittel ausfindig zu machen, die Urheber der Intrigue gegen ſeinen neu zu Gunſten aufgenommenen Diener zu beſtrafen. Mit welchem Erfolge, iſt bekannt [1]). Der König gewann dadurch um ſo mehr Muße, ſeinen kleinen Neigungen in der ländlichen Zurückgezogenheit von Verſailles zu leben. Freilich wollen einige Zeitgenoſſen wiſſen, daß ſich dieſe Neigungen hier nicht blos auf das unſchuldige Vergnügen des edeln Waidwerks beſchränkten. Die Scene des vertraulichern Umgangs des Königs mit der Gräfin von Hautefort, deren Reize öffentlich durch glänzende Feſte in St.-Germain verherrlicht wurden [2]), hat man zum

1) Hist. des environs de Paris p. Dulaure, I, p. 188.

2) Mém. de Madem. de Montpensier, I, p. 28.

Theil in das ſchlichte Jagdſchloß und die noch wenig betretenen Umgebungen von Verſailles verſetzt. Jedenfalls waren ſie damals noch mehr als ſpäter dazu gemacht, ſelbſt ein königliches Herz für die ſchmuckloſe Einfachheit der Natur und die Genüſſe des innigern Stilllebens empfänglich zu machen. Verſailles beſaß in dieſer Beziehung einen Vorzug vor andern königlichen Wohnungen, deſſen Genuß vielleicht nur Ludwig XIII. vorbehalten war. Bald nach ſeinem Tode ging dieſer Vorzug verloren und dies iſt ein weſentlicher Verluſt geblieben, welchen die Kunſt, die ſeitdem dort die Rechte der Natur unabläſſig bekämpft und in Feſſeln geſchlagen hat, nicht erſetzen konnte. Wir wollen ſehen, was Verſailles dagegen in anderer Beziehung durch ſie geworden iſt und gewonnen hat.

III.

Verſailles unter Ludwig XIV.

1) Etwas zur äußern Geſchichte.

In den erſten Zeiten nach Ludwig XIII. Tode ſchien ſein einfaches Schloß mit dem noch einfachern Parke zu Verſailles, wie ein verlaſſenes Kind königlicher Launen, wieder der Nichtigkeit anheimfallen zu müſſen, aus der es hervorgegangen war. Unter den Stürmen der Minorität des damals noch wenig verſprechenden Königs verlor man es um ſo leichter aus den Augen, weil Vincennes und St.-Germain einem vergnügungsſüchtigen Hofe, neben größerer Bequemlichkeit, im Nothfalle auch den Vortheil größerer Sicherheit gegen die Machinationen der aufgereizten Hauptſtadt gewährten. Verſailles wurde nur ſelten und, wie es ſcheint, nie auf längere Zeit beſucht. Man ehrte dort bisweilen das Andenken ſeines Gründers, konnte aber doch nicht umhin, ſich jedesmal über die

bizarre Richtung ſeines Geſchmacks zu wundern, welche ihn gerade an dieſe unfreundliche, beſchränkte und außer den Vergnügungen der Jagd nichts bietende Gegend gefeſſelt hatte.

Um ſo auffallender war die entſchiedene Vorliebe des jungen Ludwig XIV. für Verſailles, als er zur Selbſtregierung gelangt war uud ſeine vorher zwiſchen Paris, Vincennes und St.-Germain wechſelnde Reſidenz endlich an letzterm Orte fixirt hatte. Die Gründe, warum er Paris auf immer verlaſſen wollte, hat man leicht in dem Widerwillen gefunden, welchen ihm die Rückerinnerung an die Unruhen der Hauptſtadt während der Jahre ſeiner Kindheit veranlaſſen mochte. Man ſagt, er habe es Paris nicht vergeſſen und vergeben können, daß er am Vorabend des heiligen Dreikönigsfeſtes 1649 ſich verſtohlenerweiſe aus dem Palais-Royal und der Stadt flüchten mußte. Er behielt ſeitdem eine ſo entſchiedene Abneigung gegen Volksgetümmel jeder Art, daß ihm ſpäter ſelbſt die unzweideutigſten, aber etwas ungeſtümen Beweiſe der Volksgunſt, welchen er in den Straßen von Paris fortwährend ausgeſetzt war, nur läſtig wurden; ſie waren mit den Begriffen über Majeſtät und königliche Würde, welche in ſeinem Geiſte Wurzel gefaßt hatten und ſich bei ihm immer beſtimmter entwickelten, nicht im Einklange; als ſicherſte Grundlage unumſchränkter Herrſchaft betrachtete er vielmehr die mög-

lich weite Entfernung des Herrſchers von dem großen Haufen, und eben deshalb hielt er es für angemeſſen, ſich in den engen Mauern des Schloſſes von St.-Germain den Blicken der Menge zu entziehen, welche fortan ſein Erſcheinen in der Hauptſtadt als eine ſeltene Gunſt des königlichen Willens feiern ſollte.

Nicht ſo leicht hat man dagegen die Gründe angeben können, welche Ludwig XIV. beſtimmten, St.-Germain gegen Verſailles zu vertauſchen und dieſes nach und nach zu dem glänzendſten und großartigſten Herrſcherſitze des neuen Europas zu erheben. Einer märchenhaften Sage zufolge mochte Ludwig XIV. den ewigen Anblick der Abtei von St.-Denis, welche er aus ſeinen Fenſtern zu St.-Germain ſehen konnte, nicht ertragen, weil ſie ihm eine unangenehme Mahnung an die Stunde ſeines Todes und die Vergänglichkeit menſchlicher Größe geweſen ſei. Jedenfalls dürften einige Stunden vertraulichern Zuſammenſeins des königlichen Jünglings mit der reizenden La Valliere auf das Schickſal von Verſailles entſcheidendern Einfluß gehabt haben. Das Richtige haben jedoch vielleicht nur Die getroffen, welche die Entſtehung des Königsbaues zu Verſailles aus dem Bedürfniſſe Ludwig XIV. herleiten, ſich und ſeinen Nachfolgern eine Wohnung zu gründen, welche der von ihm gefaßten Idee der königlichen Majeſtät ſo viel wie möglich entſpreche. Das äußerlich unanſehnliche und in ſeinen

Räumlichkeiten beſchränkte Schloß zu St.-Germain bot in dieſer Beziehung nichts Genügendes. Die Beſitzung des Königs zu Verſailles empfahl ſich durch ihre Nähe, durch eine freie, unabhängige Lage, welche die Ausführung großartiger Plane begünſtigte, und die einmal vorhandenen Anlagen Ludwig XIII. Die Schwierigkeiten, welche auf der andern Seite die Ungleichheit des Terrains und vorzüglich der Mangel an Waſſer darboten, wurden wahrſcheinlich im Anfange nicht gehörig in Erwägung gezogen; ſowie denn überhaupt die urſprünglichen Entwürfe zu den Werken Ludwig XIV. in Verſailles keineswegs die ganze Maſſe koloſſaler Gebäude und impoſanter Anlagen umfaſſen konnten, welche am Ende ſeiner Regierung der Gegenſtand der Bewunderung und das Muſter unzähliger Nachahmungen für ganz Europa geworden ſind. Eine kurze Überſicht der Arbeiten, welche daſelbſt unter Ludwig XIV. Regierung vollendet wurden, gibt hierzu den beſten Beweis.

Die erſten Arbeiten, welche Ludwig XIV., wie ſich Blondel ausdrückt, nachdem er einige angenehme Promenaden in Verſailles gemacht hatte [1]), daſelbſt unternehmen ließ, ſteigen nicht über das Jahr 1660 hinaus, und beſchränkten ſich auf die bequemere Einrich-

1) Architecture française, IV, p. 93: „ayant fait quelques promenades agréables à Versailles.“

tung und die Ausſchmückung des vorhandenen Jagdſchloſſes und die Anlage einiger Gebäude unfern deſſelben, welche zum Dienſte der königlichen Equipagen beſtimmt waren und ſpäter der Marſtall der Königin geworden ſind. Dieſe Arbeiten waren kaum vollendet, als ſich Ludwig XIV. mit ſeinem zahlreichen Hofſtaate auf allen Seiten beengt fühlte und folglich die Aufführung einiger Nebengebäude befahl, welche ihn in den Stand ſetzen ſollten, ſeinen Aufenthalt in Verſailles nach Gutdünken zu verlängern und daſelbſt ſeine Miniſter um ſich zu verſammeln. Unverzüglich wurden mehre Seitenflügel aufgeführt, die aber dem launenhaften Könige mißfielen und folglich, kaum halb fertig, wieder niedergeriſſen wurden. An ihrer Stelle erhoben ſich kurz darauf im Laufe des Jahres 1661 zwei andere Gebäude nach den Zeichnungen des Architekten Le Veau, welche den Raum unmittelbar vor dem alten Schloſſe einhegten, der damals noch durch einen Graben getrennt war und ſpäter den Namen des Marmorhofes (cour de marbre) erhalten hat. Nach einem großartigern Style ausgeführt, bildeten dieſe neuen Gebäude freilich einen ſonderbaren Contraſt gegen das unanſehnliche Jagdhaus Ludwig XIII., welches doch eigentlich das Hauptgebäude der ganzen Anlage bleiben ſollte. Das Mißverhältniß zwiſchen beiden machte in der That einen ſo übeln Eindruck, daß man den König zu überreden ſuchte, er ſolle das

ältere Schloß niederreißen und an ſeiner Stelle ein neues aufführen laſſen, welches mit den Seitenflügeln mehr in Übereinſtimmung trete. Alle Vorſtellungen in dieſer Beziehung blieben jedoch ohne Erfolg, weil der König durchaus darauf beſtand, daß die Werke ſeines Vorgängers, ſelbſt ungeachtet ihres ſchlechten Geſchmackes, unangetaſtet bleiben ſollten. Die Hartnäckigkeit Ludwig XIV. ging ſelbſt ſo weit, daß er ſpäter, als bereits Jules-Harduin Manſard die Leitung der Bauten in Verſailles übernommen hatte und ſich bei der Ausführung ſeiner großen Pläne durch das Daſein dieſes armſeligen Schlößchens gar ſehr behindert ſah, auf die Bemerkung, das letztere ſei nicht ſtark genug gebaut, um mit den neuanzulegenden Gebäuden gleiche Dauer haben zu können, nicht ohne Bitterkeit antwortete: „Je vois bien, où l'on veut en venir: si le bâtiment est mauvais, il faut l'abattre; mais il sera rétabli comme il est.“

Mit dieſer Erklärung waren alle Zweifel an der Haltbarkeit des alten Jagdſchloſſes mit einem Male beſeitiget; man fand bei näherer Prüfung, daß es noch in vortrefflichem Zuſtande ſei, und fügte ſich in die Nothwendigkeit, es bei der ganzen Anlage ſo gut zu benutzen, als es eben gehen wollte. Nach einigen Weigerungen brachte man Ludwig XIV. wenigſtens dahin, daß er die Erlaubniß gab, das verhängnißvolle Schlößchen durch die neu hinzuzufügenden Gebäude ſo viel

als möglich zu maskiren. Nur die Hauptfronte nach dem Hofe wurde freigelaſſen und durch angemeſſene Verzierung der Façade mit den bereits vollendeten Seitenflügeln ſoweit thunlich in Einklang gebracht; in dieſem Zuſtande iſt ſie der einzige noch ſichtbare Theil des im Jahre 1627 errichteten Jagdſchloſſes geblieben, deſſen ganzer Charakter ſich daraus noch ziemlich genau abnehmen läßt. Die übrigen Seiten verſchwanden bald, in der Maſſe neuer Bauwerke, welche ſich zuvörderſt nach und nach auf der Seite des Parks erhoben. Im Jahre 1664 waren die Arbeiten ſchon ſo vorgerückt, daß der weit hervorſpringende Theil der gegenwärtigen Hauptfaçade nach dem Garten hin beinahe vollendet und zum Theil ſelbſt bewohnbar war. Eine Anſicht des damaligen Schloſſes hat ſich in der Beſchreibung der Feſte erhalten, welche Ludwig XIV. im Mai des genannten Jahres, angeblich zu Ehren der Königin, in Wahrheit aber zur Verherrlichung der ſchönen La Valliere gab [1]). Das Ganze bildete damals noch eine viereckige, von allen Nebengebäuden unabhängige Maſſe von ziemlich impoſantem Ausſehen. Kurz darauf wurden die beiden Seitengebäude nach dem Hofe hin mit dem Hauptgebäude verbunden und der Graben, welcher ſie von demſelben ge-

1) Les plaisirs de l'isle enchantée ou les festes et divertissements du Roy, à Versailles etc. 1664. fol.

trennt hatte, ausgefüllt, während auf der andern Seite die beiden Hauptflügel begonnen wurden, welche der Gartenfronte nach und nach ihre gegenwärtige Ausdehnung gegeben haben. Urſprünglich gleichfalls von dem Hauptgebäude getrennt, wurden ſie erſt ſpäter mit demſelben durch einige Zwiſchengebäude zu einem Ganzen verbunden. Noch ſpäter gab man, je nachdem ſich die Bedürfniſſe und die Pracht des Hofes Ludwig XIV. erweiterten, der ganzen Anlage eine größere Ausdehnung nach dem Hofe hin, wo nach und nach zwei parallel fortlaufende Reihen Gebäude entſtanden, welche den großen Schloßhof umſchließen und theils den Miniſtern, theils den großen Hofchargen zur Wohnung beſtimmt waren.

So gewann das Schloß von Verſailles in wenigen Jahren im Weſentlichen ſeine heutige Geſtalt. Um das Ganze von der Hofſeite ſo viel wie möglich zu heben, wurde der weite Hofraum von einigen alten Thürmen, welche noch aus früherer Zeit ſtehen geblieben waren, befreit, dann durch ein prachtvolles Eiſengitter von der Place d'armes getrennt, dieſe nach genauen Vermeſſungen winkelrecht abgeſteckt und endlich dem Schloſſe gegenüber der Halbzirkel von Gebäuden aufgeführt, welcher den Marſtall des Königs in zwei Abtheilungen bildet. Die Anlage der drei Hauptalleen nach Paris, St.-Cloud und Sceaux gab dem Ganzen eine möglichſt zweckmäßige Vollen-

dung und ſetzte das Schloß in ein geeignetes Verhältniß zu der Stadt, welche auf dieſer Seite faſt gleichzeitig entſtanden war.

Außer einigen kleineren Gebäuden für den Hofdienſt, zwei Kirchen und einigen Hotels in der Stadt, wurden während der Regierung Ludwig XIV. nur noch zwei beträchtlichere Bauwerke unternommen und ausgeführt, nämlich ein für die Hofdienerſchaft, den Mundvorrath und die Küche des Hofes beſtimmtes Gebäude vor dem ſüdlichen Hauptflügel nach der Stadt zu, welches den Namen, „le grand commun" erhalten hat, ſich aber übrigens durch nichts auszeichnet als eben nur durch ſeinen ungeheuern Gelaß, der tauſend Zimmer umfaſſen ſoll, und die Schloßkapelle. Eine erſte proviſoriſche Kapelle für den Gottesdienſt des Königs und ſeiner nächſten Umgebungen befand ſich bereits im Jahre 1665 im ſüdlichen Flügel des Schloſſes; dieſe wurde 1672 niedergeriſſen und an ihrer Stelle eine andere erbaut, welche den 30. April 1682 eingeweiht und dem heiligen Ludwig gewidmet wurde. Die dritte endlich, von der wir hier ſprechen und die noch gegenwärtig vorhanden iſt, ſollte, nach Ludwig XIV. eigener Idee, ſeinen Werken in Verſailles gleichſam die Krone aufſetzen und ganz aus Marmor aufgeführt werden. Manſard, welcher fürchtete, daß die durch den Marmor hervorgebrachte Einförmigkeit des Tons dem allgemei-

nen Eindrucke ſchaden möchte, brachte den König nur durch die Vorſtellung davon ab, daß der längere Aufenthalt in einem ganz aus Marmor aufgeführten Gebäude der Geſundheit nachtheilig ſein würde. Sie wurde daher nach Manſard's Plan im Jahre 1699 begonnen und ſtand im Jahre 1710 ſo vollendet da, wie wir ſie noch jetzt ſehen[1]). Sie iſt im nördlichen Hauptflügel an der Stelle erbaut, wo vorher eine nach Robert's Zeichnungen angelegte Felſengrotte befindlich war, welche durch einen künſtlichen Waſſerfall und einige Marmorgruppen Girardon's etwas belebt war; die letzteren haben ſich zum Theil noch als Schmuck einer ſpäter im Parke angelegten Felſenpartie erhalten, welche unter der Benennung der Bäder des Apollo bekannt iſt.

Übrigens gehört die Kapelle zu den Theilen des Schloſſes, welche vorzugsweiſe genannt werden müſſen, wenn man als Hauptmangel der ganzen Anlage eine unangenehme Disharmonie der einzelnen Theile zueinander herausheben will. Dieſer Mangel, welcher vorzüglich an der Seite nach der Stadt zu ſo auffallend und den erſten Eindrücken ſo nachtheilig iſt,

1) Der Anfang der Erbauung der Kapelle wird in mehreren neueren Schriften fälſchlich in die Jahre 1689 und 1690 geſetzt. Blondel a. a. O., S. 142, ſetzt ihn ausdrücklich auf den 20. März 1699.

erklärt ſich eben aus der allmäligen Entſtehung der zu einem Ganzen verbundenen Gebäude, welche nicht nur die Einheit eines beſtimmten Planes ausſchloß, ſondern auch auf die Ausführung jeder neu hinzukommenden Anlage bedingend und verhindernd einwirkte. Es iſt gegenwärtig ſelbſt nicht mehr möglich, den ganzen Aufbau des Schloſſes zu Verſailles in ſeinen einzelnen Theilen genau chronologiſch zu verfolgen. Wir würden uns vergeblich bemühen, in dieſer Beziehung eine Lücke ausfüllen zu wollen, die ſelbſt Blondel nicht auszufüllen wagte. Wir haben oben geſehen, wie weit der Bau etwa im Jahre 1664 vorgerückt war; wir wiſſen ferner, daß die Marſtälle im Jahre 1679 begonnen wurden und 1685 vollendet waren, und haben ſoeben bemerkt, daß die Kapelle, erſt zwanzig Jahre ſpäter begonnen, in elf Jahren gebaut war. Was dagegen die Hauptmaſſe des Schloſſes ſelbſt betrifft, ſo iſt nicht mehr genau nachzuweiſen, in welchen Jahren die einzelnen dazu gehörigen Gebäude angefangen, in welchen vollendet wurden. Im Allgemeinen kann wol das Jahr 1680 als das angenommen werden, in welchem die Hauptarbeiten zum erſten Male als vollendet betrachtet wurden. Wenigſtens ließ damals, wahrſcheinlich auf dieſe Veranlaſſung, die Akademie der Inſchriften eine Denkmünze ſchlagen, welche auf der einen Seite das Bild des Königs mit der Umſchrift: Ludovicus

Magnus Rex Christianissimus, auf der andern das Schloß von Verſailles mit den Worten: Regia Versaliarum MDCLXXX trägt. Das Schloß hatte damals ſchon ſeine jetzige Ausdehnung, nur ſcheinen die Seitenflügel noch von dem Mittelgebäude getrennt geweſen zu ſein. Indeſſen wurden die Arbeiten vorzüglich noch in den nächſten zehn Jahren ohne Unterbrechung fortgeſetzt. Eine zweite Denkmünze, auf welcher die Hauptfaçade des Schloſſes ganz in ihrer heutigen Geſtalt erſcheint, wurde im Jahre 1687 geſchlagen: auf der einen Seite das Bild des Königs mit: Ludovicus Magnus Rex Christianissimus, auf der andern das Schloß mit: Coluit Magis Omnibus Unam Versaliae MDCLXXXVII. Wir werden aus den bald mitzutheilenden Rechnungen ſehen, daß das Jahr 1690 als der eigentliche Termin der Hauptarbeiten im Schloſſe ſelbſt gelten kann; kleinere Arbeiten, namentlich im Innern, dauerten natürlich noch fort und haben vor Ludwig XIV. Tode wol ſchwerlich ganz aufgehört.

Noch ſchwieriger dürfte es ſein, die Anlagen Lenostre's in chronologiſcher Ordnung zu verfolgen, welche die traurigen und undankbaren Umgebungen des Schloſſes nach und nach in den viel bewunderten Park umſchufen. Die Hauptarbeiten ſchritten jedenfalls in demſelben Verhältniß fort, in welchem der Palaſt, mit dem der Park ſo viel wie möglich

in Übereinſtimmung gebracht werden mußte, ſich der Vollendung näherte. Lenostre, welcher dabei ganz auf Mandſard's Anſichten einging, hatte neben den Schwierigkeiten, welche das Terrain darbot, auch noch die Launen Ludwig XIV. zu überwinden. Unter Anderm erzählt man, daß der König ſich der Erweiterung der Hauptalle des eigentlichen Schloßgartens (allée du tapis-vert) nach Lenostre's Planen ſo lange widerſetzte, bis dieſer, nachdem er eines Abends dem Könige eine halbe Zuſtimmung entlockt hatte, in einer Nacht die dazu nöthigen Arbeiten ſo fördern ließ, daß ſie nicht mehr rückgängig gemacht oder geändert werden konnten. Dies blieb dann gleichſam der Mittelpunkt, von welchem die übrigen Anlagen in gleich großartigem Style ausgingen. Eine ins Einzelne gehende Beſchreibung derſelben iſt hier nicht am Orte und würde ohne genaue bildliche Darſtellungen ihrem Zwecke nicht entſprechen. Als Schlußſtein der Anlagen des eigentlichen Schloßgartens kann die Orangerie betrachtet werden, welche in den Jahren 1685 und 1686 errichtet wurde.

Die zum Schloßgarten gehörigen Anlagen umfaſſen beinahe das ganze Terrain, welches den Park Ludwig XIII. gebildet hatte; dagegen wurde der ſogenannte kleine Park Ludwig XIV. bis über die Dörfer Trianon und Choiſy-aux-Boeufs ausgedehnt, während ein noch weiterer Raum, unter der Benen-

nung des großen Parkes, die Dörfer Rennemoulin, Noiſy, Bailly, Fontenay, Bois-d'Arcy, St.-Cyr, Guyancourt und Bui umſchloß. Seit der Revolution iſt jedoch die Umzäunung des großen Parkes beinahe ganz verſchwunden und der größte Theil der ehemals dazu gehörigen Ländereien veräußert worden; der Name hat daher kaum noch einen Sinn und kommt nach und nach in Vergeſſenheit. Der kleine Park dagegen beſteht noch in ſeiner urſprünglichen Ausdehnung und iſt von zwei Seiten mit dem Garten durch Baſſins verbunden, weſtlich durch den großen Kanal und ſüdlich durch ein weites Reſervoir, das man „La pièce des Suisses" genannt hat, weil es durch ein Regiment Schweizer ausgegraben wurde. Man wird namentlich durch dieſes letztere, welches man von der Terraſſe oberhalb der Orangerie aus überſieht, eben nicht angenehm an den unſäglichen Aufwand an Kräften und Mitteln .erinnert, welcher nöthig war und zum großen Theil ſelbſt erfolglos verſchwendet wurde, um das waſſerarme Verſailles mit dem erſten aller Bedürfniſſe zu verſehen und die Unzahl von Waſſerkünſten nur nothdürftig in Gang zu bringen, welche nun einmal die Laune des Monarchen und der bizarre Geſchmack der Zeit als die unerläßliche Zierde der koloſſalen Anlage verlangte.

Man darf ſich nur an die Klagen gleichzeitiger oder wenigſtens nicht viel ſpäterer Schriftſteller erin-

nern, um zu wiſſen, daß man hier vielleicht die dunkelſte Seite der Entſtehungsgeſchichte von Verſailles berührt. Man könnte glauben, daß St.-Simon, welcher gern ins Schwarze malt, übertreibe, wenn nicht die Schilderungen der gefühlvollen Frau von Sévigné [1]) und der anmuthigen Marquiſe de La Fayette [2]) ihm zum Vorbilde gedient hätten, als er ſeine grelle Zeichnung entworfen hat. „Aller Anſtrengungen ungeachtet“, heißt es bei ihm, „blieb das Waſſer aus; und dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Fontainen blieben trocken, wie ſie noch jetzt jeden Augenblick thun, ungeachtet der Fürſorge, welche für ſo viel Millionen dieſe Meere von Reſervoirs hergeſtellt und auf Sumpf und Triebſand geführt hat. Wer hätte es glauben ſollen? Dieſer Mangel wurde der Ruin der Infanterie. Madame de Maintenon war am Hofe; Louvois ſtand mit ihr in gutem Vernehmen; man lebte im Frieden, und ſo kam er auf den Gedanken, den Eurefluß zwiſchen Chartres und Maintenon abzuleiten und ganz nach Verſailles zu führen. Wer könnte das Gold und die Menſchen nennen, welche nur der Verſuch mehre Jahre lang gekoſtet hat; es ging ſogar ſo weit, daß es unter den ſchwerſten Strafen verboten war, in dem Lager, wel-

1) Im 652. Briefe.

2) Mémoires de la cour de France etc. Oeuvres. Paris 1812, Th. IV, S. 155.

ches man daſelbſt errichtet hatte und ſehr lange Zeit unterhielt, von den Kranken, noch weniger von den Todten zu ſprechen, welche die Anſtrengung, noch mehr aber die Ausdünſtung der aufgegrabenen Erdmaſſen ums Leben brachte. Wie Viele haben nicht Jahre zugebracht, ehe ſie ſich von dieſer Peſt wieder erholt haben? Wie Viele haben dabei nicht ihre Geſundheit für das ganze Leben eingebüßt? ... Der Krieg unterbrach dieſe Arbeiten im Jahre 1688; ſie ſind ſeit dieſer Zeit nie wieder aufgenommen worden, und es ſind von ihnen nur noch geſtaltloſe Ruinen übrig, welche dieſes grauſame Unternehmen verewigen [1])."

Der an ſich großartige Plan, den Euresfluß auf die Ebene von Sataury bei Verſailles zu leiten, ſcheiterte ſonach an der Tollkühnheit des Unternehmens, die man leider erſt einſah, als bereits die Arbeiten begonnen waren. Das Waſſer ſollte auf einer 2555 Toiſen langen und 218 Fuß hohen Waſſerleitung von Maintenon aus nach großen eiſernen Röhren geführt werden, welche nach der Ebene von Sataury fortlaufen ſollten, von wo aus dann die Vertheilung des zu den verſchiedenen Waſſerkünſten erfoderlichen Waſſers mit Leichtigkeit hätte bewerkſtelligt werden können. Man ließ die Sache liegen und die bereits weit vorgerückte Waſſerleitung bei Maintenon iſt

1) Mém. de St. Simon, a. a. O.

nichts als eine ungeheure Ruine geworden. Die erſte Idee eines noch kühneren Plans, dem zufolge ein Theil der Loire auf die Höhen von Sataury geführt werden ſollte, wird Colbert zugeſchrieben. Der berühmte Architekt Riquet, welcher ſich durch den Kanal von Languedoc verewigt hat, ſoll ſich anheiſchig gemacht haben, dieſen Plan für die Summe von 2,400,000 Livres auszuführen. Glücklicherweiſe ließ Colbert vor Abſchluß des Vertrags die Sache noch einmal durch die Akademie der Wiſſenſchaften einer genauen Prüfung unterwerfen und bei einem abermaligen ſtrengeren Nivelliren des Terrains ergab ſich die Unausführbarkeit des ganzen Planes [1]). Im Jahre 1690 wurde darauf eine neue Waſſerleitung angelegt, welche das Waſſer der Seine durch die Maſchine von Marly auf die Ebene von Montreuil bei Clagny bringen ſollte. Allein auch dieſer Plan führte nicht zu den erwünſchten Reſultaten und wurde daher wieder aufgegeben, noch ehe er ganz ins Werk geſetzt war.

So blieb man endlich bei Dem, was man gleich anfangs und mit Erſparung vieler Koſten hätte thun ſollen, als bei dem letzten Auskunftsmittel ſtehen. Es wurde nämlich in einem Umkreis von acht Lieues alles Waſſer, welches theils aus Quellen, theils aus

1) Mém. de Charles Perrault. Avignon 1759. 12.

Tümpeln und Teichen, vorzüglich zur Regenzeit und wenn Thauwetter eintrat, gewonnen werden konnte, in eine Menge Baſſins vereinigt, aus denen es dann durch eine Unzahl von Röhren nach mehren Hauptreſervoirs in der Nähe von Verſailles geleitet wurde. Zwei dieſer Reſervoirs befanden ſich bei der Anhöhe von Montberon, zwei andere im Hirſchpark; jene faßten zuſammen 456,192, dieſe 175,581 Tonnen (muids) Waſſer. Mit ihrer Hülfe konnten die Waſſerkünſte doch wenigſtens nothdürftig in Gang gebracht und unterhalten werden. Der Bedarf für die ſogenannten großen Waſſerkünſte, d. h. ſämmtliche mit dazu beſonders eingerichteten Gruppen verſehene Baſſins, war für die kurze Zeit von 2½ Stunden — länger ſpielten ſie nie — 35,292 Tonnen Waſſer, während zur Unterhaltung der einfachen Fontainen für die zwölf Stunden von Morgens acht Uhr bis Abends acht Uhr täglich 48,360 Tonnen gebraucht wurden (Blondel a. a. O. S. 98). Natürlich mußte man bei dieſem beträchtlichen Bedarf gleich anfangs, wie noch gegenwärtig, mit dem mühſelig herbeigeſchafften Vorrathe ſo ſparſam als möglich umgehen, und daher iſt es gekommen, daß die großen Waſſerkünſte ſchon unter Ludwig XIV. in der Regel jährlich nur drei bis vier Mal an großen Feſten und ausnahmsweiſe dann und wann bei außerordentlichen Gelegenheiten ſpielen konnten.

Dieſes ſo koſtſpielige und ſo ſchnell vorübergehende Schauſpiel würde folglich kaum einen Sinn haben und ſchwerlich gerechtfertiget werden können, wenn es nicht um der damit in Verbindung ſtehenden Gruppen willen wäre, die zum Theil in ihrer Art kleine Meiſterſtücke ſind. Ihre nähere Beſchreibung und Charakteriſtik gehört der Kunſtgeſchichte von Verſailles an, die gleichſam eine in ſich abgeſchloſſene Epoche der neueren Kunſtgeſchichte überhaupt ausmacht. Was darüber in bekannten Werken von Blondel an bis herab auf Vayſſe de Villiers, freilich noch ſehr oberflächlich und ungenügend geſagt worden iſt, wollen wir hier nicht wiederholen. Eine umfaſſendere und tiefer eingehende Kunſtgeſchichte von Verſailles würde der Gegenſtand eines eigenen und ſehr verdienſtvollen Werkes ſein, das noch zu erwarten iſt. Wir können den Kunſtfreunden vorläufig die Hoffnung machen, daß ihre Wünſche in dieſer Beziehung vielleicht nicht zu lange mehr unerfüllt bleiben werden. Herr Valéry, bekannt durch ſein gehaltvolles Werk über Italien und gegenwärtig Bibliothekar der Privatbibliothek des Königs zu Verſailles, hat, durch dieſe ſeine Stellung außerordentlich begünſtiget, die Kunſtgeſchichte von Verſailles ſchon ſeit längerer Zeit zum Zwecke ſeiner Studien gemacht und dürfte daher, nach den uns von ihm ſelbſt darüber gemachten Mittheilungen, dieſe Lücke in der

Literatur der Kunſt bald auf eine Weiſe ausfüllen, welche ſchwerlich etwas zu wünſchen übrig laſſen wird.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß während der Regierung Ludwig XIV. Verſailles auch als Ortſchaft eine ganz andere Geſtalt annahm. Da der König das Großartige ſeiner Reſidenz durch eine entſprechende Umgeſtaltung des noch unanſehnlichen Dorfs zu heben wünſchte, ſo ſuchte er den Anbau neuer Wohnungen durch beſtimmte Privilegien und vorzüglich dadurch zu befördern, daß er theils ſelbſt einige Hotels für ſeine nächſten Umgebungen aufführen ließ, theils aber auch das dazu nöthige Terrain Bauluſtigen unentgeltlich abtrat. Mehr bedurfte es nicht, um die einmal angeregte Bauluſt bald bis aufs Äußerſte zu treiben, und ſo ſtieg die Bevölkerung von Verſailles in kurzer Zeit bis auf 30,000 Seelen. Schon 1679 ließ Ludwig XIV. die Kirche der Franciskaner von der verbeſſerten Regel (Recollets) und 1684 die Hauptkirche zu Notre-Dame aufführen; 1693 wurde es zu einer eigenen königlichen Landvogtei (balliage royal) erhoben, welche die Gerichtsbarkeit über funfzehn umliegende Gemeinden erhielt; eigentliches Stadtrecht wurde ihm jedoch erſt 1713 zugeſtanden, und ſeit dieſer Zeit hat es auch erſt ſeinen eigenen Gouverneur gehabt. Im Jahre 1715, kurz vor ſeinem Tode, nahm Ludwig XIV., aus Beſorgniß, daß die Bevölkerung zu ſehr anwachſen möchte, nicht nur die

früher für den neuen Anbau ertheilten Privilegien wieder zurück, ſondern ſuchte auch der einmal einge- riſſenen Bauluſt durch gewiſſe Beſchränkungen ange- meſſene Grenzen zu ſetzen. So wurde z. B. damals verordnet, daß neue Häuſer blos mit Façaden von Ziegeln, nach Art der Façaden des alten Schloſſes Ludwig XIII., verſehen werden dürften, oder daß man ihnen wenigſtens das Anſehen ſolcher Façaden auf künſtliche Weiſe geben ſollte, daß ferner in der Haupt- allee nach Paris und in einer gewiſſen Entfernung vom Schloſſe keine Häuſer mehr aufgeführt werden ſollten u. ſ. w. Ungeachtet deſſen hat die Bevölke- rung ſeitdem fortwährend zugenommen, bis ſie in den letzten Jahren Ludwig XV. und unter Ludwig XVI. bis zum Jahre **1789** zwiſchen **80** und **100,000** Seelen geſchwankt hat.

Ludwig XIV. wußte es jedenfalls richtig zu be- urtheilen, bis zu welcher Ausdehnung eine Stadt erweitert werden dürfe, deren ganzes Daſein am Ende nur an die Exiſtenz des Hofes in ihrer Nähe ge- knüpft war; es ſtand aber nicht in ſeiner Macht, dem Laufe der Dinge über ſeine Zeit hinaus zu gebieten. Verſailles, von allem Anfange an eine Treibhauspflanze in unwirthlichem Boden, gedieh unter dem Einfluſſe der mächtig treibenden Hofluft bald zu einer unnatür- lichen Blüte, welche noch lange Zeit blenden und täu- ſchen konnte, als der böſe Saft, welcher die geſunde

und natürliche Entwickelung des Keims verhinderte, bereits das Herzblatt ergriffen hatte und ins Mark getreten war. Als dann die Blüte nicht einmal allmälig dahinwelkte, ſondern von einem einzigen Windſtoß freilich etwas unſanft abgeſtreift wurde, da hat man die Schuld auf Ludwig XIV. Haupt gehäuft und ſeinen Namen auf alle Zeiten verflucht. Wir werden es hier ebenſo wenig unternehmen, ihn in dieſer Beziehung zu rechtfertigen, als wir geneigt ſind, uns auf lange Unterſuchungen über die Haltbarkeit jener verdammenden Urtheile einzulaſſen, welche überhaupt den Gedanken und die Ausführung des Schloſſes zu Verſailles als Frankreichs Unglück brandmarken. Die Zeiten ſind vorüber, wo man mit ſolchen Argumenten der Wahrheit auf den Grund dringen zu können meinte. Verſailles hat als eine der merkwürdigſten geſchichtlichen Erſcheinungen ſeine Beſtimmung gehabt und hat dieſe, wie wir glauben, erfüllt. Die aber haben ſie nicht erkannt, die darin nichts als die Quelle des Jammers und Elends ſehen, welche Frankreich zur Zeit der Revolution getroffen haben und folglich den Stab über Ludwig XIV. brechen, weil er ein ſeiner Majeſtät entſprechendes Monument gründen wollte. Es war am Ende nichts als ein von ſeiner Monarchie unzertrennlicher Gedanke, und was er zu deſſen Verwirklichung gethan hat, mußte die Schickſale theilen, durch welche ſie ſelbſt

gerichtet wurde; Verſailles iſt mit ihr geſtiegen und gefallen und ſollte ſie, wie es ſcheint, nur überleben, um der Nachwelt ein bleibendes Denkmal vergangener Größe, vielleicht auch, wenn man will, eine große Warnung für die Zukunft zu ſein.

2) Welchen Aufwand veranlaßte die Anlage des Schloſſes und des Parkes zu Verſailles?

Eine der intereſſanteſten Fragen, welche ſich hier noch von ſelbſt darbietet, betrifft den Aufwand, welchen der Bau des Schloſſes und die Anlage des Parkes zu Verſailles Ludwig XIV. veranlaßt haben mag. Wir halten es für angemeſſen, auf ihre Beantwortung etwas näher einzugehen, da es lange Zeit an ſicheren Anhaltepunkten für ihre Löſung fehlte und folglich, anſtatt klarer Einſicht in die Sache, nur Irrthümer verbreitet waren, welche gewiſſermaßen traditionelle Unantaſtbarkeit erlangt haben und daher ſelbſt jetzt noch weit verbreitet ſein mögen.

Bekanntlich iſt ungefähr ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Meinung herrſchend geworden, daß Ludwig XIV. vorzüglich durch den ungeheuern Aufwand, welchen ſeine Bauten veranlaßt hätten, Frankreich an den Rand des Untergangs geführt habe und Verſailles wurde dann natürlich als die erſte ſeiner Sünden an die Spitze ſeines Schuldbuchs geſetzt. Voltaire hat auch hier das Verdienſt, mit ſeinem

zweideutigen Lichte die Eingänge zu dem Labyrinth von Irrthümern erleuchtet zu haben, in deſſen Dunkel man ſich ohne ſicheren Führer gar bald verlieren mußte. In ſeinem „Verſuch über Geiſt und Sitten der Völker“ nennt er Verſailles in ſeiner geiſtreichen Leichtfertigkeit ohne Weiteres „den Abgrund des Aufwandes“ (abîme de dépenses) [1]) und etwas ſpäter gibt er in den „Anekdoten über Ludwig XIV.“, welche ſich bei dem „Siècle de Louis XIV.“ befinden, die Koſten der Anlage zu Verſailles geradezu auf 500 Millionen an, welche nach dem Geldwerthe ſeiner Zeit über 900 Millionen betragen würden [2]). An nähere Beweiſe dafür wird nicht gedacht; man griff die Sache auf, wie ſie gegeben war, ſchmückte ſie aus, übertrieb ſie noch mehr und kam endlich, in Ermangelung eines beſſern Auswegs, auf die leicht erfundene Fabel, der Aufwand, welchen Verſailles veranlaßt habe, ſei ſo ungeheuer geweſen, daß Ludwig XIV. ſelbſt nicht Muth genug gehabt habe, der Nachwelt in dieſer Beziehung die Wahrheit einzugeſtehen,

1) Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, C. 176.

2) Der Calcul der Reduction iſt hier ganz verfehlt; denn wenn man ſelbſt den Mittelſtand der Mark zu Ludwig XIV. Zeit auf 32 Livres 10 Sols annähme und den jetzigen Curs zu 52 Livres als Richtſchnur gelten läßt, kommen noch nicht 800 Millionen heraus.

und daß er folglich ſämmtliche darüber ausgefertigte Anſchläge und Rechnungen entweder ſelbſt oder durch Andere dem Feuer übergeben habe. Dies iſt ſowol im vorigen als in dieſem Jahrhundert tauſend Mal geſagt, geſchrieben, gedruckt und nachgedruckt worden[1]) und wird vielleicht noch in dieſem Augenblicke gedruckt und geglaubt, während, wie wir ſogleich ſehen werden, nichts leichter iſt, als ſich vom Gegentheil zu überzeugen.

Genug, Thatſache iſt, daß es bis zur Zeit der Revolution eine allgemein herrſchende Anſicht war und daß daher Jeder für ſeine eigenen vagen Beſtimmungen freies Feld behielt; daß man dabei bald auf Extreme kam, war nur natürlich und wir dürfen

---

1) So ſchreibt z. B. ſelbſt noch Peignot, welcher ſpäter vorzüglich mit dahin gewirkt hat, dieſen Irrthum zu vernichten, in ſeinem Werke: „De la Maison royale de France", Paris 1819, S. 224: „En 1687 le château de Versailles, commencé en 1661, est terminé; les frais de construction furent si exorbitans que Louis XIV a supprimé exactement toutes les pièces et tous les mémoires qui auraient pu en faire connaître le montant." — Die Fabel vom Verbrennen der Rechnungen hat ihren Urſprung vielleicht dem Umſtande zu danken, daß Ludwig XIV. wirklich kurz vor ſeinem Tode eine Anzahl Papiere aus ſeiner Privatſchatulle ins Feuer warf.

Digitized by Google

uns mithin nicht wundern, wenn man ſchon damals zwiſchen 100 Millionen und einer Milliarde hin und her ſchwankte. Die Revolution ſelbſt war am wenigſten dazu gemacht, dergleichen Dinge aufs Reine zu bringen. Im Gegentheil ergriff man Alles mit Haſt, was die Monarchie Ludwig XIV. nur in um ſo grellerem Lichte erſcheinen ließ. Mirabeau übernahm es, in dieſer Hinſicht einen Feuerbrand in die allgemeine Gährung zu werfen, welcher ſeine Wirkung nicht verfehlte. Schon im Jahre 1789 ſchrieb er im neunten Briefe an ſeine Committenten [1]: „Der Marſchall von Bellisle konnte vor Schrecken nicht weiter, als er bei ſeiner Berechnung der in Verſailles gemachten Ausgaben bis auf 1200 Millionen gekommen war, und wagte es nicht, dieſen Abgrund in ſeiner ganzen Tiefe zu ermeſſen.“ Das wurde bald das Feldgeſchrei der eifrigſten Revolutionsmänner, und was angeblich der Marſchall von Bellisle nicht gewagt hatte, das unternahm jetzt Jeder, im Be-

---

1) Neuvième lettre à mes commettans, 1789: „Le marechal de Bellisle s'arrêta d'effroi quand il eût compté jusqu'à douze cent millions de dépenses faites à Versailles et il n'osa sonder jusqu'au fond cet abime.“ Eine Quelle dieſer leichtfertigen Äußerung iſt nicht bekannt. Bellisle war 1757 Premierminiſter Ludwig XV.

wußtſein ſeines Übermuthes, auf eigene Rechnung und nach ſeiner Weiſe.

Bis wie weit man auf dieſem Wege binnen weniger Jahre in der Ergründung des vermeinten Abgrunds gekommen war, beweiſt am beſten die Meinung Volney's, welcher in ſeinen Vorträgen über Geſchichte, welche er im Jahre 1795 in der Ecole Normale zu Paris hielt, ohne Bedenken behauptete und noch vier Jahre ſpäter drucken ließ, der Aufwand in Verſailles habe 1400 Millionen Livres Tournois, zu 16 Francs die Mark, betragen, eine Summe, welche, nach neuerem Stande des Silbers, wo die Mark auf 52 Francs geſtiegen ſei, nicht geringer als auf vier Milliarden und 600 Millionen anzuſchlagen ſei[1]). Volney war

1) Leçons d'histoire prononcées à l'Ecole Normale en l'an III (1795). Paris, Jahr VIII (1799), S. 241: „Ce sont les palais du Louvre, de Versailles, et la multitude de temples dont est surchargée la France, qui ont aggravé nos impôts et jeté le désordre dans nos finances. Si Louis XIV eût employé en chemins et en canaux les QUATRE MILLIARS SIX CENTS MILLIONS qu'a coûtés son château déjà en dégât, la France n'eut vu ni la banqueroute de Law, ni ses conséquences reproduites parmi nous." Dazu als Note: „Il existait chez l'ancien intendant des bâtiments (d'Angiviller) un volume manuscrit superbement relié, qui était le registre des frais de

bekanntlich ein zu gebildeter Mann und ein zu ernſter Gelehrter, als daß er dergleichen unglaubliche Dinge ſogleich hätte aus der Luft greifen, oder herrſchenden Vorurtheilen zu Gefallen erfinden können; er mußte wenigſtens einigermaßen eine Autorität dafür haben, und er hatte ſie in der That. Er nennt ſelbſt als ſolche ein in den Händen des ehemaligen Intendanten der königlichen Gebäude, d'Angiviller, befindliches Manuſcript, welches das Regiſter der in Verſailles ſtattgehabten Ausgaben enthalten habe, deren Totalſumme auf dem letzten Blatte, wie geſagt, mit 14 Millionen Livres Tournois namhaft gemacht worden ſei. Abgeſehen jedoch ſelbſt davon, daß Volney, unter dem Einfluſſe der allgemeinen gegen Ludwig XIV. und ſeine Werke gerichteten Stimmung, überhaupt dieſe Angaben zu leicht hingenommen hat, iſt er dabei in gewaltige Irrthümer rückſichtlich der Reduction der angegebenen Summe auf den Curs ſeiner Zeit verfallen. Denn während er von der Annahme ausgeht, daß die Mark Silber zu Ludwig XIV. Zeit zu 16 Francs ausgeprägt worden ſei, weiß man aus Leblanc's „Traité historique des monnoies de

la construction de Versailles, et dont le résumé, au dernier feuillet, était de *quatorze cents millions* de livres tournois; mais l'argent étoit à 16 francs le marc, et il est de nos jours à 52 livres."

France" genau, daß die Mark Silber von 1641 bis 1679 auf 26 Livres 10 Sols, und von 1679 bis 1690 auf 29 Livres 6 Sols 11 Deniers ſtand und 1702, gegen das Ende der Arbeiten zu Verſailles, war ſie ſchon bis auf 36 Livres geſtiegen [1]). Ein für die ganze Zeit der genannten Arbeiten gleich gültiger Satz läßt ſich folglich bei der Reduction auf den jetzigen Stand, zu 52 Francs die Mark, gar nicht annehmen, und daß die Annahme von 16 Francs grundfalſch iſt, geht überdies noch daraus hervor, daß, wie wir bereits bemerklich machten, ſchon zur Zeit, als Ludwig XIII. die Herrſchaft von Verſailles an ſich kaufte, die Mark Silbers auf 23 Livres berechnet wurde [2]).

Zu leichtfertig hat aber Volney, wahrſcheinlich aus dritter Hand, die ganze Angabe hingenommen, weil, wie ſich durch ſpätere Forſchungen ergeben hat, in dem genannten Manuſcript, auf dem letzten Blatte, anſtatt der angegebenen 1400 Millionen, nur die Summe von 153,282,827 Livres, 10 Sols und 5 Deniers zu leſen iſt; ſodaß man ſich berechtigt

1) Eckard a. a. O., S. 54.

2) Möglich iſt indeſſen auch, daß Volney hier durch einen Schreibfehler zu dieſen Irrthümern verleitet wurde; wenigſtens läge er ziemlich nahe, wenn man 26 L. als Mittelſtand der Mark Silbers annimmt.

geglaubt hat, Volney's Übertreibung aus einem eben ſo nachläſſigen als ungeſchickten Verbinden der zu den Sols gehörigen Null mit der Hauptſumme der Livres zu erklären, welche dadurch zu 1,532,828,270 Livres angewachſen wäre, wovon Volney wenigſtens etwas in Abzug bringen zu dürfen geglaubt habe und ſomit bei der runden Zahl von 1400 Millionen ſtehen geblieben ſei.

Dem ſei jedoch wie ihm wolle; gewiß iſt, daß Volney's Äußerung weſentlich dazu beigetragen hat, die Sache näherer Prüfung zu unterwerfen und auf den richtigen Weg zu leiten. Das Märchen von der Verbrennung der Rechnungen war eigentlich ſchon durch Mirabeau's Äußerung ſtillſchweigend widerlegt worden. Woher hätte denn der Marſchall Bellisle dieſe Dinge wiſſen ſollen, wenn er nicht die Rechnungen mittelbar oder unmittelbar vor Augen gehabt hätte? — Man räumte alſo wenigſtens vorläufig die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz ein. Volney's unkritiſche Behauptung erhob ſie über jeden Zweifel und ward der Grund, auf dem man weiter fußte.

Der Erſte, der den Muth hatte, Volney's Irrthümer offen anzugreifen und in dieſes Chaos etwas Ordnung und Licht zu bringen, war ein ehemaliger königlicher Architekt, Namens Guillaumot [1]), wel-

1) Geboren zu Stockholm 1730, geſtorben zu Paris 1807.

cher im Jahre 1801 eine nur 33 Seiten ſtarke Schrift uuter folgendem Titel herausgab: „Observations sur le tort que font à l'architecture les déclamations hasardées et exagérés contre les dépenses qu'occasionne la construction des monumens publics; par C. A. Guillaumot, architecte, administrateur de la manufacture nationale des Gobelins etc. etc. Paris de l'imprimerie de St.-L. Peronneau.“ Wir haben den Titel ausführlich angeführt, weil dieſe Broſchüre das Schickſal vieler ihres Gleichen gehabt hat, d. h. nach und nach verloren gegangen und jetzt eine ſo große literariſche Seltenheit geworden iſt, daß ſie nicht einmal mehr auf den öffentlichen Bibliotheken zu Paris aufzutreiben war. Glücklicherweiſe hat jedoch ſchon der Cardinal de Bauſſet, im Beſitze eines Exemplares, den guten Gedanken gehabt, in den Belegſtücken zum vierten Theile der zweiten Ausgabe ſeiner „Histoire de Fénélon“ (S. 468 – 480) die Hauptreſultate aus Guillaumot's Schrift auszuziehen [1]; was ſpäter Gabriel Peignot, welcher nach langen vergeblichen Nachforſchungen endlich auch ſo glücklich war, ein Exemplar der Schrift zu erlangen, veranlaßt hat,

1) In der erſten Ausgabe vom J. 1808, in 3 Bänden, findet ſich dieſer Auszug noch nicht. Bauſſet ſtarb im Jahre 1824.

eine genauere Analyſe derſelben ſeinen „Documens authentiques sur les dépenses de Louis XIV“, Paris 1827, 8., S. 151—174, beizufügen. Namentlich dieſe letztere Analyſe ſetzt uns in den Stand, Guillaumot's Schrift zu beurtheilen und zu benutzen.

Ihr Hauptzweck war eigentlich, wie geſagt, die irrigen Anſichten über den Aufwand, welchen Verſailles veranlaßt habe, zu berichtigen und namentlich darzuthun, daß die von Volney aufgeſtellte Behauptung alles Grundes entbehre. Die Mittel, welche der Verf. dazu hatte, waren grade der größte Theil der längſt verbrannt geglaubten Rechnungen und namentlich daſſelbe Manuſcript, auf welches ſich Volney ſtützte und das in ſeine Hände gekommen war. Er gibt S. 29 und 30 (bei Peignot S. 168) ſelbſt eine genaue Beſchreibung deſſelben, aus welcher hervorgeht, daß es ein ſchöner Folioband in rothem Maroquin mit Goldſchnitt und goldenen Verzierungen war, worauf ſich das Wappen Hardouin Manſard's befand, dem es gewidmet war. Der Verfaſſer deſſelben nennt ſich ſelbſt den Sohn eines der erſten Commis der Oberintendanz der Gebäude, gibt aber nur die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens: G. M. Guillaumot hat endlich durch wiederholte Nachforſchungen herausgebracht, daß einer der erſten Commis der Intendanz damals Marinier hieß und in ihm den Vater des Verfaſſers ſeines Manuſcripts wiedererkannt.

Die Authenticität deſſelben iſt auf dieſe Weiſe jedem Zweifel entzogen worden. Außerdem hatte Guillaumot die in der Rechnungskammer (Chambre des comptes) aufbewahrten Rechnungen vor Augen, welche jede Art der Ausgaben für die königlichen Bauten Jahr für Jahr ins Einzelne angeben, ſowie die genauen Überſichten der für das Baudepartement beſtimmten Fonds während der 27 Jahre, in welchen die Hauptbauten Ludwig XIV. unternommen und vollendet wurden.

Als Hauptreſultat ſeiner auf dieſe Documente geſtützten Unterſuchungen ſtellt Guillaumot ſogleich den Satz an die Spitze, daß die ſämmtlichen Ausgaben nicht nur für das Schloß zu Verſailles, ſondern auch für den Bau der beiden Kirchen: „Notre-Dame“ und „des Recollets“ daſelbſt, ferner der Schlöſſer von Trianon, Clagny, St.-Cyr und Marly, ſowie für die Maſchine zu Marly, die Waſſerleitung von Maintenon und die Arbeiten an dem Fluß Eure, an den Schlöſſern zu Noiſy und Moulineaux, mit Einſchluß der Spiegel, der eiſernen und bleiernen Röhren zu Verſailles und an der Maſchine zu Marly, und der Entſchädigungsgelder für abgetretenen Grund und Boden zu Verſailles und in der Umgegend, in dem Zeitraume von 27 Jahren, nämlich von 1664—1690, nicht mehr betragen haben, als hundert und ein und ſiebenzig Millionen, dreihundert und

fünf tauſend, drei hundert und achtzig Livres, zwei Sols und ſechs Deniers, und dies zwar nach dem gegenwärtigen Münzfuße zu 52 Livres auf die Mark Silbers; nimmt man dagegen als Mittelſtand für das Silber in jener Zeit 26 Livres auf die Mark an [1]), ſo kommt die ganze Summe auf 85,652,694 Livres 1 Sol 3 Deniers zurück. Die vorzüglichſten Arbeiten zu Verſailles begannen aber erſt im Jahre 1664. Die früheren Ausgaben daſelbſt waren verhältnißmäßig nur gering. Nach einem Briefe Colbert's an Ludwig XIV. vom Jahre 1663, worin ihm Jener vorwirft, daß er ſeit zwei Jahren 500,000 Thaler (écus) oder 1,500,000 Livres in Verſailles verbaut habe, laſſen ſie ſich nach jetzigem Stande des Geldes auf 3 Millionen Livres anſchlagen, und rechnet man hierzu noch 10,773,149 Livres 10 S. 4 D. für Gemälde und antike Bildwerke, für Silberarbeiten, koſtbare Stoffe zu Meubles, das Medaillencabinet, edle Steine und andere Seltenheiten, und endlich 2 Millionen für die Honorare der Baubeamten, welche während jener 27 Jahre mit der Leitung und Beaufſichtigung der Arbeiten beauftragt waren, ſo kommt im Ganzen nur etwa

1) Dies hat Guillaumot bei allen ſeinen Berechnungen als Norm angenommen, um wenigſtens eine gewiſſe Einheit für dieſelben zu gewinnen.

die Summe von 187,078,537 Livres 13 S. 2 D. nach heutigem Curs, oder von 93,539,286 L. 16 S. 7 D. nach dem Curs jener Zeit heraus. (Peignot aus Guillaumot a. a. O., S. 12—14, und S. 153 und 154.)

Zum Beweis der Richtigkeit dieſer Angabe theilt hierauf Guillaumot eine aus ſeinen Materialien gezogene Rechnung mit, in welcher der Aufwand in Verſailles und den oben dazu gezogenen Beſitzungen des Königs, Artikel für Artikel, detaillirt wird. Dieſes Actenſtück iſt jedenfalls von großem Intereſſe und wir geben daher eine genaue Überſetzung deſſelben:

Ausgaben in Verſailles und Zubehör, mit Einſchluß von Trianon, St.-Cyr, der Kirchen „Notre-Dame" und „des Recollets" zu Verſailles, des Schloſſes zu Clagny, Marly u. ſ. w. von 1664—1690.

Maurerarbeiten zu Verſailles mit Zubehör, zu Trianon, St.-Cyr und in den beiden Kirchen zu Verſailles	42,372,024 L.	8 S.	2 D.
Zimmerarbeiten . . .	5,107,376 -	2 -	10 -
Dachdeckerei	1,437,359	13 -	6 -
Bleiwerk (zum Dachdecken)	9,116,154	5 -	— -

Tiſchlerarbeiten . . .	5,332,844 L.	4 S.	— D.
Schloſſerarbeiten . . .	4,578,124 =	7 =	6 =
Glaſerarbeiten . . .	601,757 =	1 =	6 =
Spiegel	443,262 =	3 =	— =
Malerei und Vergoldung ohne den Ankauf von Gemälden	3,352,573 =	3 =	4 =
Bildhauerarbeiten ohne den Ankauf von Antiken .	5,392,140 =	13 =	6 =
Marmorwerk	10,087,004 =	11 =	4 =
Bronzen	3,753,008 =	12 =	6 =
Eiſerne und bleierne Röhren mit Einſchluß der zu der Maſchine von Marly gehörigen	4,530,229 =	11 =	4 =
Steine und Platten (carreaux) zum Pflaſtern, nebſt Mörtel . . .	2,534,929 =	6 =	— =
Gärtnerarbeit, Fontainen und Anlagen von Grotten (rocailles)	4,677,431 =	10 =	— =
Ausgrabung von Erde und Zufuhr von Thon . .	12,076,070 =	3 =	8 =
Tagelohn	2,763,403 =	12 =	4 =
Außerordentliche Ausgaben	3,598,123 =	5 =	8 =
Das Schloß zu Clagny	4,149,084 =	18 =	10 =

Die Maſchine zu Marly ohne die Röhren, die bereits erwähnt ſind . .	7,349,728 L.	17 S.	4 D.
Waſſerleitung zu Maintenon und Arbeiten am Eurefluß	17,225,990 =	2 =	— =
Das Schloß zu Marly	9,002,559 =	4 =	6 =
Entſchädigung für Grund und Boden	11,824,208 =	3 =	8 =
Ankauf von älteren Gemälden u. antiken Bildwerken	1,018,146 =	16 =	— =
Gold= und Silberſtoffe .	2,151,346 =	5 =	— =
Größere Silberarbeiten .	6,491,518 =	9 =	4 =
Kryſtalle, Agate u. ſ. w.	1,112,138 =	1 =	4 =
Honorare der Architekten	2,000,000 =	— =	— =
Aufwand, vor 1664 .	3,000,000 =	— =	— =
Geſammmtſumme	187,078,537 =	13 =	2 =
oder nach dem Geldwerthe der Zeit	93,539,268 =	16 =	7 =

Zieht man hiervon die Summen ab, welche Verſailles nicht unmittelbar betreffen, ſo bleibt für den Aufwand, welchen dieſes in der angegebenen Zeit veranlaßt haben ſoll, nur der Betrag von 121,753,816 Livres 15 S. 2 D. oder 60,876,908 L. 7 S. 7 D. nach damaligem Curs. — Ein etwas abweichendes

Reſultat gibt freilich eine zweite, ebenfalls von Guillaumet mitgetheilte Berechnung, welche den in der genannten Zeit zu Verſailles gemachten Aufwand nach den Jahren anſetzt. Wir laſſen ſie hier ebenfalls folgen (Peignot a. a. O., wo einige Rechnungsfehler des Originals berichtiget ſind):

Im Jahre 1664,	1,668,074 L.	5 S.	— D.	
—— 1665,	1,567,346 =	8 =	— =	
—— 1666,	1,053,908 =	14 =	— =	
—— 1667,	3,257,267 =	2 =	8 =	
—— 1668,	1,236,012 =	11 =	2 =	
—— 1669,	2,476,750 =	14 =	— =	
—— 1670,	3,992,905 =	4 =	8 =	
—— 1671,	6,793,191 =	5 =	— =	
—— 1672,	5,605,436 =	2 =	10 =	
—— 1673,	1,694,008 =	7 =	8 =	
—— 1674,	2,768,539 =	— =	6 =	
—— 1675,	3,867,510 =	16 =	2 =	
—— 1676,	2,696,445 =	1 =	8 =	
—— 1677,	3,257,267 =	2 =	8 =	
—— 1678,	5,245,310 =	7 =	8 =	
—— 1679,	11,334,663 =	14 =	— =	
—— 1680,	11,679,523 =	19 =	4 =	
—— 1681,	7,708,764 =	4 =	— =	
—— 1682,	8,470,246 =	17 =	2 =	
—— 1683,	7,429,144 =	11 =	10 =	
—— 1684,	11,524,184 =	5 =	4 =	

Im Jahre 1685,	22,628,563 L.	1 S.	8 D.
—— 1686,	13,116,420 =	15 =	6 =
—— 1687,	10,800,491 =	16 =	— =
—— 1688,	9,103,193 =	16 =	4 =
—— 1689,	3,420,111 =	— =	— =
—— 1690,	736,213 =	— =	2 =
Geſammtſumme	165,131,494 =	5 =	— =
oder nach dem Geldwerthe der Zeit	82,565,747 =	2 =	6 =

Dieſe Differenz von etwas mehr als 21¼ Millionen, nach altem Curs, über welche weder Guillaumot noch Peignot weitere Aufklärungen geben, dürfte ſich am beſten daraus erklären laſſen, daß bei letzterer Berechnung nach Jahren der Antheil, welcher von den beiden erſtern im Ganzen berechneten Artikeln, wie bei den Entſchädigungsgeldern, den Gemälden und Bildwerken, koſtbaren Stoffen u. ſ. w., auf Verſailles im Beſondern gekommen iſt, ſogleich mit in Anſchlag gebracht worden wäre. Um ferner das Verhältniß der Summen, welche Ludwig XIV. an Verſailles gewendet hat, zu der Geſammtausgabe für königliche Bauten in den angegebenen 27 Jahren ins rechte Licht zu ſtellen, theilt Guillaumot noch zwei andere Überſichten mit, von denen die eine den Aufwand für die übrigen öffentlichen Bauten von allgemeinerem Intereſſe detaillirt, die andere die Geſammtausgaben des

Baudepartements nach den Jahren aufzählt. Obgleich unſerem Gegenſtande etwas ferner liegend, ſcheint uns doch die Mittheilung der erſtern dieſer Überſichten hohes Intereſſe gewähren zu müſſen. Sie ſoll zugleich dazu dienen, Ludwig XIV. von dem ihm öfter gemachten Vorwurfe zu reinigen, daß er Paris zu Gunſten Verſailles vernachläſſiget habe. Ihr zufolge koſteten von 1664 bis 1690:

Der Louvre und die Tuilerien	21,217,938 L.	8 S.	10 D.
St.-Germain . . .	12,911,123 =	16 =	— =
Fontainebleau . . .	5,547,493 =	6 =	10 =
Chambord	2,451,403 =	12 =	10 =
Der Triumphbogen am Thore St.-Antoine .	1,027,511 =	16 =	2 =
Die Sternwarte . .	1,450,248 =	9 =	4 =
Das Invalidenhaus .	3,420,664 =	9 =	— =
Der Vendomeplatz, der Guß der daſelbſt errichteten Statue und das Kapuzinerkloſter . . .	4,125,398 =	18 =	8 =
Val-de-Grace . . .	740,567 =	5 =	6 =
Die Annonciaden zu Meulan	176,825 =	— =	2 =
Der Kanal von Languedoc	15,473,111 =	18 =	8 =
Die Gobelins und die Savonnerie	7,291,886 =	10 =	2 =

Die Manufacturen in den Provinzen	3,959,980 L. 18 S. — D.
Die Penſionen und Gratificationen für Gelehrte und Schriftſteller . .	3,414,297 = 6 = 8 =
Geſammtſumme	83,208,451 = 16 = 10 =[1])
Rechnet man hierzu die oben gegebene Geſammtſumme des Aufwandes in Verſailles mit Zubehör u. ſ. w., nämlich	187,078,537 = 13 = 2 =
ſo ergeben ſich	270,286,989 = 9 = — =

nach neuerem Curs, 52 Francs die Mark Silbers, als Totalſumme der ſämmtlichen Ausgaben Ludwig XIV. für ſeine Bauten vom Jahre 1664 — 1690, mit Einſchluß der Penſionen für Gelehrte und Schriftſteller.

Ein anderes Reſultat gibt freilich die zweite oben erwähnte Überſicht, deren Mittheilung wir uns hier überheben können (bei Peignot S. 22)[2]). Ihre

1) Guillaumot hat hier im Addiren einen bedeutenden Fehler gemacht, den Peignot berichtigt hat. A. a. O. S. 166.

2) Sie iſt auch vor der neuen Ausgabe des „Siècle de Louis XIV." von Voltaire, Paris 1825, Bd. XXV der ganzen Werke, S. XIV, wiederabgedruckt worden.

Totalſumme beträgt nämlich 307,575,654 L. 10 S. 10 D. nach neuem, oder — 153,787,827 L. 5 S. 5 D. nach altem Curs. Das ſich hier für die erſtere Überſicht ergebende Deficit von 37,288,665 L. — S. 10 Den. glaubt Peignot (S. 166) am füglichſten durch die Auslaſſung einiger Poſten in dieſer Rechnung erklären zu können, zumal da die von Guillaumot ſelbſt angegebene Totalſumme mit der der zweiten Überſicht genau zuſammentrifft. Auf die Beſtimmung der Ausgaben für das Schloß zu Verſailles hat dieſe Verſchiedenheit oder dieſer Irrthum natürlich keinen Einfluß; wo eigentlich der Fehler liegt, ließe ſich blos nach Einſicht der Handſchriften mit Sicherheit ſagen, die, wie wir aus Eckard wiſſen (a. a. O., S. 57), ſchwerlich mehr ſo zu finden ſein dürften, wie ſie Guillaumot benutzt hat.

Zum Schluß weiſt dieſer aus ſeinen Materialien noch nach, daß die für das Baudepartement während jener 27 Jahre beſtimmten und wirklich vorhandenen Fonds ſich auf 294,707,090 Livres belaufen haben, und daß folglich zu Ende des Jahres 1690, als die größeren Bauten abgethan waren, von der verbrauchten Summe von 307,575,654 L. 10 S. 10 D. noch ein Deficit von 12,868,564 L. 10 S. 10 D. zu decken war.

Was folgt nun aber aus dieſer ganzen Zuſammenſtellung Guillaumot's zunächſt für unſeren Zweck?

— Eben dies, daß das Schloß und die Anlagen in Verſailles, anſtatt der vier Milliarden, anſtatt der 1200 Millionen, ja ſelbſt anſtatt der 900 Millionen höchſtens nur:

165,131,494 Livres, 5 Sols — Deniers gekoſtet haben ſollen. Wir ſagen haben ſollen, weil bei aller vorgeblichen urkundlichen Genauigkeit Guillaumot's Berechnung doch nur eine approximative und unvollſtändige bleibt. Denn 1) geſteht er ſelbſt ein, (bei Peignot S. 169), daß der von ihm durchgängig angenommene Satz, wonach die Mark Silbers zu 26 Livres berechnet wird, nicht der wahre für die ganze Zeit Ludwig XIV. iſt, und daß eigentlich ihm zufolge alle Ausgaben noch um ein Neuntheil zu hoch angeſetzt ſind. 2) Hätte bei einer genauen Berechnung auch der Unterſchied der Preiſe der Materialien und des Tagelohns von jetzt und ſonſt mit in Anſchlag gebracht werden müſſen; es läßt ſich in dieſer Beziehung kaum mehr nachkommen; allein man dürfte wol annehmen, daß ſie gegenwärtig wenigſtens ums Doppelte höher ſtehen. 3) Sind dabei weder die Ausgaben vor 1664, noch die nach 1690 mit in Anſchlag gebracht, ſodaß z. B. der ganze Aufwand für die Kapelle, welche grade erſt 1699 begonnen und 1710 vollendet wurde, noch zu berechnen wäre. Gleichwol behält Guillaumot's Annahme als Wahrſcheinlichkeitsrechnung — und mehr ſoll man in dergleichen

Dingen nicht erwarten — entſchiedenen Werth, zumal da einige ſeiner Angaben noch anderweitige überraſchende Beſtätigung erhalten haben. So erzählt z. B. Gobert in ſeinem „Traité pour la pratique de forces mouvantes" (Paris 1702, 4.), daß er, als Intendant der Gebäude Ludwig XIV., mit der Abſchätzung der Ländereien, Wälder und Wieſen beauftragt worden, welche zum Bau von Verſailles nöthig geweſen wären, und daß dazu eine Summe von mehr als 5,000,000 L. erfoderlich geweſen ſei; Guillaumot fand in ſeinen Rechnungen wirklich 5,912,104 L. 1 S. 10 Den. als Entſchädigungsgelder verzeichnet, die er nach neuerem Curs mit 11,824,208 L. 3 S. 8 D. angeſetzt hat. Auf ähnliche Weiſe trifft der Anſatz für den Kanal von Languedoc genau mit dem zuſammen, welchen bereits die „Encyklopädie" unter dem Artikel „Kanal" gegeben hat, und ſelbſt der Geſammtaufwand für Verſailles wird ſchon von der „Encyklopädie" Artikel „Verſailles" nicht höher angegeben als auf 160 Millionen.

Sonach wäre Guillaumot's Unterſuchung wol geeignet geweſen, den alten Fabeln und Märchen über die in Verſailles verbaueten Goldberge ein Ende zu machen; allein dazu war die Zeit eben nicht günſtig; man wollte über dieſe Dinge im Jahre 1801 eines Beſſeren noch nicht belehrt ſein; das Schriftchen ging ſpurlos vorüber, und Ludwig XIV. mußte ſich nach wie vor am Auto=da=fe ſeiner eigenen finanziellen

Sünden ergötzen. Erſt ſechsundzwanzig Jahre ſpäter iſt durch P e i g n o t die Frage wiederaufgenommen worden und Guillaumot eigentlich zu Ehren gekommen. Im Jahre 1827 nämlich erſchien:

Documens authentiques et détails curieux sur les dépenses de Louis XIV., en bâtimens, châteaux royaux (particulièrement Versailles), en gratifications et pensions accordées aux savans, gens de lettres et artistes, depuis 1663; en établissemens, monnmens etc. etc. d'après un manuscrit du temps de Colbert récemment découvert à Dijon, et entièrement conforme aux anciens états et mémoires originaux, relatifs à ces dépenses, déposés aux archives du gouvernement, et dont on donne les résultats etc. etc. Par G a b r i e l P e i g n o t. Paris 1827. 8. 174 Seiten.

Der Verfaſſer wurde, wie es im Titel angedeutet wird, zur Herausgabe dieſes Werkchens, welches übrigens nur in wenigen Exemplaren vorhanden iſt und folglich auch zu den Seltenheiten gehört, durch den glücklichen Fund einer Handſchrift veranlaßt, welche ihm der Zufall im Jahre 1819 zu Dijon in die Hände führte. Sie beſteht aus drei Großoctavbänden in Maroquin mit vielen Lilien auf dem Rücken und den Deckeln und der Aufſchrift: „BASTIMENS DU ROY", von denen jeder ein Jahr der Ausgaben ent-

Digitized by Google

hält, welche Ludwig XIV. an ſeinen Bauten und auf Veranlaſſung einiger andern Dinge, als namentlich Unterſtützung des Handels, Penſionen und Gratificationen verdienter Gelehrten u. ſ. w. gemacht hat; es ſind die Jahre 1664, 1665 und 1666, und die Schrift ſcheint ihre gleichzeitige Abfaſſung zu beweiſen [1]). Sie enthält ſonach eine Menge der intereſſanteſten Details, welche Peignot in der genanten Schrift auszugsweiſe mitgetheilt hat. Wir geben aus dieſer, was ſich auf Verſailles bezieht, in möglichſter Kürze. Wir ſchicken nur noch die Bemerkung voraus, daß, zufolge dieſer Handſchrift, in jener Zeit die Verwaltung ſämmtlicher Unterſtützungsfonds für Handel, Fabriken, Künſte und Wiſſenſchaften mit zu dem Baudepartement geſchlagen geweſen zu ſein ſcheint. Denn die hierzu ausgeworfenen Summen werden immer mit unter der „recepte faicte pour les bastimens" aufgeführt, und auch am Ende der Ausgaben wird Alles wieder unter der allgemeinen Rubrik: „Abrégé des dépenses des bastimens" zuſammengefaßt.

Eine kritiſche Analyſe von Guillaumot's Bemerkungen füllt die erſten 24 Seiten in Peignot's Schrift. Dann folgt die Berechnung der Einnahme und Aus-

1) Peignot vermuthet (S. 9), daß ſie Eigenthum eines Intendanten der Gebäude zu Colbert's Zeit geweſen ſei, und daß ſich vielleicht noch 24 ähnliche Bände über die Jahre 1667 — 1690 irgendwo vorfinden würden.

gabe des Baudepartements für 1664. Die von Seiten des commis à l'exercice de la charge de trésorier de l'espargne, Eſtienne Jehannot, Sieur de Bartillat, am 12. Januar 1664 an das Bauamt ausgezahlten und für die königlichen Bauten im engeren Sinne (Louvre, Vincennes, Fontainebleau, St.-Germain und Verſailles) beſtimmten Fonds betragen nur 1,600,000 Livres, während die Geſammteinnahme dieſes Departements, welches, wie geſagt, die Ausgaben für Handel, Fabriken, Künſte und Wiſſenſchaften mit zu beſtreiten hatte, für das genannte Jahr auf 3,243,041 L. 1 S. 3 D. ſteigt. Im Jahre 1655 ſind jene Fonds auf 2 Millionen erhöhet und die ganze Einnahme iſt nur um Weniges geſtiegen, nämlich bis auf 3,270,703 L. 19 S. 8 D. Für das Jahr 1666 endlich hat Peignot nur die Geſammteinnahme mit 2,867,741 L. 5 S. 9 D. angegeben. Die Ausgaben zu Verſailles ſind dagegen für alle drei Jahre folgendermaßen angeſetzt (S. 30, 77 und 114):

	1664.			1665.			1666.		
	L.	S.	D.	L.	S.	D.	L.	S.	D.
Maurerarbeit . . .	336,331	—	—	200,965	3	—	117,960	—	—
Zimmerarbeit . . .	8,000	—	—	11,190	17	6	82	—	—
Dachdeckerei mit Bleiwerk	120,561	13	6	123,790	—	—	65,962	—	—
Tiſchlerarbeit . .	37,082	11	—	23,475	—	—	3,514	—	—
Malerei, Bildhauerarbeit, Verzierungen und Schloſſerarbeit . .	85,513	13	—	111,599	19	—	44,415	11	—
Glaſerarbeit . . .	2,076	—	—	4,871	18	—	1,900	—	—
Gärtnerarbeit, Menagerie, Ausgrabung und Transport von Erde	152,073	7	—	90,063	3	—	30,426	16	8
Ankauf von Grund und Boden	42,261	8	3	—	—	—	—	—	—
Pflaſter	—	—	—	19,700	—	—	22,600	—	—
Außerordentliche Ausgaben	—	—	—	—	—	—	4,598	2	6
Summe:	776,899	2	9	585,656	—	6	291,458	10	2

So wäre alſo die Geſammtausgabe für dieſe drei Jahre in Verſailles geweſen: 1,654,013 L. 13 S. 5 D., natürlich nach dem Curs der damaligen Zeit. Es fragt ſich nun, ob und inwiefern dieſe Angabe mit Guillaumot's Anſätzen übereinſtimmt. In der zweiten oben mitgetheilten Berechnung der Ausgaben in Verſailles nach Jahren beträgt der Geſammtaufwand der drei genannten Jahre, d. h. nach Guillaumot's Reducirung auf den heutigen Curs: 4,289,329 L. 7 S.; bringen wir dagegen die von Peignot gegebene Summe auf denſelben Curs zurück, ſo erhalten wir nur 3,308,026 L. 6 S. 10 D., und es fehlen folglich 981,303 L. — Dieſer Unterſchied läßt ſich jedoch leicht daraus erklären, daß in den Rechnungen Guillaumot's einige Ausgaben gleich mit in Anſchlag gebracht ſind, welche in denen Peignot's noch beſonders erwähnt werden, obgleich ſie mit durch die Bauten in Verſailles veranlaßt wurden, wie namentlich die Honorare der obern Baubeamten, Bauaufſeher (officiers des bastimens) und ſelbſt einzelner Künſtler, welche in Peignot's Rechnungen in der That beſonders angeſetzt ſind. Für 1664 beträgt z. B. ein ſolcher Poſten noch 107,802 L. 2 S., für 1665 einer 154,841 L. 3 S. 6 D. und ein anderer 97,551 L. 2 S. 6 D., und endlich für 1666 einer 219,572 L., neben welchem noch 4000 L. als außerordentliches Honorar Lenostre's genannt werden (S. 57, 99, 100,

119, 120). Einiges dürfte dabei wol auch auf das Mangelhafte von Guillaumot's Calcul zu ſchieben ſein, ſodaß man um ſo mehr eine ungefähre Uebereinſtimmung anzunehmen berechtiget iſt, da dieſe bei der beiderſeitigen Berechnung der Geſammtausgaben des Baudepartements für dieſe drei Jahre wirklich auf das Überraſchendſte ſtattfindet. (Vergl. S. 69, 109, 141.) Folglich darf man Peignot's neuere Angaben wol als eine Beſtätigung der Reſultate Guillaumot's gelten laſſen, welche übrigens die von dem Erſteren noch vor der eigenen Einſicht in des Letztern Schrift geäußerte Meinung, daß Verſailles im Ganzen nur zwiſchen 60 und 70 Millionen nach altem Curs gekoſtet habe (S. 5), von ſelbſt aufheben.

Die neueſten Verſuche, die Frage über den Aufwand zu Verſailles mit Beſtimmtheit zu beantworten und die allerdings noch obwaltenden Zweifel und Mängel in den Berechnungen Guillaumot's zu beſeitigen, hat Vayſſe de Villiers in ſeinem „Tableau descriptif, historique et pittoresque de la ville, du château et du parc de Versailles etc. (Paris 1828, 2. Ausg.), S. 254—274, gemacht. Um dabei ſo ſicher als möglich zu Werke zu gehen, hat er zunächſt nach den Quellen Guillaumot's geforſcht, allein weder das von dieſem genau angegebene Manuſcript, noch auch die übrigen Rechnungen wiedergefunden, welche jener nur vag andeutet. Alle

Nachforſchungen in den Archiven der Krone, auf der königlichen Bibliothek und in den Privatbibliotheken des Königs zu Paris und in Verſailles [1]) ſind gleich erfolglos geblieben. Dagegen hat er angeblich aus den Händen des damaligen (1827) königlichen Architekten und Directors der Waſſerkünſte zu Verſailles, Janſon mit Namen, eine ziemlich detaillirte Berechnung des Aufwandes in Verſailles erhalten, welche bis zum Jahre 1702 geht und dann die Koſten der Kapelle noch beſonders berechnet. Wir laſſen ſie hier noch folgen, machen aber zugleich darauf aufmerkſam, daß der Verf., nach ſeinem eigenen Eingeſtändniſſe, die Originale nicht zu Geſicht bekommen hat. Janſon behauptete, ſie ſeien aus einem rothgebundenen Regiſter im Archive der Krone gezogen; allein ein ſolches hat ſich auf des Verfaſſers ausdrückliches Nachfragen daſelbſt nicht mehr gefunden.

Aufwand des Schloßbaues zu Verſailles bis zum Jahre 1702 (a. a. O. S. 260).

Ankauf von Grund und Boden	5,912,104 L.	1 S.
Aufgraben und Zufuhr von Erde	6,038,035 =	1 =

1) Was die letztere betrifft, ſo hatte ich ſelbſt Gelegenheit, mich durch die Gefälligkeit des jetzigen Bibliothekars des Königs zu Verſailles, des Herrn Vaélry, Verf. der ſchätzbaren „Voyages historiques et littéraires en Italie", zu überzeugen, daß nichts vorhanden iſt, was der Sache dienen könnte.

Maurerarbeit	21,186,012 L.	4 S.
Zimmerarbeit	2,553,638 =	1 =
Dachdeckerei	718,679 =	16 =
Bleiwerk	4,558,077 =	2 =
Tiſchlerarbeit	2,666,422 =	2 =
Schloſſerarbeit	2,289,062 =	3 =
Glaſerarbeit	300,878 =	10 =
Spiegel	221,631 =	1 =
Malerei und Vergoldung .	1,676,286 =	11 =
Bildhauerarbeit	2,696,070 =	6 =
Marmorwerk	5,043,502 =	5 =
Bronzen und Kupferarbeiten	1,876,504 =	6 =
Eiſenguß zu Röhren . . .	2,265,114 =	15 =
Pflaſter und Steinplatten, nebſt Mörtel	1,267,404 =	13 =
Gärtnerarbeit, Fontainen und Grottenwerke	1,338,715 =	15 =
Gemälde und Bildwerke . .	6,517,100 =	5 =
Außerordentliche Ausgaben .	1,799,061 =	12 =
Tagelohn	1,381,701 =	16 =
Maſchine zu Marly . . .	3,674,864 =	8 =
Arbeiten am Eurefluß und zu Maintenon	8,612,995 =	1 =
Das Schloß zu Clagny . .	2,074,864 =	8 =
Summe:	86,668,726 =	2 =

Koſten der Kapelle zu Verſailles von 1699 bis 1710.

Maurerarbeiten	818,119 L.	6 S.
Zimmerarbeiten	690,004 =	14 =
Dachdeckerei	8,756 =	14 =
Bleiwerk	20,519 =	10 =
Schloſſerarbeiten und Eiſenwerk	129,879 =	— =
Glaſerarbeiten	2,535 =	— =
Tiſchlerarbeiten	49,786 =	16 =
Marmorwerk	119,520 =	19 =
Glasmalerei	17,538 =	13 =
Spiegel	25,578 =	7 =
Malerei	118,649 =	1 =
Lakiren und grobe Malerei .	1,027 =	12 =
Holz=, Blei= und Bronzevergoldung	105,246 =	13 =
Befeſtigen ſämmtlicher Goldbronzen	14,777 =	3 =
Kupfer= und Gußwerk . . .	565 =	— =
Sculpturen in Stein, Blei, Bronze und Holz	861,975 =	4 =
Beſondere und kleinere Ausgaben	59,343 =	4 =
Blei aus dem Magazin des Königs	81,200 =	15 =
Marmor eben daher . . .	79,820 =	16 =
Teppiche	30,517 =	12 =
Die Betſtühle	27,000 =	— =
Summe:	3,260,341 =	19 =

Rechnet man hierzu die obigen	86,668,726 L. 2 S.
ſo beträgt der Geſammtaufwand	
zu Verſailles	89,920,068 = 1 =

d. h. nach dem Geldwerthe der Zeit Ludwig XIV.

Außerdem theilt Vayſſe de Villiers noch zwei allgemeine, wenig verbürgte Abſchätzungen mit, von denen die eine, entnommen aus der Vorrede eines Gedichtes über Verſailles, welches ein Herr von Monicart zwiſchen 1710 und 1714 verfaßt und 1720 bekannt gemacht hat, bis über 300 Millionen ſteigt, während die andere, angeblich aus handſchriftlichen Documenten im Beſitze des Concierge des Schloſſes zu Verſailles, Herrn von Boucheman, entlehnt, bei 150 Millionen ſtehen bleibt. Wollte man aber auch nach dieſen Angaben eine gewiſſe Mittelſumme für ſämmtliche Koſten des Schloſſes und der übrigen Anlagen zu Verſailles geltend machen, ſo dürfte ſie in keinem Falle über 200 Millionen, nach dem Geldwerthe jener Zeit, oder 400 Millionen nach dem der Gegenwart ſteigen. Allein ſicherer bleibt es immer, ſich an die poſitiveren Reſultate Guillaumot's noch Vayſſe de Villiers' zu halten, deren ſcheinbare Verſchiedenheit bei näherer Prüfung ſo ziemlich verſchwindet. Wir wollen ſie einander gegenüberſtellen, nach ehemaligem und heutigem Curs:

Guillaumot für 27 Jahre.	Vaiſſe de Villiers für die ganze Zeit:
82,565,747 L. 2 S. 6 D.	89,929,068 L. 1 S. alt. Curs.
165,131,494 = 5 = — =	179,858,136 = 2 = neuer =

Vayſſe de Villiers hat folglich einen Überſchuß von 7,363,320 L. 18 S. nach ehemaligem, oder von 14,726,641 L. 17 S. nach jetzigem Curs, welcher ſich mehr als hinlänglich aus den dabei mit in Anſchlag gebrachten Koſten der Kapelle und dem Aufwande der nach 1690 noch fortdauernden kleineren Bauten im Schloſſe erklären laſſen dürfte. Für ihre Übereinſtimmung, die am Ende nur aus der Benutzung derſelben Quellen erklärlich wird, ſpricht aber vorzüglich die völlige Gleichheit einzelner Punkte in ihren Rechnungen. Gobert hatte z. B. bereits 1702 bemerkt, daß für die an Ludwig XIV. zu Vollendung ſeiner Anlagen in Verſailles abgetretenen Ländereien mehr als 5 Millionen Livres Entſchädigungsgelder gezahlt worden ſeien; Guillaumot fand in ſeinen Documenten wirklich die Summe von 5,912,104 L. 1 S. 10 D. hiefür angeſetzt, die er mit 11,824,208 L. 3 S. 8 D. in ſeine Berechnung aufgenommen hat, und Vayſſe de Villiers ſchlägt denſelben Poſten nicht höher und nicht geringer an als auf 5,912,104 L. 1 S.

Ich glaube daher, daß man ſich zunächſt bei dieſen Reſultaten völlig beruhigen kann, zumal da, nach

den zuletzt noch von Eckard mitgetheilten Bemerkungen (a. a. O. S. 58 fg.), an der Authenticität der dabei benutzten Quellen kaum mehr gezweifelt werden kann. Denn ihm zufolge findet ſich noch eine vollſtändige Sammlung aller Rechnungen des Baudepartements, vom Jahre 1668 an bis über die Regierungszeit Ludwig XIV. hinaus, in den Archiven der Krone, aus denen der Aufwand in Verſailles leicht ermittelt werden könnte. Vielleicht gehören die drei früheren Jahrgänge, welche Peignot beſaß, zu derſelben Sammlung; und ſo hat es allerdings ſehr viel Wahrſcheinliches für ſich, wenn Eckard meint, die von Janſon an Bayſſe de Villiers mitgetheilte Berechnung ſei keine andere, als die, welche für Ludwig XIV. aus den von ihm ſelbſt bereits vorher geprüften Detailrechnungen ausgezogen wurde, als er den Geſammtaufwand ſeiner Anlagen zu Verſailles in der Kürze zu überſehen wünſchte.

Nehmen wir alſo als am meiſten urkundlich bewährte Summe des Aufwandes in Verſailles etwa 90,000,000 Livres an, ſo ſchwinden Volney's vier Milliarden bis auf 180,000,000 des heutigen Geldwerthes zuſammen, und die Quelle des finanziellen Unheils, welches Ludwig XIV. Regierung über Frankreich gebracht hat, dürfte wol am wenigſten vorzugsweiſe in Verſailles zu ſuchen ſein. Man hat berechnet, und ein Grund, an Übertreibungen zu denken,

iſt hier nicht vorhanden, daß allein die beiden Kriege, welche durch die Friedensſchlüſſe zu Ryswik und Utrecht beendiget wurden, mehr als 3 Milliarden und 865,000 Livres gekoſtet haben [1]). Wer in dieſen Dingen alſo etwas klarer ſehen will, der laſſe ſich nicht mehr von der noch zum Theil fortlebenden Pracht des ſtolzen Königsbaues zu Verſailles blenden, ſondern richte vor Allem den Blick einmal nach Holland in die deutſchen Rheinländer und über die Pyrenäen. Freilich gehört etwas Phantaſie dazu, wenn man ſich eine richtige Vorſtellung davon machen will, wie es damals in jenen Gegenden ausgeſehen hat. Denn glücklicherweiſe waren die koſtbaren Elemente, welche Ludwig XIV. dort ſeinem Andenken zu ſtiften wähnte, von vorübergehenderer Natur als das Schloß zu Verſailles. Es waren die Mauſoleen ſeines Ruhms, die die Zeit vernichtet hat bis auf die letzten Spuren ihrer bluttriefenden Fundamente. Wir wollen bei ihnen nicht weilen, ſondern zurückkehren zu den Räumen, in welchen dieſer Monarch ein Denkmal hinterlaſſen hat, das ihn und ſeinen Ruhm überleben ſollte, um von ihm Zeugniß zu geben für alle kommenden Zeiten.

---

1) De l'esprit d'association par M. le comte Alex. de la Borde, bei Lemontey Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV, Paris 1818, S. 426.

3) Ludwig XIV. und ſein Hof zu Verſailles.

Verſailles, obgleich gegenwärtig verſtummt und ohne Leben, iſt gleichwol der ſprechendſte Zeuge über das wunderbare Treiben, welches ſich in ſeinem Innern regte und ſeine eigene reiche Geſchichte hat. Sie iſt nur zu reich und zu umfaſſend, als daß wir daran denken könnten, ſie hier in einem kleinen Raume zuſammenzudrängen; ſie reihet ſich an das Leben dreier Könige und ein Jahrhundert der merkwürdigſten Schickſale eines großen Volkes. Wir wollen nicht einmal den Verſuch machen, die Erinnerungen, welche die europäiſche Politik an das Schloß von Verſailles knüpft, in einer leicht entworfenen Skizze zu vergegenwärtigen; er würde eitel und im beſten Falle ungenügend bleiben. Verſailles gehört ja in dieſer Beziehung dem großen Ganzen der Weltgeſchichte an, und ſein bedeutungsvoller Name verliert ſich am Ende doch in den weiten Jahrbüchern, worin Staaten und Völker ihre Namen und Geſchicke aufgezeichnet haben. Wir wollen hier die engern Kreiſe nicht überſchreiten, in welchen ſich die dem Schloſſe zu Verſailles eigenthümlich zugehörige Geſchichte fortbewegt. Fortbewegt ſagen wir, weil man vielleicht meinen könnte, die lebloſe Einförmigkeit des Hoflebens, eingezwängt in die engen Mauern eines Königsſchloſſes und die gebieteriſchen Formen des Ceremoniels, gehöre nicht

ins Reich der Bewegung, in welchem die Menſchheit die Epochen ihrer Geſchichte ausmißt. Und dennoch war der Hof Ludwig XIV. zu Verſailles eine ſo eigenthümliche und neue Erſcheinung, daß er an ſich ſelbſt eine Epoche, wir wollen nicht ſagen, bildet, aber doch gewiß charakteriſirt. Er hat ebenſo wenig ſein Vorbild an dem ritterlichen Hoflager des guten Heinrich IV. oder dem einfachen Hausweſen des ſchwachen Ludwig XIII. gehabt, als ihm das zügelloſe Leben am Hofe Ludwig XV. oder die ſtrengere Sitte in den Gemächern Ludwig XVI. vergleichbar wäre. Vielleicht gelingt es uns, mit wenigen Zügen eine entſprechende Charakteriſtik ſeines Weſens und ein treffendes Bild ſeiner äußern Erſcheinung zu entwerfen. Es ſoll ein Miniaturgemälde in möglichſt kleinem Rahmen ſein, deſſen Ausführung in größerem Maßſtabe den weiteren Studien und, wenn man will, der eigenen Phantaſie des Beſchauers überlaſſen bleibt.

Die Ausbildung und Umgeſtaltung des Hoflebens unter Ludwig XIV. hängt, wie wir glauben, mit der Entſtehung des Schloſſes zu Verſailles ſo innig zuſammen, daß ſie ſich auf denſelben Urſprung, wir möchten ſagen, auf einen Gedanken zurückführen laſſen, welcher im Geiſte Ludwig XIV. zum Ideale emporreifte. Dieſes Ideal beſtand eben darin, der durch Parteikämpfe und Bürgerkriege erſchütterten und noch bedroheten Monarchie eine feſte Grundlage und einen

unabhängigen, ſelbſtändigen Charakter zu geben, welcher ſie über die Launen des Zufalls und den Wankelmuth der Volksgunſt erheben und für die Zukunft gegen die Eingriffe herrſchſüchtiger Gewalten im Staate ſicherſtellen ſollte. Das alte Gebäude des Feudalismus war abgebrochen und ſeine letzten Trümmer waren ebenſo ſchwache Stützen des Thrones, als ſchlechte Werkſtücke zum neuen Aufbau des Staatsgebäudes. Es wollte aus friſchen Elementen aufgeführt ſein, die ſchon an ſich des Werkes Halt und Dauer verbürgen ſollten. Ludwig XIV. glaubte ſie in der unumſchränkten und unabhängigen Gewalt, in der Erhebung und dem Glanze des Königthums zu finden; es ſollte fortan außer dem Willen des Monarchen kein Geſetz, und außer der Herrſchaft des Verhängniſſes über menſchliche Ohnmacht keine Grenze ſeines Waltens anerkennen; ungebeugt von den Mächten dieſer Welt, ſollte ſich das gekrönte Haupt nur noch vor der einen Macht, die die Welt beherrſcht, demüthig in den Staub niederlegen. Man hat behauptet, Ludwig XIV. habe an göttliche Abkunft der Könige nicht blos in metaphyſiſchem Sinne geglaubt. Der Gedanke wäre kühn, aber nicht unmöglich, und würde, in der Kraft und mit der Wärme der Jugend erfaßt, Manches erklären, wenn er Ludwig XIV. durch die Wechſelfälle ſeines langes Lebens nicht verlaſſen haben ſollte. Er macht das Ziel, das er ſich vorgeſteckt hatte, begreif-

licher und rechtfertiget gewiſſermaßen die Wahl der Mittel, deren er ſich, bei der Stärke ſeines Charakters und der Klugheit ſeines Verſtandes, zu ihrer Erreichung bedient hat. Nicht das geringſte dieſer Mittel war der äußere Glanz, womit er im Sitze ſeiner Macht das Königthum, den Hof und ſeine Perſönlichkeit zu umgeben wußte. Der Hof Ludwig XIV. zu Verſailles iſt auf gewiſſe Zeiten der Typus und das Muſter für die äußere Darſtellung königlicher Majeſtät geblieben, ſowie ſeine Paläſte und Gärten lange Zeit die nur ſelten erreichten, aber unübertroffenen Vorbilder fürſtlicher Wohnungen und Anlagen waren; er hat, wie dieſe, ſeine Perioden des Werdens, der Blüte und des Verfalls gehabt.

Wir wollen verſuchen, dies in einer kurzen geſchichtlichen Skizze darzuthun. Um ſie auf paſſendem Grunde aufzutragen, müßten wir zunächſt jene von den Höhen ihrer Macht herabgeſunkene Geiſtlichkeit ſchildern, deren glänzendſte Hoffnungen ſich auf die Allgewalt des Thrones ſtützten; wir müßten ferner erzählen, wie der Adel, deſſen Kraft und Stolz durch ewige Fehden längſt gebrochen war, bis zur Nothwendigkeit der Unterwerfung gelangte, und folglich die Unumſchränktheit des königlichen Willens als ſein Geſetz, ja als das ſicherſte Mittel zu abermaliger Erhebung betrachtete; dann ſollten wir ihm eine in ihrem Übermuthe und ihren Anmaßungen gedemüthigte Magiſtratur

an die Seite ſtellen, welche, in ſich ſelbſt zerfallen, den Zorn des Herrſchers fürchtete, und endlich von einem Volke ſprechen, welches über der Bewunderung der impoſanten Pracht, womit ſein König den Thron umgab, den beſten Theil ſeiner Rechte zu verſchmerzen vermochte und ſein eigenes Elend weniger fühlte. Auf ſolchem Grunde, unter ſolchen Elementen tritt die wahrhaft königliche Geſtalt Ludwig XIV. in doppelt vortheilhaftem Lichte hervor. Sein ſchöner Wuchs, ſeine edeln Züge, ſeine würdige Haltung, die Majeſtät ſeines ganzen Weſens, von der man behauptet hat, daß ſie allein hingereicht haben würde, dem Königthume den Titel der Majeſtät zu ſichern, waren äußere Vorzüge, die ihm zum Herrſcher ſtempelten, während die Natur ſeinen Geiſt mit Eigenſchaften ausgerüſtet hatte, welche ganz dazu gemacht waren, jene Vorzüge geltend zu machen und die Majeſtät des Thrones aufrecht zu erhalten.

Wäre hier der Ort, pragmatiſch zu entwickeln, wie Ludwig XIV. ſich ſelbſt von der niedrigen Stufe, auf welcher die Herrſchſucht ſeiner Mutter und der Ehrgeiz des Cardinals Mazarin ihn zu feſſeln ſuchten, bis zu der Höhe erhob, auf welcher wir ihn in den Appartements von Verſailles finden, ſo müßten wir bis auf die ſtürmiſchen Jahre ſeiner Kindheit zurückgehen und ihn in den Salons der Gräfin von Soiſſons aufſuchen, welche, ſelbſt noch nach dem Tode

ihres Onkels, des Cardinals Mazarin, als Oberhofmeiſterin der Königin in den Tuilerien den Hof um ſich verſammelte und ſelbſt den König beherrſchen wollte. Man hat bemerkt, daß dies eigentlich die Schule war, in welcher der König ſeinen Geiſt, ſeinen Charakter, ſelbſt ſeine Sitten bildete. In dieſem glänzenden Strudel nahm, wie ſich St.-Simon ausdrückt, Ludwig XIV. den herablaſſenden Ton und den Hang zur Galanterie an, welcher ihn nie verlaſſen hat und den er ſo gut mit dem feinen Anſtande und der Majeſtät ſeines Weſens zu verbinden wußte; während er auf der andern Seite in derſelben Schule in Intriguen und kleine Abenteuer verwickelt wurde, aus denen er jene unwiderſtehliche Abneigung gegen Alles mit hinwegnahm, was ſich durch Geiſt, Geſinnung und Bildung hervorthat und folglich ihn ſelbſt zu verdunkeln drohete. Er war hiergegen um ſo empfindlicher, je mehr ihm auf dieſe Weiſe die Vernachläſſigung ſeiner Jugendbildung, vielleicht auch eine gewiſſe Beſchränktheit ſeines Geiſtes zu Gemüthe geführt wurde. Was ihm in dieſer Beziehung die Natur und die Ungunſt der Verhältniſſe verſagt hatte, mußte durch die Kunſt des Herrſchens erſetzt werden, die er am Hofe ſeiner Mutter erlernt hatte und zu jenem vollſtändigen Syſteme ausbildete, welches die Richtſchnur ſeines Handelns geblieben iſt. Die Grundlage und der Kern dieſes Syſtems war bekanntlich in den

drei Worten gegeben, welche Ludwig XIV. ſelbſt in einem glücklichen Augenblicke ſo leicht hinwarf, ohne noch zu wiſſen, welche Bürde er ſich dadurch auferlegte. Der Grundſatz: „L'état c'est moi" machte das Königthum zu einer Laſt, der keine menſchliche Kraft gewachſen war, und unterwarf den Staat ſelbſt den Schwächen und Hinfälligkeiten der menſchlichen Natur [1]). Er macht die Licht- und Schattenſeiten der Regierung Ludwig XIV., ſeiner äußern und innern Politik und ſeines Hofes erklärlich. Der letztere war eigentlich der Schlußſtein, man könnte vielleicht ſagen, der Repräſentant des ganzen Syſtems dieſes blendenden Despotismus.

Eine ſeinen Idealen entſprechende Organiſation des Hofſtaates beſchäftigte Ludwig XIV. wahrſcheinlich vor Allem, als er einmal erklärt hatte, er wolle ſelbſt regieren. So wie er den Begriff des Staates in ſeine eigene Perſönlichkeit aufgelöſt hatte, ſo ſollten auch ſeine Umgebungen nur die Creaturen und die Werkzeuge ſeines unabhängigen Willens ſein. Wollte er auf der einen Seite durch ſie ſich ſelbſt erheben, ſo ſah er auf der andern in ihnen das ſicherſte Mittel, ſeine Herrſchaft über die weiteren Kreiſe des ganzen Volks auszudehnen; und von den beiden großen Triebfedern ſeiner Politik, Furcht und Bewunderung,

1) Lémontey a. a. O., S. 404.

galt es, hierfür vorzugsweiſe die letztere mit Geſchicklichkeit in Bewegung zu ſetzen.

Wir haben oben kurz angedeutet, was Ludwig XIV. bewog, ſein Hoflager aus Paris zu entfernen. Er wählte zunächſt St.-Germain, weil er hier mehr Sicherheit, Ruhe und Unabhängigkeit zu finden hoffte. Kaum war er jedoch in dieſer Beziehung befriedigt, als ſich neue Bedürfniſſe fühlbar machten. Das Hofweſen der Königin-Mutter erſchien ihm zu kleinlich, zu beſchränkt, nicht impoſant genug; es mußte erweitert, zweckmäßiger und vor Allem glänzender eingerichtet werden. Nichts war leichter als dies. Das einſame St.-Germain ward in kurzer Zeit der Sammelplatz des ganzen höheren Adels, welchen Ludwig XIV. durch die Pracht ſeiner Feſte und, wie St.-Simon hinzuſetzt, die Reize der Galanterie anzulocken und zu feſſeln wußte. Allein das kleine Schlößchen zu St.-Germain verengte ſich in demſelben Verhältniſſe, in welchem der Hofſtaat an Umfang und Glanz zunahm. Der König ſelbſt ſah ſich nicht ſelten durch die ihm dargebrachten Huldigungen, ſo ſehr ſie auch ſeinem Stolze ſchmeicheln und ſeinen Abſichten entſprechen mochten, auf unangenehme Weiſe beläſtigt und ſuchte für ſich und ſeine anfangs geheimnißvolle Liebe zu der La Vallière in dem verlaſſenen Schlößchen ſeines Vaters zu Verſailles eine glückliche Freiſtatt. In der Regel begleitete ihn dahin

nur ein kleines auserwähltes Gefolge, welches mehr oder minder in das Geheimniß eingeweiht war. Je mehr jedoch der Schleier, welcher das Geheimniß noch leicht umhüllte, gelüftet wurde, deſto mehr erweiterte ſich der Kreis der Begünſtigten, welche den König nach Verſailles begleiten durften. Die Theilnahme an dieſen kleinen myſteriöſen Reiſen blieb jedoch noch lange der Gegenſtand des Ehrgeizes des ganzen Hofes und der vorzüglichſte Maßſtab der Gunſt oder Ungunſt des Monarchen, welchen Ludwig XIV. mit der größten Geſchicklichkeit zu gebrauchen wußte. Denn da er jedesmal die Perſonen, welche zu den Luſtfahrten nach Verſailles gezogen werden ſollten, ſelbſt ernannte, ſo galt es natürlich als eine beſondere Auszeichnung, wenn man ſich an dieſelben anſchließen durfte, während es dagegen als das ſicherſte Zeichen königlichen Misfallens betrachtet wurde, wenn man davon auf längere Zeit oder auf immer ausgeſchloſſen blieb. Was in dieſer Beziehung anfangs Verſailles war, wurden ſpäter Marly, Trianon und St.-Cyr.

Die erſten größeren Feſte, welche dem Hofe zeigen ſollten, was Verſailles in Zukunft werden und ſein ſollte, veranſtaltete Ludwig XIV. im Frühjahre 1664. Angeblich zu Ehren der Königin gegeben, verherrlichten ſie in Wahrheit nur den Triumph der ſchönen und beſcheidenen La Vallière. Der Bau des neuen

von dem Könige angelegten Schloſſes war, wie wir oben bemerkt haben, um dieſe Zeit noch nicht ſehr vorgerückt und der Park erſt um ein Geringes erweitert worden. Gleichwol ſollte, nach des Königs Willen, dieſes erſte Feſt zu Verſailles Alles übertreffen, was man in dieſer Art bis jetzt geſehen hatte, ſelbſt die glänzenden Turniere, welche zwei Jahre früher in der Hauptſtadt der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung geweſen waren. — Die Vorbereitungen dazu wurden, den Abſichten des Königs gemäß, unter der Leitung des Herzogs von Saint-Aignan nach dem Plane des Italieners Vigarani ausgeführt. Mit der geſpannteſten Erwartung ſah man dem 5. Mai entgegen, welcher die auf mehre Tage vertheilten Feſtlichkeiten eröffnete. „Der Himmel ſelbſt", heißt es in dem pomphaften Style der ausführlichen Beſchreibung dieſes Königsfeſtes, „ſchien die Abſichten Seiner Majeſtät zu begünſtigen; in dieſer faſt immer regneriſchen Jahreszeit kam man mit ein wenig Wind davon, welcher nur zuzunehmen ſchien, um zu beweiſen, daß die Vorſicht und Macht des Königs ſelbſt den größten Unannehmlichkeiten gewachſen waren. Hoch aufgeſpannte Tücher, große wie im Nu aus Holz aufgeführte Gebäude und eine ungeheure Menge Wachsfackeln, welche täglich die Stelle von mehr als viertauſend Kerzen vertraten, widerſtanden dem Winde, welcher an jedem andern

Orte dieſe Vergnügungen unmöglich gemacht haben würde.“ [1])

Nach dem damaligen Geſchmacke mußte ſich die Feſtlichkeit eines jeden Tages an einen beſtimmten Gegenſtand knüpfen; Vigarani wählte für den erſten Tag den Palaſt der Alcine nach Arioſt's Dichtung, und nannte das von dem Könige ſelbſt mit den vornehmſten Edeln ſeines Hofſtaates auszuführende Carrouſel „les plaisirs de l'île enchantée“. Sowol hierzu, als auch zu den theatraliſchen Vorſtellungen der folgenden Tage waren beſondere, mit großem Luxus ausgeſchmückte Gebäude errichtet worden. Am erſten Tage ſah man Ludwig XIV., vom Kopfe bis zum Fuße mit Brillanten und Diamanten bedeckt und von einer reichgekleideten Schar von Waffenherolden, Pagen und Knappen umgeben, als Roger in den weiten Circus einziehen, wo das Wettrennen ſtattfinden ſollte; ſein Gefolge beſtand aus den Rittern, mit denen er um den Preis ringen wollte, und den Schluß des Zuges bildete ein koloſſaler Sonnenwagen, begleitet von allegoriſchen Figuren der vier Zeitalter, der Jahreszeiten, der Stunden des Tages u. ſ. w. Nachdem

1) Les plaisirs de l'île enchantée, Paris 1664, Fol. Ein jetzt natürlich ſelten gewordenes Werk, welches aber wegen der beigegebenen Kupfer ein beſonderes Intereſſe hat.

Google

dieſe Mummerei unter dem Beifallklatſchen der in Triumphbogen vertheilten Damen mehrmals die Runde gemacht hatte, begann das Wettrennen, welches bis zum Abende dauerte. Der König wurde viermal als Sieger gekrönt. Am Abend machten die ritterlichen Freuden des Mittelalters dem Zauber der alten Götterwelt Platz. Pan und Diana naheten ſich auf einem durch einen verſteckten Mechanismus in Bewegung geſetzten Berge, ließen durch die Gottheiten, welche den Sonnenwagen umgaben, in aller Eile Tafeln herbeiſchaffen und breiteten in wenig Augenblicken die Wunder ihrer Macht in den ausgeſuchteſten Genüſſen aller Reiche der Natur vor den erſtaunten Gäſten des großen Königs aus.

Gleich bizarre Schauſpiele füllten den größten Theil der folgenden Tage aus; ſie würden wahrſcheinlich ſelbſt den vergnügungsſüchtigen Hof des jungen prachtliebenden Königs bald ermüdet haben, wenn nicht ein belebenderes Genie die unbeholfene, geiſtloſe Götterwelt etwas in den Hintergrund gedrängt hätte. Denn es erſchien neben ihnen:

„Le second jour la comédie
Des rimes de Molière ourdie,
Où l'on remarque pleinement,
Grand esprit et grand agrément." [1])

1) Loret Muse historique du 10. Mai 1664.

Die hier genannte Komödie war „La princesse d'Elide", welcher am dritten Tage noch „Le mariage forcé" und „Le facheux" nachfolgten. Auch ließ der König zum erſten Male die drei erſten Acte des noch nicht vollendeten „Tartuffe" aufführen, fand es aber, ungeachtet aller Bewunderung, die man dieſem Meiſterwerke nicht verſagen konnte, doch für gut, die öffentliche Darſtellung deſſelben ſo lange zu verbieten, bis er es ſelbſt einer nähern Prüfung unterworfen haben würde. Die Feſte zu Verſailles vom Jahre 1664 haben dadurch eine gewiſſe literar-hiſtoriſche Bedeutung erhalten. Man könnte den Beifall, welchen Molière bei dieſer Gelegenheit einerntete, vielleicht als einen bedeutenden Fortſchritt des guten Geſchmacks bezeichnen; man darf aber dabei nicht vergeſſen, daß man zu derſelben Zeit den abgeſchmackten Reimen eines Périgny und Benſerade nicht weniger Bewunderung zollte.

Seit dieſen Feſten, welche durch die Gegenwart von mehr als 600 vom Könige ſelbſt eingeladenen und auf das Glänzendſte unterhaltenen Gäſten verherrlicht worden waren, blieb Verſailles vorzugsweiſe der Schauplatz des königlichen Prunkes und der Gegenſtand der Intriguen eines genußſüchtigen Hofſtaates, der um die Gunſt des Monarchen buhlte. Denn Ludwig XIV. wählte fortwährend ſelbſt das kleine Gefolge, womit er ſich in Verſailles zu umgeben wünſchte, und ohne

ausdrückliche Erlaubniß wagte es Niemand, ſich vor ihm in den Gemächern ſeines neuen Schloſſes zu zeigen, welches er mit jedem Jahre häufiger und auf längere Zeit beſuchte.[1]) Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten vereinigten noch in den erſten Jahren glänzende Feſte den Adel des Königreichs in den ſich mehr und mehr erweiternden Anlagen des prachtvollen Parkes. Unter Anderm wurde im Jahre 1668, am 18. Juli, der Friedensſchluß zu Aachen durch ein ſolches Feſt verherrlicht, welches, obgleich von kürzerer Dauer, an Pracht und Reichthum die Vergnügungen der Zauberinſel vom Jahre 1664 noch weit überſtrahlte.[2]) Vier Jahre ſpäter waren die Hauptbauten ſchon ſo weit vollendet, daß Ludwig XIV. einen beträchtlichen Theil des Jahres mit ſeinen Miniſtern und dem engern Hofſtaate in Verſailles zubringen konnte. Die erſten von Ludwig XIV. daſelbſt unterzeichneten Ordonnanzen gehören in den Monat Februar 1672. Der Plan, die königliche Reſidenz von St.-Germain für immer nach Verſailles zu verlegen, kam jedoch wahrſcheinlich erſt nach dieſer Zeit

1) Mém. de Madem. de Montpensier, T. III, IV, an mehren Orten, vorzüglich: III, 301. St.-Simon Mém. T. XIII, 73.

2) Ausführliche Beſchreibung: Relation de la feste de Versailles du 18. Jouillet 1668. Paris 1679.

zu völliger Reife, je nachdem das Schloß die zur Aufnahme des ganzen Hofes nöthige Erweiterung und Einrichtung erhielt. Wir haben oben das Jahr 1680 als den Zeitpunkt feſtgeſetzt, wo ſich Ludwig XIV. in dieſer Beziehung am Ziele ſeiner Wünſche glauben mochte, und kurz darauf wurde der Umzug des ganzen Hoflagers nach Verſailles wirklich beſchloſſen und bis zum Jahre 1682 vollendet. Natürlich hatte um dieſe Zeit der Hof Ludwig XIV. längſt ſeinen beſtimmten Charakter angenommen und war eigentlich ſchon in der zweiten Periode ſeiner Entwickelung, welche durch jene ſchärfere Ausbildung der Formen und die ſchroffere Gruppirung ſeiner Elemente markirt iſt, die gerade durch die Räumlichkeiten und die äußere Einrichtung des Schloſſes zu Verſailles ſo ſehr begünſtigt wurden. Der König ſtand auf der Höhe ſeiner Macht und ſeines Ruhmes, welche für alle Zeiten befeſtigt ſchienen, und Alles, was zu ihrer Verherrlichung beitragen konnte, fand ſich am Hofe zu Verſailles vereinigt. Die Umgebungen des Thrones waren nie glänzender, die Pracht und der Reichthum der königlichen Feſte nie großartiger, das ganze Leben in den unendlichen Räumen des neuen Königsbaues nie imposanter geweſen. Aber es hatte einen ernſtern, gemeſſenern, kältern Ton angenommen. Der Geiſt Ludwig XIV. mit jenem herablaſſenden Stolze und jener gebieteriſchen Gleichgültigkeit ſeiner reifern

Jahre beherrſchte allein die faſt willenloſen Maſſen, die ſich um ſeine Perſon drängten. Der freiere ritterliche und vielleicht edlere Sinn, welcher den Hof noch in Ludwig's Jugendjahren belebt haben mochte, war längſt mit der La Vallière ins Kloſter gegangen. Am 19. April 1674 hatte ſie in den eigenen Gemächern der Frau von Monteſpan zu Verſailles von dem Hofe feierlich Abſchied genommen, um bei den Carmeliterinnen der Straße St.-Jacques zu Paris als Soeur de la Miséricorde ihrem Schmerze, der Erinnerung einer glänzenden Jugend und der Übung guter Werke zu leben.

Schon in den letzten Jahren ihres Aufenthalts am Hofe Ludwig XIV. war daſelbſt ein anderer Geiſt herrſchend geworden. Selbſt der edle Anſtand, welchen der König überall zu bewahren und auf ſeine Umgebungen zu übertragen wußte, reichte nicht immer hin, die Schwächen des Monarchen und die Ausgelaſſenheit ſeines Hofſtaates zu verdecken. Es gab eine Zeit, wo man an die Rückkehr des Cynismus glauben konnte, welcher während der Minorität die Gemächer der Königin-Mutter beſudelt hatte, und wo der Gedanke, daß Verſailles bereits zur Zeit ſeines Begründers der Schauplatz der aufgelöſteſten Sittenverderbniß werden würde, nahe genug lag. Um dies begreiflich zu machen, müßten wir vielleicht einen Blick in die berüchtigte Chambre des filles de la Reine thun,

welche ſchon während der Gunſt der La Vallière mit nach Verſailles gewandert war und oft als die Pflanzſchule ſchöner Sünderinnen bezeichnet worden iſt. Wir wollen nicht wiederholen, was in dieſer Beziehung von gleichzeitigen Schriftſtellern mit übertriebener Schonung angedeutet, von der geſchäftigen Phantaſie der ſpäteren Zeiten dagegen auf die gehäſſigſte Weiſe ausgeſchmückt und vergrößert worden iſt. Wir brauchen ebenſo wenig die Gründe zu unterſuchen, warum die herrſchſüchtige Athenaïs de Mortemart, Marquiſe von Monteſpan, gleich in der erſten Zeit ihrer Erhebung darauf drang, daß die Chambre des filles aufgelöſt und durch das, wie ſie glaubte, weniger gefährliche Corps der Dames de la Reine erſetzt werden ſollte. Daß dadurch die Sittlichkeit des Hofes weſentlich gewonnen habe, dürfte ſich wol bezweifeln laſſen; allein gewiß iſt, daß ſeit der Unterdrückung der Chambre des filles, welche im Jahr 1673 geſchah, ſelbſt die Schattenſeiten dieſes verführeriſchen Hoflebens, die Leichtfertigkeit der Sitten und die Ungebundenheit des Verkehrs in den Boudoirs der Hofdamen geregelter, geordneter und mehr den Formen des Anſtands unterworfen wurde, welche Ludwig XIV. in allen Verhältniſſen beobachtet wiſſen wollte. Es iſt freilich behauptet worden, daß in der ganzen Politik Ludwig XIV. nichts gefährlicher geweſen ſei, als gerade der ernſte Prunk und die edle

Wohlanſtändigkeit, womit er ſelbſt die Fehltritte ſeines Privatlebens zum öffentlichen Scandal machte. [1]) Man darf aber auf der andern Seite nicht vergeſſen, daß er hierin vielleicht das ſicherſte Mittel erkannt hatte, einmal begangene Schwächen ſo viel wie möglich wieder gut und in ihren Folgen weniger ſchädlich zu machen. Sogar ſeine Sünden ſollten den königlichen Stempel tragen und durch den Nimbus der Majeſtät der Gemeinheit entrückt werden, in welche ſie ihn ſelbſt mit hinabzuziehen droheten. Es war allerdings ein gewagtes Spiel, der ſchreiendſte Misbrauch königlicher Gewalt, der das beſſere Gefühl furchtbar beleidigte; aber Ludwig XIV. iſt vielleicht der einzige Monarch geweſen, der es mit Glück durchgeführt und damit ſeinen Zweck erreicht hat; er zog das Laſter zum Throne hinauf und bewahrte ſo die Majeſtät vor dem Schmuze, zu dem ſie ſchon unter ſeinem Nachfolger herabſinken mußte.

Die Herrſchaft der hochmüthigen und launenhaften Monteſpan und die vorübergehendere Erſcheinung ihrer beiden Schweſtern, der noch ſchönern und geiſtreichern Äbtiſſin von Fontevrault und der einnehmenden und gewandten Frau von Thianges, bleibt in dieſer Beziehung eine der merkwürdigſten Epiſoden in der Glanzperiode von Verſailles. „Sie ſpannte ſechs

1) Lémontey a. a. O., S. 433.

Spitzmäuſe", ſo ſchildert Frau von Maintenon die ſtolze Monteſpan [1]), „an eine Kutſche von Filigran und ließ ſich von ihnen ihre ſchönen Hände benagen, während ſie der König den Miniſtern wie ein Kind zeigte und ſich über ihre Spielereien aufhielt; ſie kannte aber alle Staatsgeheimniſſe und gab ſehr gute und ſehr ſchlechte Rathſchläge unter dem Einfluſſe ihrer jedesmaligen Leidenſchaften." Frau von Monteſpan wurde der Mittelpunkt des Hofes, die Hoffnung und der Schrecken der Miniſter und Generale, die Geißel des ganzen Adels, welcher ſein Glück im Schatten des Thrones ſuchte, nicht blos weil ſie in den ſchwachen Stunden Ludwig XIV. das Scepter führte und über die Looſe verfügte, welche ſonſt nur die launenhafte Gunſt des Monarchen vertheilte, ſondern mehr noch, weil ſie, bei natürlicher Grazie, das unerreichte Vorbild eines eigenthümlichen feinen Tons war, weil ſie durch ihren Geiſt zu gebieten und durch ihren Witz zu verwunden verſtand. Namentlich die letztere Waffe, die gefährlichſte an einem Hofe, wo Lächerlichkeiten ebenſo ſorgfältig vermieden werden mußten, als ſie ſich häufig darboten und folglich ein treffendes Wort nicht ſelten ein Wurf des Schickſals wurde, wußte ſie mit ſo großem Erfolge zu gebrauchen, daß, wie St.-Simon erzählt, zuletzt kein Höf-

1) Lettres, T. VI, p. 283.

ling mehr wagte, vor ihren Fenſtern vorüberzugehen, zumal wenn die Gegenwart des Königs den Pfeilen ihres Witzes mehr Nachdruck und Sicherheit gab.

Wenn man ſich den Hof Ludwig XIV. zur Zeit der Monteſpan lebhaft vergegenwärtigt, kommt man beinahe in Verſuchung, die glückliche Wahl ſeiner Maitreſſen als ein nicht unweſentliches Mittel zur Aufrechthaltung der Achtung zu betrachten, womit er den Thron umgeben wiſſen wollte. Dieſe Achtung war gewiß durch nichts mehr gefährdet worden, als durch die Erhebung der Monteſpan, welche der Zügelloſigkeit der Sitten in den nächſten Umgebungen des Königs die freie Bahn eröffnen zu müſſen ſchien. Sie hätte vielleicht damals ſchon die Monarchie an den Rand des Untergangs geführt, wenn ihr nicht neben dem Geiſte der Ordnung, dem ſich am Hofe Ludwig XIV. Alles fügen mußte, der eigenthümliche Charakter der Monteſpan ſelbſt einen Damm entgegengeſetzt hätte, den Niemand ungeſtraft überſchreiten konnte; denn der Witz einer ſchönen und ebenſo geiſt- als einflußreichen Sünderin war damals, wie vielleicht zu allen Zeiten, empfindlicher und wirkſamer als die Predigten beengter Moraliſten in den Irrgängen weiter Fürſtenhäuſer, zumal ſeit das goldene Zeitalter der Hofnarren der Vergangenheit angehörte. Wir ſagten, neben dem Geiſte der Ordnung, welcher das ganze Hofweſen Ludwig XIV. beherrſchte, weil

gerade unter der Monteſpan und je mehr man in Verſailles heimiſch wurde, dieſer Geiſt ſich immer beſtimmter geltend machte, jedes kleine Verhältniß durchdrang und endlich in einem vollſtändigen Syſteme ſtrenger Formen verkörpert wurde, welches man mit dem Namen der Etiquette bezeichnet hat.

Die Etiquette, ein byzantiniſches Product, welches zuerſt am deutſchen Kaiſerhofe an das nordiſche Klima gewöhnt wurde und dann als Zwitterpflanze im Escurial zur Blüte gedieh, war mit der Königin-Mutter und der Tochter Philipp IV. über die Pyrenäen gekommen und ward eigentlich erſt am Hofe Ludwig XIV. zu Verſailles in Frankreich naturaliſirt. Gewöhnlich ſtellt man die Etiquette in ihrer vollendeten Ausbildung als die Feſſeln dar, welche den Monarchen ſelbſt in dem Sitze ſeiner Macht zum Sklaven ſeines Hofes machen, als die Scheidewand, welche ihn vom Volke und von der Wahrheit trenne. Man hat dieſes in gewiſſem Sinne auch von der Etiquette behauptet, welche Ludwig XIV. am Hofe zu Verſailles einführte, aber gewiß mit Unrecht. Nichts lag dem Gedanken, welchen Ludwig XIV. von der Selbſtändigkeit der Monarchie gefaßt hatte, ferner, nichts wäre ſeinen Planen, welche ſämmtlich darauf hinausliefen, den Thron über jede Gewalt menſchlicher Verhältniſſe ſo weit wie möglich zu erheben, mehr zuwider geweſen, als ſich ſelbſt zum

Sklaven ſeiner eigenen Schöpfung zu machen. So wie ſie Ludwig XIV. auffaßte, ſollte die Etiquette jedenfalls mehr ein Mittel ſein, ſeinem Willen in ſeinen nächſten Umgebungen Achtung und Gehorſam zu verſchaffen, als ein unerbittliches Geſetz, vor dem ſich ſelbſt die Krone demüthigen wolle. Er hatte in ihr das Princip der Ordnung erkannt und fügte ſich ihr, weil Ordnung und Regelmäßigkeit die Hauptſtützen der Allgewalt waren, welche er in ſeiner Perſon vereinigt ſehen wollte und weil in ihnen die Bedingungen lagen, unter welchen allein die Durchführung eines Syſtems auf einige Zeit möglich wurde, welches ohne ſie den Ruin der Monarchie wahrſcheinlich ſchon viel früher nach ſich gezogen haben würde. Freilich mußte die Etiquette, ſo ſehr man ſie ſich auch in großartigem Style und auf gewiſſe Grenzen beſchränkt denken kann, ihrer Natur nach, bald bis auf jene grenzenloſen Kleinigkeiten herabkommen, welche neben dem impoſanten Hofceremoniel, womit ſich Ludwig XIV. in Verſailles zu umgeben wünſchte, ein zweckloſes und beläſtigendes Formelweſen aufkommen ließen, welches die Etiquette überhaupt auf das Gebiet des Lächerlichen verwieſen hat. Eigentlich erſt in dieſem entarteten Zuſtande iſt ſie die Mutter der endloſen Hofintriguen geworden, welche mit ihren Polypenarmen allerdings zu Zeiten ſchon den Thron Ludwig XIV. zu umſchlingen drohten. Um wenigſtens hier ihre Kraft

zu brechen, ſah man ſich endlich genöthiget, ihnen das heilloſeſte Syſtem der Schloßpolicei entgegenzuſtellen, welches ein geiſtreicher Schriftſteller am beſten durch die Behauptung zu charakteriſiren geglaubt hat, daß das Heer ihrer geheimen Agenten im Innern des Schloſſes zu Verſailles ebenſo zahlreich geweſen ſei wie der Wald von Bildſäulen, welche der Außenſeite und dem Parke zum Schmucke dienten.

Es ſind dies Schattenſeiten des Hofes Ludwig XIV., welche von der ganzen Organiſation deſſelben unzertrennlich waren, die aber doch eigentlich erſt in ſpäterer Zeit recht auffallend hervortraten, als die üble Rückwirkung öffentlicher Unfälle auf den Charakter Ludwig XIV. und die Stimmung ſeiner Umgebungen den Hof mehr und mehr des Glanzes ſeiner Blütenzeit beraubten. So lange dieſe dauerte — und die Herrſchaft der Frau von Monteſpan gehört ihr eigentlich noch ganz an — erſchien ſelbſt die Etiquette faſt mehr von ihrer vortheilhaften Seite. Sie unterwarf das ganze großartige Treiben des Hofes einem ſichern, Achtung gebietenden Mechanismus, erleichterte den gegenſeitigen Verkehr, ſetzte hier dem falſchen Ehrgeize Grenzen, ließ dort begründeten Anſprüchen Gerechtigkeit widerfahren und — was vielleicht wichtiger war, als man denken möchte — regelte den von ſeiner Prunkſucht unzertrennlichen Hang des Königs zu Verſchwendungen wenigſtens einigermaßen. Beiſpiele

hierzu gibt der gewiſſenhafte Dangeau, welcher ungeachtet ſeiner Kleinigkeitskrämerei doch etwas mehr war, als der „historiographe de la chaise percée" faſt auf jeder Seite ſeiner Memoiren. Überdies hatte damals die Etiquette noch nicht jenen ſteifen, ſchwerfälligen und abſtoßenden Charakter angenommen, welcher ſie ſpäter zu einer unerträglichen Laſt machte. Niemand hat es je beſſer verſtanden, die Strenge hergebrachter Formen durch Anmuth und Leichtigkeit bei ihrem Gebrauche zu mildern, oder die ſchroffen Seiten jeder wohlberechneten Handlung, jedes erzwungenen Schrittes mit dem Mantel freier Natürlichkeit zu bedecken wie Ludwig XIV. in ſeiner guten Zeit; und ein Talent, welches er einmal bis zu unerreichbarer Vollendung ausgebildet hatte, konnte wenigſtens nicht ohne bildenden Einfluß auf ſeine Umgebungen bleiben. Vielleicht lag grade hierein das Räthſel jenes feineren Tones, welcher damals vom Hofe aus auf die weiteren Kreiſe der gebildeten Geſellſchaft überging, den man aber gegenwärtig für verloren hält, weil die Tradition deſſelben in den Stürmen der Revolution zu Grunde gegangen iſt.

Das eigene abgemeſſene Benehmen Ludwig XIV. war das Muſter feinerer Etiquette, welche der Majeſtät einen ſo eigenthümlichen Reiz gab und den ſelbſt ſeine heftigſten Gegner ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Man hat namentlich von

Ludwig XIV. als eine wahrhaft königliche Tugend gerühmt, daß er im höchſten Grade die Kunſt beſeſſen habe, den Werth ſeiner Wohlthaten durch die Grazie zu erhöhen, womit ſie ertheilt wurden. Jedes Wort, jeder Blick, jedes Lächeln war das wohlberechnete Reſultat eines richtigen Taktes und wurde eine verhältnißmäßige Auszeichnung; Ludwig XIV. ſprach, außer den vertrauteſten Kreiſen, ſelten, aber immer verbindend, und faſt nie beleidigend, ſelbſt nicht, wenn er verweiſen oder ſtrafen mußte. Eine gradezu abſchlägliche Antwort ging nie über ſeine Lippen; ſein wohlgeſetztes „je verrai“, die verbindliche Art ſeines Grußes und ſeines Empfanges ſind hiſtoriſch geblieben; ſeine kleinſte Verbeugung war ein Verein von Grazie und Majeſtät, wie man ihn ſeitdem nicht mehr geſehen haben will, vorzüglich wenn ſie Frauen galt; man erzählt ſich, daß er ſelbſt vor der geringſten Kammerfrau nie vorüberging, ohne ſeinen Hut etwas aufzuheben; vor Damen, die zum Hofſtaate gehörten, pflegte er ihn ganz, nur nach ihren Graden mehr oder weniger weit, abzunehmen; und wenn er zu ihnen ſprach, ſo geſchah es ſtets unbedeckt. In dergleichen Weiſe ſuchte Ludwig XIV. die kleinſten Dinge an gewiſſe Zeit und Regel zu knüpfen und was ihm ſelbſt als Vorſchrift galt, wurde Geſetz für den ganzen Hof und bewirkte die Genauigkeit des gewöhnlichen Dienſtes nicht weniger

als die imposante Ordnung der glänzendſten Feſte, von denen die Annalen von Verſailles aus dieſer Zeit zu berichten wiſſen.

Vorzüglich bei den letzteren zeigte Ludwig XIV. die Überlegenheit ſeines äußern Weſens im vortheilhafteſten Lichte, und je ernſter die Veranlaſſung und der Charakter derſelben war, deſto imposanter war die Erſcheinung Ludwig XIV., deſto großartiger die Repräſentation des ganzen Hofes in den weiten Schloßräumen zu Verſailles. Leider können wir hier nur andeuten, was wir gern weiter ausführen würden. Wir möchten unſere Leſer z. B. nur an einem jener großen Gallatage, wo Ludwig XIV. die Huldigung des Hofes und des ganzen Königreichs in der prachtvollen Galerie zu Verſailles empfing, oder den Geſandten fremder Mächte feierlich Audienz ertheilte, auf einige Augenblicke in jene glänzende Verſammlung einführen, auf welcher dann der Herrſcherblick des Königs ruhete. Man hat verſichert, daß man ſich bei ſolchen Gelegenheiten erſt an ſeinen Anblick gewöhnen mußte, ehe man es wagen konnte, vor ihm das Wort zu führen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, die nöthige Faſſung und die ſichere Haltung zu verlieren. Wir möchten im Stande ſein, den Eindruck zu ſchildern, den dann jedes Wort hervorgebracht haben mag, welches Ludwig XIV. vom Throne herab ſprach, kurz, treffend, voll Ernſt und Würde und doch ſo einneh-

mend, ſo bezaubernd ſelbſt. Ich habe es einmal verſucht, mir dieſen Eindruck in der Galerie von Verſailles, an derſelben Stelle, wo die ergreifende Stimme Ludwig XIV. mehr als einmal wie der Ruf des Schickſals widerhallte, lebhaft zu vergegenwärtigen; an ſolchen Orten gelingt es eher, auf Augenblicke über Täuſchungen zu gebieten. Es kam mir damals vor, als ob dieſe Majeſtät, welche die Höhe menſchlicher Macht durch nie zuvor erreichten Glanz darſtellen wollte, doch etwas mehr geweſen ſei als eitler Prunk, den man jetzt belächeln könne, weil er in Nichtigkeit zerfallen iſt wie anderes Menſchliche; es lag in ihr eine gewaltige Macht, die den Geiſt einer Nation feſſeln und entbinden konnte, die fähig geweſen wäre, Weltalter zu regeln und das Größte erreichbar zu machen, wenn ſie nicht eben menſchlichen Schwächen und der Misgunſt des Geſchicks ihren Tribut hätte zahlen müſſen.

Wir haben bemerkt, daß die Monarchie Ludwig XIV. eigentlich ſchon den Höhepunkt erreicht hatte, als Verſailles zum beſtändigen Aufenthaltsorte des Hofes und der Regierung gewählt wurde. Es wurden aber auch bereits um dieſe Zeit die Mängel fühlbar, welche das ganze Regierungsſyſtem Ludwig XIV. den Launen des Zufalls blosſtellten und der großartigen Erſcheinung dieſes glänzenden Hofes nach und nach ihren innern Gehalt benahmen. In

demſelben Jahre, in welchem Ludwig XIV. ſich in Verſailles fixirte, zeigten ſich die erſten Spuren einer bedenklichen Krankheit, welche ihn Zeit ſeines Lebens nie ganz wieder verlaſſen hat, und wenn man auch kaum mit Lémontey behaupten möchte [1]), daß das Schickſal der Monarchie von einer Fiſtel abgehangen habe, ſo iſt es doch nicht weniger wahr, daß dieſes verhängnißvolle Übel grade die Grenzſcheide zwiſchen der Heldenzeit und der Kehrſeite des Lebens dieſes Monarchen bezeichnet. Die moraliſchen Urſachen lagen freilich tiefer. Man weiß, daß damals bereits Frau von Maintenon, deren überwiegender Einfluß die letzte, traurigſte Periode des Hofes zu Verſailles unter Ludwig XIV. ausfüllt, ungeachtet der noch beſtehenden Gunſt der Monteſpan, ungeachtet der ſchnell vorübergehenden Herrſchaft der ſchönen Herzogin von Fontanges und der kleinen geheimnißvolleren Leidenſchaften des Königs, den Geiſt deſſelben auf eine Weiſe zu umſtricken begann, welche zuletzt die Schickſale der ganzen Monarchie allerdings mit in jenes kunſtvolle Gewebe von Scheinheiligkeit und nothdürftig erhaltener Majeſtät verſchlang. Man weiß ferner, daß kurz darauf, im Jahre 1683, der Thron

1) Lémontey a. a. D., S. 411: „enfin puisqu'il faut dire cette verité abjecte, le sort de la monarchie dépendit d'une fistule."

durch Colbert's Tod ſeine unentbehrlichſte Stütze verlor, und daß einige Jahre ſpäter 1691 mit Louvois ein zweiter Stern unterging, ohne daß Ludwig XIV. den Muth gehabt hätte, Verluſte dieſer Art durch Männer zu erſetzen, welche im Nothfalle ihm ſelbſt die Spitze zu bieten gewagt haben würden. Man kennt das heilloſe Syſtem religiöſer Verfolgung, welches Frankreich um einen der beſten Theile ſeiner ſchaffenden Bevölkerung, den König um die Achtung des aufgeklärteſten Theiles von Europa brachte; man hat nachgerechnet, wie theuer, nicht blos in finanzieller Hinſicht, die letzten Siege erkauft werden mußten, wodurch Ludwig XIV. im Frieden zu Ryswik der Krone Frankreichs wenigſtens den alten politiſchen Ruf erhielt, und erſtaunt über die Nichtigkeit der Reſultate, welche durch die jammervollen Anſtrengungen während des elfjährigen ſpaniſchen Erbfolgekriegs erlangt wurden. Vielleicht war die grenzenloſe Finanznoth, welche aus dieſen Verwickelungen hervorging, noch nicht einmal das ſchlimmſte aller Übel, welche das ganze Gebäude der ſtolzen Monarchie Ludwig XIV. bis auf den Grund erſchütterten. Schlimmer war jedenfalls die durch Krieg und endloſe Verſchwendungen am Hofe herbeigeführte Zerrüttung des Adels, die fortgefreſſen hat bis auf unſere Tage; ſchlimmer war die moraliſche Entmuthigung, welche ſich der ganzen Nation bemächtigte und den Glauben an die Schöpfungen

Ludwig XIV. ebenſo ſchnell wieder vernichtete, als er entſtanden war; am ſchlimmſten endlich der Mangel aller moraliſchen nicht weniger als materiellen Hülfsquellen zur Wiedergeburt, nachdem die Nationaleinheit einmal gebrochen und die Kraft des Königthums faſt erſchöpft war.

Denn ſo traurig auch der Gedanke iſt, ſo bleibt er doch eine Wahrheit, die man damals ſchon tief genug empfunden haben mag, daß nämlich von dem Souverain, welcher den Frieden von Nimwegen dictirte, den Kanal von Languedoc grub und den Tartuffe aufführen ließ, bis zu dem verliebten Betbruder, welcher den Sitz des Reiches in das Zimmer der Witwe Scarron verlegte, ein großer Abſtand war [1]). Dieſes Zimmer iſt dadurch mehr als hiſtoriſch geworden und darf bei einem Blicke in das Innere des Schloſſes von Verſailles nicht unbeachtet bleiben. Sogleich nach ſeiner geheimnißvollen Vermählung mit der Marquiſe von Maintenon, welche in Gegenwart des Père La Chaiſe, des Gouverneurs von Verſailles und des erſten Kammerdieners des Königs, Bontemps, des Miniſters Louvois und des Herrn von Montchevreuil, wahrſcheinlich während des erſten Winters nach dem Tode der Königin († im Juli 1683) von dem Erzbiſchofe von Paris, Herrn von Harley, in einer

1) Lémontey a. a. O., S. 424.

Privatkapelle des Schloſſes vollzogen wurde, gab Ludwig XIV. derſelben ein Appartement in der Etage, welche er ſelbſt bewohnte, dem ſeinigen gegenüber. Nachdem ſie hier einmal ihren Thron aufgeſchlagen hatte, verließ ſie es ſelten mehr. Dem Hofe und dem Publicum zeigte ſie ſich nur von Zeit zu Zeit, und der König empfing ihre Beſuche blos, wenn er unwohl war, oder in den Morgenſtunden der Tage, an welchen er Medicin zu nehmen pflegte; außer ihm war die Herzogin von Burgund die Einzige, welche ſich einer gleichen Ehre rühmen durfte.

Dagegen begab ſich der König regelmäßig jeden Tag und zu beſtimmter Stunde in das Schlafzimmer der Frau von Maintenon, um in ihrem Beiſein mit den Miniſtern zu arbeiten. Zwei Lehnſtühle zu beiden Seiten des Kamins ſtanden zu dieſem Zwecke jedesmal in Bereitſchaft; vor jedem befand ſich eine Tafel und vor der des Königs ſtanden noch zwei Tabourets, das eine für den Miniſter, das andere für den Beutel, in welchem der König die zu den Arbeiten nöthigen Papiere bei ſich zu führen pflegte. So lange die Arbeit dauerte, beſchäftigte ſich Frau von Maintenon mit Leſen oder mit Stickereien; ſcheinbar gleichgültig, hörte ſie genau auf Alles, was zwiſchen dem Könige und den Miniſtern vorging; nur ſelten nahm ſie ſelbſt das Wort, und noch ſeltener war ihre Rede von entſcheidendem Einfluſſe; wünſchte der

König ihre Meinung zu wiſſen, was oft der Fall war, ſo antwortete ſie in den gemeſſenſten Ausdrücken. Allein ſie war bereits vorher mit dem Miniſter über die jedesmaligen Entſcheidungen einig geworden und ſo beſtand die Hauptaufgabe deſſelben eben darin, den König, ſelbſt wider Willen, zu den Beſchlüſſen zu beſtimmen, welche Frau von Maintenon gefaßt hatte. Nie wagte es der Miniſter, dem Könige Etwas vorzutragen, worüber er nicht zuvor mit ihr Rückſprache genommen hatte. Wollte es nicht gelingen, den König dahin zu bringen, wo man ihn hin haben wollte, ſo ſuchte man die Sache, um welche es ſich handelte, zu verwickeln oder zu verſchieben, bis ſich zu ihrer Erledigung eine günſtigere Gelegenheit darbot. Nur ſelten verfehlte dieſe Taktik ihren Zweck; und während Ludwig XIV. allein über Alles zu verfügen meinte, war es in Wahrheit nur Frau von Maintenon, welche Ämter vertheilte, Gnaden bewilligte und Staatsangelegenheiten nach ihrem Sinne einleitete, wendete und entſchied. Mehr mittelbar blieb ihr Einfluß blos im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, weil die hierher gehörenden Sachen in den Bereich des Staatsraths fielen und Torcy ſich ſtandhaft weigerte, bei ihr zu arbeiten. Gleichwol lag das Loos der meiſten Miniſter, welche zu ihr in ein Verhältniß von gegenſeitiger Unentbehrlichkeit traten, ſowie das der Generale und höheren

Staatsbeamten überhaupt, in ihren Händen. Wie weit ſich ihre Dictatur über den Hof und namentlich über die königliche Familie erſtreckte, kann man am beſten aus den kleinen Scenen abnehmen, welche zwiſchen ihr und den Prinzeſſinnen, von denen nur die muntere Herzogin von Burgund einige Überlegenheit über ſie zu behaupten wußte, vorgefallen ſein mögen, wenn es der König für gut fand, ſeine Gewalt als Haupt der Familie auf ſie zu übertragen. Mehr als einmal hat man geſehen, wie die Töchter und Schwiegertöchter Ludwig XIV. das Zimmer der Frau von Maintenon zitternd betraten und mit Thränen in den Augen wieder verließen.

Die Herrſchaft der Frau von Maintenon im Schloſſe zu Verſailles war zugleich auch das goldene Zeitalter des berüchtigten Oeil-de-Boeuf, wovon neuerdings Mercier ein treffendes Bild entworfen hat. „Hier", heißt es in deſſen Gemälde von Paris [1]), „lebt ein koloſſaler vierſchrötiger Schweizer, wie ein großer Vogel in ſeinem Käfig. Er ißt, trinkt, ſchläft in dieſem Vorzimmer und verläßt es niemals; das ganze übrige Schloß iſt ihm fremd. Ein einfacher Schirm trennt ſein Bett und ſeinen Tiſch von den Mächten dieſer Welt Zwölf helltönende Worte ſind der Schmuck ſeines Gedächtniſſes und der Inbegriff ſeines Dienſtes:

1) Mercier, Tableau de Paris, IV, 253.

Passez messieurs, passez mesdames ... Le roi ... Retirez-vous ... On n'entre pas monseigneur ...", und Monſeigneur entfernt ſich, ohne ein Wort zu verlieren. Jedermann grüßt ihn, Niemand wagt ihm zu widerſprechen; ſeine Stimme jagt Wolken von Grafen, Marquis und Herzogen in die Galerien. Er hat das Recht, Prinzen und Prinzeſſinnen abzuweiſen; er ſpricht zu ihnen blos in einſylbigen Redensarten; keine untergeordnete Würde macht auf ihn Eindruck; er öffnet und ſchließt die Glasthüre für ſeinen Herrn; die ganze übrige Welt iſt in ſeinen Augen gleich. Wenn ſeine Stimme ertönt, ſo ſammeln oder zerſtreuen ſich Scharen von Höflingen; alle heften ihre Augen auf dieſe große Hand, welche den Thürknopf umdrehet; unbeweglich oder in Thätigkeit, macht ſie auf Alle, welche auf ſie blicken, einen erſtaunlichen Eindruck. Die Neujahrsgeſchenke dieſes dicken Schweizers belaufen ſich auf 500 Louisd'or; denn man würde es nicht wagen, dieſer Hand ein ſo gemeines Metall, wie Silber iſt, anzubieten. Des Abends eilt von Neuem ein Schwarm Höflinge durch das Oeil-de-Boeuf und drängt ſich an einer verſchloſſenen Thüre, deren Eröffnung mit Ungeduld erwartet wird: ſie lauern auf die ausgezeichnete Ehre, mit ihrem Herrn zu Abend zu ſpeiſen; Mancher hat dieſer Gnade fünfunddreißig Jahre nachgejagt, ohne einen Tag ſeines Lebens dieſer undankbaren Thüre

untreu zu werden; er iſt geſtorben, ohne ſie je für ſich geöffnet zu ſehen; jeder ſchmeichelt ſich mit einer Hoffnung, welche nie verliſcht, wenn ſie auch noch ſo oft getäuſcht wird. Nach Verlauf von zwei Stunden thut ſich endlich die angebetete und mit ehrfurchtsvollem Zittern umlagerte Thüre auf; ein Kammerdiener erſcheint mit einer Liſte in der Hand und ruft ſieben bis acht Namen auf; die Beglückten treten ein, die Thüre ſchließt ſich, und die Übrigen, ſcheinbar getröſtet über dieſen Unfall, gehen davon, Ärger und Verzweiflung im Herzen.“

Dieſe einzige Schilderung reicht hin, uns einen Begriff von dem Geiſte zu geben, welcher den Adel in den Vorzimmern Ludwig XIV. beſeelte, und zu zeigen, welchen Zwecken jetzt die Geſchlechter dienten, welche ehedem der Stolz des Thrones und der Ruhm der Nation geweſen waren. Das Alles benahm jedoch dem Hofe noch nicht die eigenthümliche Majeſtät, welche Ludwig XIV. gewiſſermaßen bis ans Ende, wenn auch nicht ohne große Opfer, aufrecht zu erhalten wußte. Dürfte man die Glanzperiode der Regierung dieſes Königs blos nach der äußeren Pracht des Thrones und ſeiner Umgebungen beurtheilen, ſo könnte man ſie ohne Bedenken noch um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſetzen. Ludwig XIV. ſah ſich damals noch von ſeiner zahlreichen und blühenden Familie, welche nicht ihm allein ſo viel ver-

ſprach, umgeben; es war der ſchönſte, der theuerſte Schmuck ſeiner Krone. Die einmal hergebrachten Feſte der Familie und des weiteren Hofſtaates wurden in alljährig wiederkehrender Ordnung noch mit allem Prunke gefeiert; die Etiquette war nie ſtrenger, der Glanz des Ceremoniels nie großartiger, die Freigebigkeit des Königs nie unbegrenzter geweſen. Man erſtaunt über die Summen, welche in königlichen Geſchenken und an den Spieltiſchen der kleinen Appartements verſchwendet wurden, während es zu derſelber Zeit nicht ſelten den Staatskaſſen an Mitteln zur Unterhaltung des laufenden Dienſtes fehlte.

Ludwig XIV., ſcheint es, wollte lieber in einer unglückſeligen Selbſttäuſchung leben, als das Wohl ſeines Volkes mit dem Verluſte dieſes Glanzes erkaufen, welchen er als eine der Grundſäulen der Monarchie betrachtete, wie er ſie ins Leben gerufen hatte und ſeinen Nachfolgern hinterlaſſen wollte. Nur wenige Monarchen ſind von dem Schickſale härter enttäuſcht worden als Ludwig XIV. in den letzten Jahren ſeines Lebens. Die Laſt des Unglücks, welches den Wohlſtand des ganzen Reiches zu vernichten drohte, mußte am Ende auch dieſes ſtolze Haupt erreichen und niederdrücken. Kaum waren die Wunden, welche der heilloſe Krieg und der furchtbare Winter des Jahres 1709 geſchlagen hatte, durch die ſchwerſten Opfer

einigermaßen geheilt worden [1]), als der Tod in kurzer Zeit die ganze directe und legitime Nachkommenſchaft des Königs, bis auf den ſchwächlichen Herzog von Anjou, hinwegraffte [2]). Seitdem erſcheint die Majeſtät in den weiten Räumen des Schloſſes zu Verſailles faſt nur noch im Trauergewande. Wer damals Ludwig XIV. und ſeinen Hof geſehen hat, konnte freilich nur mit gebrochenem Herzen auf die Vergangenheit und voll trüber Ahnung in die Zukunft blicken. Verſailles ſollte nach den Tagen ſeines Glanzes auch von dem Schmerze, den Schwächen und der Reue eines großen Königs Zeuge ſein, welcher von allen Schätzen, die er je beſeſſen hat, nur den einen, das Bewußtſein ſeiner Majeſtät und Würde, mit ins Grab nehmen konnte. Das Beſte, was er zurückließ, war die ganze Lehre ſeines langen Lebens, die ſo bald vergeſſen und nie benutzt worden iſt.

Es befindet ſich in der Galerie des Luxembourg ein kleines anſpruchloſes Bild, von Frauenhand zart,

---

1) Ludwig XIV. ſchickte um dieſe Zeit den größten Theil ſeines Silberzeugs in die Münze; es wurden dadurch jedoch nur 3 Millionen Livres gewonnen. Duclos, Mém. secrets, I, 44.

2) Der Dauphin ſtarb den 14. April 1711, die Herzogin von Burgund den 12. Februar 1712, den 18. ihr Gemahl und den 8. März ihr Sohn, der Herzog von der Bretagne, gleichfalls als Dauphin.

mit Gefühl und mit Wahrheit ausgeführt. Der Name der Künſtlerin iſt mir für dieſen Augenblick entfallen. In einem reichverzierten Zimmer ruht auf einem weiten Armſeſſel ein dem Tode naher Greis in prachtvollem Gewande; über ſeinen edeln Zügen ſchwebt, wie durch die letzte Kraftanſtrengung des dahinſchwindenden Lebens hervorgerufen, ein eigenthümlicher Ausdruck fürſtlicher Majeſtät; vor ihm ſteht in feinem, leichtaufgeſchürztem Nachtkleide von weißer Farbe ein ſchöner, zarter Knabe mit offenem Blicke und gefalteten Händen; zwei bejahrte Frauen, von edler Haltung und reich gekleidet, ſind beſchäftiget, die eine, den Greis in dem Seſſel aufrecht zu erhalten, die andere, den Knaben, welcher unverwandt auf den Greis blickt, dem Seſſel ſo nah als möglich zu bringen. Über dem Ganzen liegt ein feierlicher, wehmüthiger Ernſt. Jener Greis iſt Ludwig XIV., der Knabe ſein Urenkel, der fünfjährige Dauphin, nachher Ludwig XV., die erſte der Frauen Frau von Maintenon, die andere die Herzogin von Ventadour, Gouvernante des Dauphins; das Bild ſtellt den Augenblick dar, wo Ludwig XIV. dieſem Kinde, auf deſſen Haupte die Hoffnung der Nation ruhete, wenige Tage vor ſeinem Tode, am 26. Auguſt 1715, ſeinen letzten Segen ertheilte. Man kann dieſes Bild nicht ohne die lebhafteſte Theilnahme, ein unbeſchreibliches Gefühl von Trauer und Mitleiden ſehen, zumal wenn man

ſich der Worte erinnert, welche Ludwig XIV. in dieſem großen Momente ſeines Lebens ſprach [1]): „Mein Kind, du ſollſt bald ein großer König werden; ahme mich nicht nach in der Luſt an Krieg und Gebäuden, erhalte im Gegentheil den Frieden mit deinen Nachbarn. Gib Gott, was du ihm ſchuldig biſt, und erfülle die Pflichten, die er dir auferlegt; laß ihn ehren durch deine Unterthanen. Folge ohne Unterlaß guten Rathſchlägen; ſuche die Laſten deines Volkes zu erleichtern; es iſt mein Unglück, daß ich es nicht thun konnte. Vergiß nicht, was du Frau von Ventadour ſchuldig biſt. Mein theueres Kind, ich gebe dir meinen Segen von ganzem Herzen!“ Wenige Tage nachher, den 1. September 1715, ſchloß der erſte große Abſchnitt der Geſchichte von Verſailles mit dem Tode Ludwig XIV.

1) St.-Simon, Mém., XII, 83.

IV.

Verſailles unter Ludwig XV.

An demſelben Tage, an welchem die Reſte Ludwig XIV. geräuſchlos durch das boulogner Hölzchen nach den Königsgräbern zu St.-Denis gebracht wurden, verließ Ludwig XV. Verſailles, um ſich in Begleitung der Herzogin von Ventadour, des Herzogs von Orleans, des Herzogs von Maine, des Marſchalls von Villeroy, ſeines Gouverneurs, und des Grafen von Touloufe nach Vincennes zu begeben. Es war der 9. September. Dem Willen des ſterbenden Königs gemäß, ſollte das Hoflager Ludwig XV. nur ſo lange in Vincennes verweilen, bis die nöthigen Einrichtungen zu deſſen Wiederaufnahme in das Schloß von Verſailles vollendet ſein würden. Sowie in andern Dingen, wurde auch in dieſer Beziehung der letzte Machtſpruch Ludwig XIV. nicht beachtet.

Der Herzog von Orleans fand es als Regent bequemer und ſeinen Neigungen angemeſſener, die Reſidenz des Königs wieder nach Paris zu verlegen. Alle Gegenvorſtellungen blieben ohne Erfolg. Noch vor Ende des Jahres, am 30. December, wurde der König aus dem Schloſſe zu Vincennes nach den Tuilerien gebracht, während Verſailles ſieben Jahre lang der traurigſten Verödung und dem unvermeidlichen Verfalle überlaſſen blieb. Am ſchmerzlichſten empfand die noch in der Entwickelung begriffene Stadt dieſe plötzliche Veränderung. Die Wohnungen ſollen bereits damals auf das Viertheil ihres Werthes herabgeſunken ſein, und daß natürlich auch die Bevölkerung in gleichem Verhältniſſe abnahm, verſteht ſich von ſelbſt.

Das Schloß von Verſailles hat während dieſer Zeit in ſeinen Jahrbüchern nur wenig markirte Tage aufzuweiſen. Wir rechnen hierzu namentlich den kurzen Aufenthalt Peter des Großen und ſeines Gefolges in den Appartements des Dauphins, Vaters Ludwig XV., und der Frau von Maintenon, im Mai und Juni 1717. Freilich wiſſen aber auch hiervon Dangeau und St.-Simon nicht viel mehr zu erzählen, als daß der damalige Gouverneur des Schloſſes, Bloin mit Namen, an der Freimüthigkeit nicht geringen Anſtoß nahm, womit dieſe ruſſiſchen Gäſte ihr weibliches Gefolge, wie es ſcheint, von ziemlich zweideutigem Rufe ohne Weiteres in den züchtigen Ge-

mächern der Frau von Maintenon einquartirten. Daß man ſich dagegen, nach damaligen ruſſiſchen Sitten, daran ebenſo wenig ſtieß, als an die Reſte der Etiquette, welche nach Ludwig XIV. Tode mit Frau von Maintenon nach St.-Cyr gewandert waren, beweiſt der ebenſo überraſchende als ſonderbare Beſuch, welchen bei dieſer Gelegenheit der Czar ſelbſt Frau von Maintenon in ihrem klöſterlichen Schlafzimmer zu St.-Cyr abſtattete [1]).

Ungeachtet des Willens des Regenten, konnte jedoch Ludwig XV. in Paris ebenſo wenig heimiſch werden wie ſein Urgroßvater, und die Sehnſucht des jungen Königs nach den prachtvollen Gemächern des Schloſſes von Verſailles wuchs mit den Jahren ſo, daß man ſich noch vor Ablauf der Regentſchaft ent-

---

1) Dangeau Mém. IV, S. 30—35. St.-Simon, XV, S. 88 folgg. „Il voulut aussi voir Madame de Maintenon qui dans l'apparence de cette curiosité s'était mise au lit, ses rideaux fermés hors un qui ne l'était qu'à demi. Le Czar entra dans sa chambre, alla ouvrir les rideaux des fenêtres en arrivant, puis tout de suite ceux du lit, regarda bien Madame de Maintenon tout à son aise, ne lui dit pas un mot, ni elle à lui, et sans lui faire aucune sorte de révérence, s'en alla. Je sus qu'elle en avait été fort étonnée et encore plus mortifiée; mais le feu roi n'était plus."

ſchließen mußte, den Hof wieder nach Verſailles zu verlegen. Am 15. Juni 1722 nahm Ludwig XV. feierlich von dem Appartement Ludwig XIV. Beſitz und Tags darauf traf auch die ihm zur Gemahlin beſtimmte Infantin von Spanien, Tochter Philipp V., in den ehemaligen Gemächern der Königin ein, welche für ſie glänzend eingerichtet worden waren.

Die neue Aera, welche in der Geſchichte von Verſailles durch den Einzug dieſes jugendlichen Hoflagers bezeichnet iſt, begann unter wenig erfreulichen Auſpicien. Man hatte die letzten traurigen Jahre der Regierung Ludwig XIV. noch nicht vergeſſen, und manche erfreuliche Hoffnung, welche eine längſt erſehnte neue Ordnung der Dinge wecken mochte, wurde ſchon im Entſtehen durch verhängnißvolle Ahnungen getrübt, die ſich beim Anblicke des Schloſſes zu Verſailles wie von ſelbſt aufdrängten. Nur Rieſenmuth oder grenzenloſe Verblendung hätte mit den traurigen Erfahrungen, welche die Regentſchaft geboten hatte, ohne Beſorgniß und mit Gleichgültigkeit in die Zukunft blicken mögen, als jener verhaßte Cardinal Dubois, der Auswurf der Regentſchaft, den Platz, welchen einſt Colbert und Louvois als Oberintendanten der Gebäude neben Ludwig XIV. eingenommen hatten, jetzt neben dem ſchwachen und unmündigen Ludwig XV. einnahm. Auf dieſe Weiſe iſt Verſailles der Schauplatz der letzten ſchmachvollen Intriguen, der ganz Frankreich ent-

ehrenden Allgewalt und des entſetzlichen Todeskampfes dieſes Scheuſals geworden. Er ſtarb daſelbſt zum Glücke ſchon im erſten Jahre der Majorität Ludwig XV., am 10. Auguſt 1723, unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen eines verſtockten Sünders. Einige Monate nachher ſah der Herzog von Orleans, dem er ſeine Erhebung verdankte, gleichfalls zu Verſailles die letzte Stunde ſeines ſchuldbelaſteten Lebens (d. 21. December 1723).

Die Majorität des jungen Königs war bereits zu Anfange dieſes Jahres, den 22. Februar, in einem Lit de Juſtice des Parlaments zu Paris feierlich erklärt worden, und ſo ſah ſich Ludwig XV. am Ende deſſelben beinahe in ähnlichen Verhältniſſen wie Ludwig XIV. nach dem Tode des Cardinals Mazarin. Allein er beſaß weder den Geiſt und die Kraft ſeines Urgroßvaters, noch wäre eine Monarchie, wie ſie Ludwig XIV. gedacht und ins Leben gerufen hatte, ein zweites Mal möglich geweſen. Die lange gehaltloſe Regierung Ludwig XV., deren Geſchichte wir hier nicht zu erzählen haben, war kaum der Schatten Deſſen, was man das Zeitalter Ludwig XIV. genannt hat, und auch der Hof zu Verſailles iſt in ſeiner beſten Zeit während des achtzehnten Jahrhunderts nur eine matte, erzwungene Nachahmung der goldenen Tage dieſes Königsſchloſſes im

ſiebzehnten Jahrhundert geweſen. Wir haben darüber nur wenig zu ſagen.

Ludwig XV. beſaß weder Neigung noch Mittel, die Erweiterung und Verſchönerung der königlichen Anlagen zu Verſailles in demſelben Style fortzuſetzen, wie ſie Ludwig XIV. begonnen hatte, und ſo war es natürlich, daß Verſailles während ſeiner Regierung äußerlich nur wenige Veränderungen erfuhr. Die Ausführung des großen Deckengemäldes des Herculesſaales durch Lemoine, der Bau des Opernhauſes in dem nördlichen Hauptflügel, nach Plänen von Gabriel in den Jahren von 1753 bis 1770 ausgeführt, und die Anlage von Kleintrianon waren die einzigen bedeutenderen Unternehmungen dieſer Art in Bezug auf das Schloß ſelbſt. Dagegen wurde die Stadt, welche in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Hofes wieder zur alten Blüte gedieh und an Umfang und Bevölkerung noch um Vieles zunahm, mit zwei Kirchen, die des Quartiers des Hirſchparkes und der Pfarrkirche zu St.-Louis (vollendet in den Jahren 1727 und 1754), ſowie mit einigen Hotels für den weiteren Hofdienſt verſehen, deren Koſten von Seiten des Königs beſtritten wurden.

In Bezug auf das Leben im Innern des Schloſſes zu Verſailles, den Glanz des Thrones und die Pracht des Hofes wurde freilich nichts verſäumt, was die Glanzperiode der Regierung Ludwig XIV. hätte

vergeſſen machen können, wenn es nicht gleich anfangs an den Mitteln gefehlt hätte, die erzwungene Majeſtät der äußeren Erſcheinung bis zu jener natürlichen Würde zu erheben, welche Ludwig XIV. und ſeine Umgebungen ausgezeichnet hatte. Ludwig XV. beſaß, ſelbſt in ſeiner beſten Zeit und ehe er ſich in den Schmuz der abgeſchmackteſten Gemeinheit hinabziehen ließ, nicht die edle Haltung und das ſtolze Selbſtbewußtſein, wodurch ſein Urgroßvater ſo ſehr zu imponiren und ſelbſt die Schwächen ſeines Charakters und die Blößen ſeines Privatlebens zu bemänteln verſtand. Es waren mehr nur glückliche Augenblicke, wenn ſich in ihm das höhere Gefühl ſeiner Würde lebendiger regte, und es fehlte ihm dann allerdings nicht an Talent und Kraft, ſeinem Weſen jenen Anſtrich von königlicher Majeſtät zu geben, welcher mit dem Blute Ludwig XIV. das ewige Erbtheil der Bourbons bleiben zu müſſen ſchien. Leider waren dies aber nur vorübergehende Momente, welche die vorherrſchende Hinneigung des Königs zu kleinlichem Ceremonienweſen und unnatürlicher Frömmelei nur um ſo mehr fühlbar machten.

Auf der andern Seite waren aber auch die Elemente, aus denen ſich der Hof Ludwig XV. bilden mußte, wenig dazu geeignet, die Würde und den Glanz der Krone wiederherzuſtellen und aufrechtzuerhalten. An der Stelle jener Helden in Feld und Staat, in Kunſt und Wiſſenſchaft, welche den Vorzimmern Lud-

wig XIV. zur Zierde gedient hatten, drängten ſich in den Prachtgemächern Ludwig XV. bald nur noch die Sprößlinge eines durch den Luxus am Hofe und in den Heeren Ludwig XIV. herabgekommenen und durch die unſinnigſten Speculationen der Regentſchaft exaltirten Adels, welche zuletzt noch in dem Schatten des zu Verſailles neu aufgerichteten Thrones den Aufgang des Glücksſterns erwarteten, der über ſie und ihre Häuſer neuen Glanz und Reichthum verbreiten ſollte. Aber hierzu wären günſtigere Conſtellationen am politiſchen Himmel und eine gedeihlichere Atmoſphäre im Bereiche des Hofes nöthig geweſen, als ſie die Jugendzeit Ludwig XV. bieten konnte. Unter nutzloſen Beſtrebungen und getäuſchten Hoffnungen ward nach und nach die Kraft des beſſern Theiles ſo aufgerieben, daß zuletzt das Ganze in einen krankhaften Zuſtand und in jene geiſtige Nichtigkeit herabſinken mußte, welche nur in dem ſtrengſten Feſthalten an den Formen einer verbildeten Etiquette noch ein Mittel gegen gänzliche Auflöſung finden konnte. Dieſer krankhafte Zuſtand war eigentlich die Übergangsperiode, wenn man will, die moraliſche Urſache zu der traurigen Kriſis in dem Privatleben des Königs, welche der beſonnene Fleury vielleicht verzögern, aber ſchwerlich gänzlich hätte abwenden können. Sie war das unvermeidliche Reſultat der gemeinſten Hofintrigue, welche an den perſönlichen Schwächen Ludwig XV. Nahrung ſuchte.

Wir würden nicht einmal an die ehrloſen Triumphe der Gräfin von Mailly und ihrer Schweſtern, der Marquiſe de la Tourelle und der Herzogin von Lauragais erinnern, wenn ſie nicht eben in den ſchmachvollen Jahrbüchern des Hofes Ludwig XV. jene merkwürdige Epoche bezeichneten, welche der unbegrenzteſten Sittenloſigkeit die Schranken öffnete und den Thron Ludwig XIV. zum Mittelpunkte der Gemeinheit machte, die wie ein ſchleichendes Gift allmälig das Mark des ganzen Staatskörpers durchdrang und aufzehrte. Man wird hoffentlich hier ebenſo wenig erwarten, daß wir den Leſer in die geheimnißvollen Gemächer zu Rambouillet und Choiſy einführen, als wir es wagen würden, die Geſchichte der Abenteuer des Hirſchparks, der Bacchanalien in Kleintrianon und der mehr als lasciven Bühne zu Bellevue unter der Herrſchaft der Frau von Pompadour nachzuerzählen. Dies Alles würde nur zur Beſtätigung der einen unleugbaren Wahrheit dienen, daß die Wiederherſtellung der Monarchie Ludwig XIV. nicht mehr möglich war, und daß Alles, was ſich von den Formen und der äußern Pracht des alten Hofes noch erhielt, faſt nur dazu diente, über den ſchleunigen Verfall des Königthums, welcher den Ruin des ganzen Staatsgebäudes nach ſich ziehen mußte, noch auf einige Zeit zu täuſchen. Die Herrſchaften der Marquiſe von Pompadour und der Madame du Barry ſind blos verſchiedene Phaſen

derſelben traurigen Geſchichte, die in ihren Einzelnheiten kaum mehr das Intereſſe der Neugierde befriedigen kann. Es iſt nur ein Punkt, welcher dem Hofe Ludwig XV. in der letzten Zeit einen eigenthümlichen Charakter und einen neuen Reiz gab, und der deshalb hier nicht unberückſichtiget bleiben darf: nämlich die Oppoſition des jüngern Adels gegen den ältern, welche mit dem allgemeinen Umſchwunge der Geiſter in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts genau zuſammenhing und unter die entſcheidendſten Motive der Revolution gerechnet werden muß, welche der Monarchie Ludwig XIV. und mit ihr dem Hofe zu Verſailles ein Ziel ſetzte.

Die Lehren der verneinenden und vernichtenden Philoſophenſchulen des achtzehnten Jahrhunderts fanden an dem Hofe Ludwig XV. natürlich um ſo leichter Eingang, da ſie ſich gleich vom Anfange an in dem reizenden und leichtfertigen Gewande des feinen Geſellſchaftstones zeigten, welches in den Appartements zu Verſailles und den Salons der Hauptſtadt noch die letzte nothdürftige Hülle aufgelöſter Sitte war. Nachdem ſie ſo hier einmal fruchtbaren Boden gewonnen hatten, ſchlugen ſie bald tiefer Wurzel und bekamen eine ernſtere Bedeutung. Neben dem älteren Geſchlechte, welches mit Ludwig XV. aufgewachſen und unter dem Einfluſſe der durch Ausſchweifungen jeder Art verpeſteten Hofluft ergraut war, wuchs gegen das

Ende der Regierung dieſes Monarchen eine neue Generation empor, welche, ohne grade den Sitten, den Vorurtheilen und Schwächen der Väter ganz zu entſagen, einer neuen Welt der Ideen huldigte und von einer andern unbeſtimmten Zukunft träumte. Die meiſten jener jungen Freiheitshelden, welche einige Jahre ſpäter der Enthuſiasmus für die gute Sache eines unterdrückten Volkes über das Weltmeer trieb, die Segur, die Noailles, die La Fayette, haben den Weg durch die Appartements Ludwig XV. und die Boudoirs der Gräfin Du Barry gemacht, um zu der beſcheidenen Wohnung des Dauphins zu gelangen, welche der Sammelplatz Aller wurde, welche ſich bei der troſtloſen Entwürdigung des Thrones und der Nation durch einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft ſtärken wollten.

Hier, im Schooſe des Hofes ſelbſt, entwickelten ſich unter den alten Formen der Etiquette unbemerkt ein andrer Geiſt und andere Sitten. Man erlaubte ſich im Stillen die ſchonungsloſe Kritik und die beißende Satire Voltaire's zu wiederholen, und gefiel ſich, ſie auf die nächſten Umgebungen anzuwenden; man debattirte laut über die Grundſätze Montesquieu's und Rouſſeau's, man ſprach mit Wärme dafür und dagegen; man weigerte ſich nicht mehr, der Freiheit, der Gleichheit, den Rechten der Nation in der Sprache des jüngeren Hofes einen Platz einzuräumen,

man machte ſich Ideale und ſeufzte nach ihrer Verwirklichung. Zu ernſter und tieferer Auffaſſung der Dinge kam es dabei freilich noch nicht; man wollte die Freuden der Gegenwart genießen, erwartete viel von der Zukunft und blieb zunächſt auf der Oberfläche und bei gewiſſen Äußerlichkeiten ſtehen. Die alten Moden und der abgelebte Stolz des bejahrteren Adels wurden das Stichblatt des jugendlichen Witzes, und die Einfachheit engliſcher Sitten, Trachten und Gewohnheiten der Gegenſtand der Eitelkeit des gewählten Hofſtaates in den Appartements des Dauphins. So lange Ludwig XV. lebte, blieb jedoch natürlich die Herrſchaft in Ton und Sitte auf Seiten des älteren Geſchlechtes, welches, im Beſitze der Gunſt des Königs und der einträglichſten Stellen im Staate und am Hofe, an die ewige Dauer der alten Monarchie glaubte und mit Gleichgültigkeit oder Verachtung auf die Launen dieſer anmaßenden Jugend herabſah, welche mit Ungeduld den Aufgang der neuen Sonne erwartete. Die Todesſtunde Ludwig XV. entſchied in ungleichem Kampfe den Sieg für die letztere.

V.

Verſailles unter Ludwig XVI.

Hätte Ludwig XVI. mit der Krone Ludwig XIV. nicht auch eine Schuldenlaſt von vier Milliarden und eine völlig zerrüttete Finanzverwaltung geerbt, ſo wäre vielleicht mit ſeiner Regierung für die äußere Geſchichte von Verſailles eine neue Periode des Glanzes und der Pracht angebrochen. Denn Ludwig XVI. beſaß neben dem Bewußtſein ſeiner Würde einen gebildeten Geiſt, einen geläuterten Geſchmack, einen lebendigen Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit und ein natürliches Bedürfniß zu ſchaffen. Allein zu gleicher Zeit kannte er auch die Pflichten gegen ſein Volk und die Gefahren, welche das fortgeſetzte Syſtem rückſichtsloſer Verſchwendung dem Staate zur Zeit Ludwig XIV. gebracht hatte; er beſaß die Kraft der Selbſtbeherrſchung und der Entſagung, und machte Sparſamkeit zu einem der Grundgeſetze ſeiner Regierung. So geſchah denn auch für die Erweiterung und Verſchönerung des Schloſſes und des Parkes zu Verſailles während derſelben

faſt ſoviel wie nichts. Was durch die Nachläſſigkeit einer gewiſſenloſen Verwaltung in der letzten Zeit Ludwig XV. etwa in Verfall gerathen war, wurde ſchnell wiederhergeſtellt und ſorgfältig unterhalten; einige Veränderungen im Parke, welche im Jahre 1778 ausgeführt wurden, verlangte die Zweckmäßigkeit und der beſſere Geſchmack, und die von Delille in ſeinem didaktiſch-elegiſchen Gedicht „die Gärten“ ſo ſehr beklagte Fällung der alten ehrwürdigen Stämme der Hauptreviere des kleinen Parkes gebot die Nothwendigkeit, weil ſie zu alt waren, um länger ausdauern zu können.

Übrigens ſollte das Schloß zu Verſailles, nach dem Willen des jungen Königs, in ſeiner äußern Erſcheinung nur das Abbild der edeln Einfachheit ſein, durch welche er fortan das Leben des jugendlichen Hofes im Innern charakteriſirt wiſſen wollte. In letzterer Beziehung ſtand es jedoch nicht in der Macht Ludwig XVI., ſeine Wünſche zu Geſetzen zu erheben, denen ſich Umſtände und Perſönlichkeiten ſo leicht und auf gleiche Weiſe hätte fügen können. Der Hof, wie ihn Ludwig XV. hinterlaſſen hatte, war mit aller erzwungenen Pracht, mit der ganzen Steifheit einer verbildeten Etiquette, mit der verjährten Unſittlichkeit der ältern und mit der übermüthigen Ausgelaſſenheit der jüngern Generation ein Vermächtniß, welches Ludwig XVI. annehmen mußte, wie es war, und als ſolches bewahren, pflegen, ja in gewiſſem Sinne ſelbſt

heilig halten zu müſſen glaubte. Er wollte und mußte es, nach ſeinen Ideen, heilig halten, weil es eine der Grundſäulen des Thrones war, auf dem Ludwig XIV. geſeſſen hatte und den er ſelbſt mit dem Vorſatze beſtieg, ihn unerſchüttert ſeinem Nachfolger zu hinterlaſſen. Erklärt dieſes auf der einen Seite die Ängſtlichkeit, womit Ludwig XVI. oft mit mehr Gutmüthigkeit als Geſchick über den Vorrechten der Krone wachte, ſo wirft es auf der andern zugleich erwünſchtes Licht auf das unſichere, man möchte faſt ſagen, zweideutige Benehmen dieſes ebenſo edeln, als unglücklichen Fürſten im Innern ſeiner Gemächer und im Verhältniſſe zum Hofe, welches ihn nicht ſelten in die ſonderbarſten Widerſprüche mit ſich ſelbſt brachte. Ludwig XVI. wollte Einfachheit, Häuslichkeit, Sparſamkeit und Beſchränkungen in Leben und Sitten ſeines Hofſtaates, er betrachtete aber zu gleicher Zeit auch z. B. die Etiquette, dieſe koſtbare, pomphafte und doch ſo kleinliche Etiquette, welche glänzende Feſte vorſchrieb, unter der Laſt des Goldes ſeufzende Spieltiſche verlangte, reiche Geſchenke bei alljährlich wiederkehrenden Gelegenheiten zum Geſetze machte, er betrachtete dieſe als eine Tradition, der man treu bleiben müſſe, ſelbſt wenn es Opfer, ſchwere Opfer koſten ſollte. Er trat auf die Seite des älteren Adels, weil er in ihm die Sitten und den Willen ſeiner Väter ehrte, gefiel ſich aber nichtsdeſtoweniger in den freieren nnd einfacheren

Kreiſen ſeiner jüngeren Zeitgenoſſen, weil ihre Art und ihr Sinn ſeinem Charakter und ſeinen Hoffnungen für die Zukunft mehr entſprach.

Unglücklicherweiſe entgingen Ludwig XVI. grade die eminenteren Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters, welche nöthig geweſen wären, um ſo verſchiedenartige Elemente zu einem Ganzen zu vereinigen und dem Hofe gleich vom Anfange an einen neuen und entſchiedenen Stempel aufzudrücken. Es fehlte ihm die Alles beherrſchende Kraft des Entſchluſſes, die unerſchütterliche Feſtigkeit des Willens und die gebietende Haltung des äußeren Anſtandes, wodurch Ludwig XIV. in der Blüte ſeiner Jahre und ſeines Ruhmes ſo ſehr zu imponiren wußte und das ganze Leben und Treiben ſeines Hofes in beſtimmte Formen brachte, die wenigſtens ſeinen Begriffen von der Darſtellung königlicher Majeſtät, vielleicht auch den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen waren. Freilich war die Stellung Ludwig XVI. auch in dieſer Beziehung weit ſchwieriger als die ſeines großen Ahnen, wenn man überhaupt zugeben will, daß es ſchwerer iſt, ein halb in Trümmer zerfallenes Gebäude mit alten Werkſtücken wiederherzuſtellen, als einen Bau nach großartiger Idee vom Grunde aus und mit friſchen Materialien neu aufzuführen. Ludwig XVI. fühlte wol die Nothwendigkeit einer ſchleunigen Wiederherſtellung, hatte aber nicht den Muth, Hand anzulegen, und iſt daher

nie weiter gekommen, als daß er die ehrwürdigen Trümmer, die ſeinen Thron umgaben, mit Sorgfalt bewachte für beſſere Zeiten; im Übrigen ließ er das Verhängniß walten, dem er ſich nur in ſeinen ſchwerſten Stunden als Held gezeigt hat.

Im Allgemeinen bot der Hof zu Verſailles kurz nach der Thronbeſteigung Ludwig XVI. zwei auffallende Erſcheinungen dar, welche als charakteriſtiſche Merkmale bezeichnet werden müſſen: die allmälige Auflöſung der alten Etiquette in einen ungezwungenern, freieren Geſellſchaftston und die völlige Umwandelung des Geiſtes und der Art des jungen Adels. Was die erſtere betrifft, ſo iſt der Einfluß der jungen liebenswürdigen Königin, welche, an leichtere Formen gewöhnt, ſich nicht immer dem ſtrengeren Ceremoniel aus den Zeiten Ludwig XV. fügen mochte, vielleicht zu hoch angeſchlagen und von ihren Gegnern jedenfalls zu ſehr verſchrien worden. Allerdings trug der muntere Sinn der vergnügungsſüchtigen Marie Antoinette dazu nicht weniger bei, als die Leichtfertigkeit des Grafen von Artois und die geiſtreiche Laune des Grafen von Provence; allein die moraliſchen Urſachen der Erſcheinung lagen tiefer in dem Geiſte und den Bedürfniſſen der Zeit. Der Verfall der feineren und impoſanten Etiquette, welche, nach der Idee Ludwig XIV. den Verkehr am Hofe nicht blos an gewiſſe Formen binden, ſondern zugleich auch würdevoller und Achtung gebie-

tender machen ſollte, hing mit dem Sinken des Königthums überhaupt genau zuſammen, und muß daher, ſeinem Urſprunge nach, wenigſtens bis auf die zweite Hälfte der Regierung Ludwig XV. zurückgeführt werden. Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, war es ſchon nicht mehr möglich, die einmal aufgelöſten Bande wieder enger anzuziehen, weil ſich die Intereſſen der Mehrzahl dagegen ſträubten, welche die Feſſeln nicht mehr tragen wollte, die ihr die Minderzahl ſo gern aufgelegt hätte. Dieſe Mehrzahl war eben die jüngere Generation des Adels am Hofe zu Verſailles, welche bald in den Appartements des Königs, der Königin und der Prinzen den Ton angab.

Daß ſich eine mehr verſteckte Oppoſition des jüngeren Adels gegen den älteren ſchon in den letzten Zeiten Ludwig XV. geltend machen wollte, iſt oben berührt worden; mit der Regierung Ludwig XVI. äußerte ſie ſich kühner, entſchiedener und mit mehr Erfolg. Die moraliſche Grundlage dieſer Oppoſition war der Ekel, welchen die abgelebte Sittenloſigkeit des Hofes Ludwig XV. dem beſſeren und geſunderen Theile des jungen Adels verurſacht hatte und den der anſpruchsloſe Dauphin zu theilen ſchien. Um ihn bildete ſich zuerſt jener kleine auserleſene Kreis junger Leute, in welchem ein geläutertes Gefühl reinerer Sitte die Bahn brach und nnter dem Einfluſſe neuer Ideen der längſt erſtorbene ritterliche Sinn wiederer-

wachte, der ſo manches Große mit Enthuſiasmus erfaßt und mit Beharrlichkeit durchgeführt hat. Der enge Bereich des Hofes Ludwig XVI. war leider kein günſtiges Feld für den Ruhm ritterlicher Thaten; denn das einzige Ungeheuer, gegen welches hier dieſes neue Heldengeſchlecht die Lanze einlegen konnte, war eben nur jene alte Hofſitte, welche man gern auf einmal und für immer ausgetilgt haben wollte. Die Unwahrſcheinlichkeit des Erfolgs ſchreckte die entſchloſſenen Kämpfer von der Kühnheit eines Verſuchs nicht zurück. Mit ſichtlichem Wohlgefallen erzählt uns der geiſtreiche Segur in ſeinen Memoiren [1]), wie er ſelbſt mit ſeinen Genoſſen, den Söhnen der damals angeſehenſten und einflußreichſten Familien Noailles, Guémené, Durfort, Coigny, Grammont, La Fayette u. ſ. w., in den erſten Jahren der Regierung Ludwig XVI. den Plan entworfen habe, die alte unbeholfene Hofſitte aus den Zeiten Ludwig XIV. und Ludwig XV. durch die Wiederherſtellung der Trachten, Gebräuche und Hoffeſte aus den Zeiten Franz I. und der drei letzten Heinriche zu verdrängen. Die Idee fand Beifall, wurde von der Königin gebilliget, von den Prinzen unterſtützt und von dem Könige ſelbſt nicht verworfen. Der Triumph der vermeintlich guten Sache ſchien bereits vollendet, als, nach einigen

1) Mémoires ou souvenirs, I, 43. 2. Ausg.

glücklichen Verſuchen in den engeren Kreiſen des Hofes, plötzlich der Befehl erlaſſen wurde, daß ſämmtliche Herren auf dem Balle der Königin nur in den Coſtümen des Zeitalters Heinrich IV. erſcheinen ſollten. Unglücklicherweiſe ſcheiterte grade an dieſem Verſuche, von dem man die günſtigſten Erfolge erwartet hatte, die weitere Ausführung des ganzen Planes. Denn man fand bei dieſer Gelegenheit, daß die leichte, gefällige Tracht Heinrich IV. wol zu dem ſchlanken Wuchſe und der heiteren Miene des jüngeren Adels paſſe, mit den grämlichen Geſichtern und den unterſetzten Geſtalten der älteren Generation aber einen ſonderbaren Contraſt bilde, welcher die ganze Sache ins Lächerliche herabziehe. Der Plan wurde daher gleich darauf, wie ein Carnevalsſpaß, wieder aufgegeben und von dem guten Könige ſelbſt herzlich belächelt.

Gefährlicherer Natur wurden dieſe Spiele jugendlicher Laune freilich ſchon, als ſie die Politik des Tages zum Gegenſtande ihres opponirenden Witzes machten. Wir erinnern nur beiläufig an jene lächerlichen Parodien der Parlamentsſitzungen, bei welchen einer der Brüder des Königs den Präſidenten und — wer ſollte es glauben? — der ernſte, geſetzte La Fayette die Rolle des Generalprocurators nachäffte, und dies zu keinem andern Zwecke, als um eine allgemein gebilligte Maßregel Ludwig XVI., die Zurück-

berufung der Parlamente, auf pikante Art zu kritiſiren [1]). Der Geiſt des Widerſpruchs, welcher ſich auf dieſe Weiſe im Schooſe des Hofes anfangs nur unter dem leichten Gewande des Witzes zeigte, bekam natürlich auch ſeine ernſtere Seite, je ernſter ſich Zeit und Verhältniſſe geſtalteten. Der einmal vorhandene Gährungsſtoff, welcher am Hofe nicht weniger, wie in den übrigen Kreiſen der Geſellſchaft, bemerklich war, bedurfte einer Ableitung, wenn er ſich nicht ſelbſt eine Bahn brechen ſollte, deren Lauf nur durch Ruinen würde bezeichnet worden ſein. Er erhielt dieſe Ableitung durch den Ausbruch des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes, welcher nirgend eine lebhaftere und thätigere Theilnahme gefunden hat, als unter dem jungen Adel am Hofe Ludwig XVI. Man kennt den Enthuſiasmus, mit welchem ſich die Söhne der erſten Familien für die Sache der Freiheit erklärten; man weiß, daß der erſte Siegesruf der Amerikaner ſelbſt in den Gemächern der Königin zu Verſailles widerhallte; man erinnert ſich noch des unbeſchreiblichen Eindrucks, welchen das Erſcheinen des erſten Stellvertreters der jungen Republik der vereinigten Staaten, des ehrwürdigen und ſchlichten Benjamin Franklin, in Paris und am Hofe zu Verſailles hervorbrachte, und hat noch nicht vergeſſen, welche

---

1) Segur a. a. O., S. 45.

Wünſche den jungen La Fayette über das Weltmeer begleiteten, als er, der Erſte, die Vorzimmer des Königs verließ, um der aufgehenden Freiheit der neuen Welt Gut und Blut zu opfern.

Während er dort jene merkwürdige Laufbahn begann, welche ihm in der Geſchichte zweier Jahrhunderte und zweier Welten einen ſo bedeutenden Namen gemacht hat, nahm der Hof zu Verſailles eine andere Geſtalt an. Es zeigte ſich hier die auffallende Erſcheinung, daß man in Amerika die Engländer beſiegt wiſſen wollte, während in Europa ihren Sitten, Gebräuchen, öffentlichen Einrichtungen und Anſichten ſelbſt bis in die Gemächer des Königs freier Zutritt geſtattet wurde. Der Einfluß Englands auf Frankreich iſt zu keiner Zeit entſcheidender, zu keiner vielleicht nachtheiliger geweſen, als während und kurz nach der amerikaniſchen Revolution. Die unklaren, halbverſtandenen Ideen über Staatsverfaſſung und politiſche Verhältniſſe der britiſchen Monarchie, welche durch die Schriften franzöſiſcher Philoſophen und Publiciſten in Umlauf gekommen waren, wurden überall mit Begierde ergriffen und gegen den vermeintlichen Despotismus, welcher zu Verſailles ſeinen Sitz habe, nicht ohne Haß und Bitterkeit geltend gemacht. Ludwig XVI. erkannte wol die Gefahren dieſer Anglomanie, welche in ſeinen nächſten Umgebungen ihre eifrigſten Anhänger fand; es ſtand aber nicht in ſeiner Macht, ihr auf eine

wirkſame Weiſe entgegenzutreten; ſie gehörte mit zu den verhängnißvollen Urſachen, welche den Sturz des Thrones Ludwig XIV. herbeiführten, unter deſſen Trümmern der edelſte ſeiner Nachfolger einen unverſchuldeten Untergang finden ſollte. Wir haben übrigens hier dieſe Urſachen nicht weitläufiger zu entwickeln. Die Siege der franzöſiſchen Waffen in Amerika und der Ruhm einiger jungen Freiheitshelden, welchen ſelbſt der König und der Hof die ſchuldige Achtung und Theilnahme nicht verſagen durften, konnten nur noch kurze Zeit über den wahren Stand der Dinge und die verzweifelte Stellung des Hofes zur Nation täuſchen.

Nach dem Frieden vom Jahre 1783, dem einzigen Glanzpunkte der unglücklichen Regierung Ludwig XVI., hat Verſailles nur wenig heitere Tage mehr geſehen. Die unglückſelige Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe in den letzten Jahren vor dem Ausbruche der Revolution blieb nicht ohne traurige Rückwirkung auf die äußere Erſcheinung und den Geiſt des Hofes Ludwig XVI. Er nährte und pflegte in ſich ſelbſt die Keime ſeines Untergangs, welche unter dem Deckmantel hergebrachter Formen nur zu deſto leichterer und gefährlicherer Entwickelung gediehen. Wer wüßte z. B. nicht, daß der Kampf der Parteien und Intereſſen, welcher die ganze Nation zertheilte, grade am Hofe Ludwig XVI. ſeine eifrigſten Theilnehmer und Vertreter fand; daß hier, an den Stufen des Thrones, die

Plane geſchmiedet wurden, welche den Ruin dieſes Thrones ſelbſt zum Zwecke hatten; daß die nächſten Umgebungen des Königs kein Mittel unverſucht ließen, die letzten traurigen Reſte des königlichen Anſehens, welches Ludwig XVI. nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, in den Staub zu treten, und daß überhaupt die ſchmachvollſte Erniedrigung der Monarchie ihren Gegnern als der höchſte Triumph einer guten Sache galt.

Verſailles hat in dieſer Zeit keine beſondere Geſchichte mehr. Der Ausgang des großen Dramas, deſſen Schauplatz das Schloß zu Verſailles geweſen iſt, gehört den Jahrbüchern der Weltgeſchichte an, in welche die letzten Schickſale des glänzendſten Hofes der neueren Zeit mit Blut- und Flammenſchrift eingetragen ſind. Man leſe dort ausführlich, was das Schloß zu Verſailles in den Jahren 1787 bis 1789 geſehen und erfahren hat, damit man wiſſe, daß dieſes ſtolze Fürſtenhaus nicht blos für Freudengelage und Königsfeſte gebaut ſein ſollte, ſondern daß in ſeinen Mauern auch Leidenskelche bis auf den Grund geleert wurden, und das Hohngelächter ſiegender Volkswuth den Umſturz eines Thrones feierte, vor deſſen Allgewalt einſt Nationen gezittert hatten. Wir wollen hier nicht die Umſtände wiederholen, welche die entſetzliche Kataſtrophe des 5. und 6. Octobers herbeiführten und begleiteten. Man findet ſie in einer Menge Werke, die

Jedermann zur Hand ſind, mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit genau verzeichnet [1]). Ich habe in Verſailles ſelbſt Greiſe geſprochen, die in der Blüte der Jahre und mit der Begeiſterung der jungen Freiheit an dem Triumphe des Volkes in jenen Tagen Theil genommen haben. Eine lange inhaltsſchwere Zeit, die ſeitdem vorübergegangen iſt, war nicht im Stande geweſen, bei ihnen den Eindruck zu verlöſchen, welchen der Abzug Ludwig XVI. und dann das verödete Schloß auf ſie und ganz Verſailles gemacht hatten. Sie meinten, es ſeien zwei finſtere Herbſttage geweſen von übler Vorbedeutung. Wer am Abend des 6. Octobers, ſo bemerkte mir noch unlängſt ein ſiebenzigjähriger Alter auf der Schloßterraſſe zu Verſailles, an dieſem Orte geſtanden und geſehen habe, wie ſich nach und nach im Weſten eine dunkle Wolkenſchicht geſammelt, deren Widerſchein die ganze weite Hauptfaçade des Palaſtes wie mit einem Trauerflor umhüllt habe, und dann von der ängſtlichen Geſchäftigkeit und den verzweifelten Geſichtern der noch zurückgebliebenen Diener der königlichen Familie im Innern des Schloſſes Zeuge geweſen ſei, der habe

1) Die neueſte und beſte Zuſammenſtellung im 3. Bande der Hist. parlémentaire de la Révolution française par Buchez et Roux. Paris 1835.

nur mit Bangigkeit an Das denken können, was die Zukunft bringen werde. Für Verſailles wenigſtens, ſetzte er hinzu, ſeien ſeitdem die trübſten Ahnungen zur Wahrheit geworden; welchen Nutzen im Übrigen Frankreich der Fluch der Nation gebracht habe, womit damals das Schloß belaſtet worden ſei, wage er nicht zu ſagen; denn er gehöre bereits der Vergangenheit an und wiſſe nicht, was der Zukunft noch vorbehalten ſei, an welcher er keinen Theil mehr haben werde.

VI.

Verſailles ſeit ſeiner Verwaiſung.

Was Verſailles ſeit dieſen betrübten Tagen erlebt hat und geworden iſt, läßt ſich mit wenigen Worten ſagen. Es iſt das traurige Nachſpiel einer ergreifenden Geſchichte, für die man, wie es ſcheint, ein eigenes Theater aufführen mußte. Sie war ausgeſpielt, dieſe Geſchichte, Schauſpieler und Zuſchauer hatten ſich entfernt und die Bühne ward der Willkür der Logenſchließer und den Launen des Zufalls überlaſſen.

Wer Verſailles etwa im Winter von 1789 auf 1790 geſehen hat, dürfte es ſchwerlich ohne geheimen Schauer vor der Allgewalt des Schickſals verlaſſen haben. Der Abzug des Königs und ſeiner Familie war das Signal zum Aufbruche aller Derer geweſen, welche mit dem Hofe in näherer oder fernerer Beziehung geſtanden hatten oder noch ſtanden. Ein

guter Theil folgte nothgedrungen, ein anderer, vielleicht der größte, weil ſeine Exiſtenz von Hofluft und Hofleben bedingt war, ein dritter aus Neigung, die Wenigſten vielleicht aus Pflichtgefühl und Ergebenheit. Schon nach Verlauf von wenigen Wochen ſah man in Verſailles nicht viel mehr als ein verlaſſenes Schloß, leere Paläſte, verödete Straßen und betrübte Geſichter. Die Bevölkerung ſank in Kurzem von 80,000 Seelen auf 25,000 und die wenigen noch bewohnten Häuſer auf das Viertheil ihres Werthes herab [1]). Verſailles, ganz ohne Hülfsquellen für eine ſelbſtändige Exiſtenz, hat die Erinnerung an ſeine ehemalige Größe durch von Jahr zu Jahr wachſendes Elend theuer erkaufen müſſen.

Gewiſſermaßen die Wiege der Revolution, iſt es von ihr wieder heimgeſucht worden, als das Kind bereits zur Kraft gelangt war. Die revolutionnaire Partei war in Verſailles gleich vom Anfange an ſehr bedeutend, entweder weil in der Nähe des Hofes die Laſt des Despotismus wirklich ſchwerer auf dem Volke gelegen hatte, oder, und dies iſt faſt wahrſcheinlicher, weil der Mismuth über die Ungunſt des Geſchicks ſich austoben mußte. Es hat Zeiten ge-

1) Botſchaft des Directoriums an den Rath der Alten vom 7. Jan. 1798. Moniteur, An VI, Nr. 114. (13. Jan. 1798.)

geben, wo man im Schatten der Laubgänge des Parkes die „Hymne des Versaillais" anſtimmte, eine ſchwache Nachahmung der bekannten Marſeillaiſe:

Quels accens! quel transport! partout la gaité brille.
La France est-elle donc une seule famille?
Au lieu même où les rois étalaient leur fierté,
On célèbre la liberté u. ſ. w.

Es hat Zeiten gegeben, wo man in der Kirche zu Notre-Dame in Verſailles der Vernunft Altäre errichtete, wo die Jakobiner in der Kapelle der Rue Dauphine (Le Reposoir) ihre Sitzungen hielten, wo die Kirche des heiligen Ludwig den Namen des Grenier d'abondance trug, wo das Franziskanerkloſter ein Gefängniß für politiſch Verdächtige war, wo die Schloßkapelle den Theophilanthropen, welche das göttliche Weſen unter der Geſtalt einer auf dem Altare aufgeſtellten Getreidegarbe verehrten, zum Tempel diente, und wo Verſailles der Schauplatz von Septemberſcenen geweſen iſt. Auch dieſe Zeiten ſind vorübergegangen; aber es gibt noch Leute genug, die ſie geſehen haben und davon zu erzählen wiſſen.

Am 9. September 1792 wurden in den Straßen von Verſailles durch eine wüthende Horde pariſer Septembriſeurs die unglücklichen Gefangenen niedergemetzelt, welche, 53 an der Zahl, von Orleans nach

Paris gebracht werden ſollten. Die Hauptſcene dieſer Greuelthat war am Eingange der Orangerie; der lange Zug der Wagen, worauf ſich die Gefangenen befanden, war von drei Stück ſchweren Geſchützes angeführt und drei andere folgten ihm in geringer Entfernung. Ungeachtet dieſer Bedeckung hatte das wüthende Volk ſchon zwei Mal den Verſuch gemacht, ſich der Gefangenen zu bemächtigen, als der Zug an dem Gitterthore der Orangerie anlangte. Plötzlich erhob ſich hier eine Stimme, man werde die Gefangenen retten, wenn man ſie in der Orangerie unterbringe, wo 2000 Perſonen verborgen ſeien. Dies war das Zeichen zum dritten und gelungenſten Angriffe des Pöbels. Kaum hatten die drei Kanonen das Gitterthor paſſirt, als man dieſes unter furchtbarem Jubel ſchloß, ſich der Bedeckung bemächtigte, auf die Gefangenen losſtürzte und ſie in wenigen Minuten hinmordete, ... nur drei von ihnen entkamen durch ein Wunder; und dies war doch nur erſt das Vorſpiel zu dem entſetzlichen Blutbad, welches gleich darauf in den Gefängniſſen dieſer Stadt angeſtiftet wurde! (Moniteur 1792, Nr. 258. 14. Sept.)

Das Schloß war unterdeſſen der Gegenſtand der unverſchämteſten Räuberei unter dem Schutze der Geſetze geworden. Der ungeheure Reichthum an koſtbaren Meubeln, feinen Stoffen und ſelte-

nem Zimmerſchmucke aller Art, welcher hier ſeit einem Jahrhunderte zuſammengedrängt worden war, verſchwand nach und nach, man wußte eigentlich nicht, wie und wohin? — Im September 1792 war dieſer geſetzliche und ungeſetzliche Unfug ſchon ſo weit getrieben worden, daß der Verwaltungsrath von Verſailles ſich deshalb durch eine förmliche Deputation bei dem Nationalconvent beklagte und darum bat, man ſolle wenigſtens das Decret zurücknehmen, welches den bereits begonnenen Transport der Kunſtſchätze des Schloſſes zu Verſailles in das Muſeum von Paris verordnete. Ein großer Theil der koſtbarſten Dinge, namentlich aus dem Cabinet der Medaillen, war damals ſchon abhanden gekommen.

Das Klagelied, wodurch die Deputirten die Convention zu erweichen hofften, lautete folgendermaßen: „Wir haben die Könige und ihre Verbrechen geſehen, und wir haben ſie verachtet. Wir haben im Schatten ihrer Paläſte von den Reſten ihrer unwürdigen Verſchwendung gelebt und wir haben eine ehrenvolle Armuth ihrem erniedrigenden Gepränge vorgezogen. Wir haben unſere Hände mit denen jener freien Bürger verbunden, welche ſie vernichtet haben. Wer ſo gehandelt hat, ſollte der ſich nicht ums Vaterland verdient gemacht haben? — Das iſt die Frage, welche die Bewohner von Verſailles eurer Gerechtigkeit vorlegen. Sie haben ihre Kinder, ihre Waffen, ihre

Kanonen, alle ihre Reichthümer hingegeben. Eine letzte Hülfsquelle blieb allein noch dieſer verödeten Stadt, ihren zu Grunde gerichteten Bürgern, ihren verlaſſenen Frauen und Kindern: die Spuren des Luxus und der Räubereien der Könige waren in ihren Mauern; die Denkmale der Künſte, in ihrem Schloſſe vergraben, kannte Niemand. Die Bewohner von Verſailles hofften, daß die Fremden zu ihnen kommen würden, um auf dem endlich frei gewordenen Boden die Reſte einer vernichtenden Gewalt zu betrachten; ſie tröſteten ſich über ihre Verluſte mit dem Gedanken, daß in den kommenden Jahrhunderten der Gerechte in der Mitte dieſer großartigen Gebäude weilen würde, um das Andenken ihres Muthes durch heiße Thränen zu ehren; ſie hofften, daß der Künſtler, wenn er dieſe durch Meiſterhände vergegenwärtigten Züge des Heldenmuthes nachzeichnen würde, ſagen ſollte: „„die Bewohner von Verſailles ſind nicht blos ihre eiteln Bewunderer geblieben."" — Und dennoch entreißt man ihnen jetzt dieſe Gemälde, dieſe herrlichen Denkmäler; man beraubt dieſe Schlöſſer, gleich als ob die Kinder der Freiheit nicht würdig wären, die Beſchützer der Künſte zu ſein! — Geſetzgeber, werdet ihr dieſe Ungerechtigkeit nicht verhindern? — Kann ſich das Muſeum von Paris blos durch unſern Ruin verſchönern? — Es kann ja nicht einmal die Hälfte der Meiſterwerke faſſen, welche durch die Prunkſucht

der Höfe aufgehäuft worden ſind. Und warum ſollte man uns die gerechte Ausnahme verweigern, die uns Noth thut und welche das Wohl der Nation verlangt? — Verſailles iſt ſeiner ganzen Habe beraubt worden; und da ihr uns von dem Königthum befreit habt, was wollt ihr nun mit den herrlichen Anlagen machen, von denen es voll iſt, wenn ihr nicht daran denkt, daß es der Hauptſtadt nahe genug iſt, um neben dem Reiz der Einſamkeit auch die Quelle der Wiſſenſchaften zu bieten, und daß es folglich ganz dazu gemacht zu ſein ſcheint, das Lyceum der franzöſiſchen Nation, der Zufluchtsort ſeiner Philoſophen, die Schule ſeiner Künſtler zu werden?" — Alſo ſchloß der Redner unter dem rauſchendſten Beifalle der Verſammlung.

Auf den Vorſchlag des Deputirten Duſaulx beſchloß hierauf der Nationalconvent, den Transport der Kunſtwerke von Verſailles nach Paris vorläufig einzuſtellen (Moniteur 1792, Nr. 267). Die verſtohlene Räuberei dauerte jedoch nichtsdeſtoweniger fort, und noch vor Ablauf eines Monats, den 20. October, verlangte ſelbſt Roland, damals Miniſter des Innern, durch einen Brief an die Nationalconvention die förmliche Ermächtigung zum Verkauf des Mobiliars im Schloſſe zu Verſailles im Namen der Regierung. Sie ward ohne Widerrede gewährt und der Verkauf unverzüglich begonnen (Moniteur 1792, Nr. 295). Der Deputirte Manuel drang ſogar darauf, daß auch

das Schloß zugleich mit zum Verkauf ausgeboten oder vermiethet werden ſollte; allein man begnügte ſich zunächſt, dieſen Vorſchlag an die „Commission d'aliénation" zu verweiſen, wo er nicht weiter in Betracht gezogen wurde.

Indeſſen ging der Verkauf des Mobiliarvermögens, ungeachtet der dringendſten Gegenvorſtellungen der Behörden von Verſailles, ſeinen natürlichen Gang. Man hatte damals das merkwürdige Schauſpiel, daß ſich Fremde, vorzüglich Engländer, die unbedeutendſten Dinge, welche Ludwig XVI. oder der Königin gehört hatten, mit ungeheuern Summen gegenſeitig ſtreitig machten, während die Franzoſen ruhig zuſahen und ſich mit ihren eigenen Aſſignationen bezahlen ließen, die gleich darauf allen Werth verloren. Namentlich ſollen auf dieſe Weiſe die ſeltenſten Koſtbarkeiten und die ausgeſuchteſten Gegenſtände des Luxus, womit das Cabinet der Königin geſchmückt war, ſämmtlich nach London gewandert ſein (Touchard-Lafoſſe, Histoire des environs de Paris. Paris 1834. Th. I. S. 114). Eine abermalige Deputation der Bürgerſchaft von Verſailles erklärte im Juni 1793 der Convention gradezu, daß es der Ruin ihrer Stadt ſein werde, wenn der Verkauf der Meubeln im Schloſſe fortgeſetzt und, wie man damals zu thun Willens war, die Maſchine zu Marly abgebrochen würde. Der Beſchluß über die letztere

ward ſuspendirt, der Verkauf aber wurde vollendet. (Moniteur 1793, Nr. 171.)

Das ausgeleerte Schloß blieb dann einige Zeit der Gegenſtand der gemeinſten und unſinnigſten Speculationen; man wußte lange nicht, welche Beſtimmung man ihm geben ſollte; man ſprach von Verkauf, von Verpachtung, ja ſelbſt von Demolirung. Am 5. Mai 1794 gab endlich ein Vorſchlag des Deputirten Couthon den Ausſchlag. „Dieſe Schlöſſer“, hob er an, „ſind nur zu lange Zeit der Gegenſtand eines unverſchämten Luxus geweſen; der Wohlfahrtsausſchuß iſt daher der Meinung, daß es Zeit ſei, ſie durch eine nützliche Verwendung zu reinigen. Seit Jahren haben ſie nur dazu gedient, das Volk, dem man zu ihnen den Zutritt verwehrte, zu beleidigen; die Zeit iſt gekommen, wo man ſie für ſeinen Nutzen erhalten muß; man kann ſie zu Werkſtätten für Künſtler und Handwerker umſchaffen. St.-Cloud wird ſich zu einer Anlage für Bildhauerei eignen; Bellevue ſcheint ſich zur Malerei zu eignen, Monceaux zu einer Muſterwirthſchaft für den Ackerbau, Raincy für Viehzucht, und Verſailles ſchickt ſich vortrefflich zum öffentlichen Unterricht.“ Ohne Weiteres faßte hierauf der Nationalconvent den Beſchluß: „Die Schlöſſer und Gärten zu Verſailles, St.-Cloud u. ſ. w. werden nicht verkauft, ſondern als Nationaleigenthum auf Koſten der Republik unterhalten, damit ſie zum Vergnügen des Volks

und zu nützlichen Anlagen für Ackerbau und Gewerbe dienen mögen." (Moniteur 1794, Nr. 228.)

Der letzte Theil dieſes Beſchluſſes kam in Bezug auf Verſailles wenigſtens zunächſt nicht zur Ausführung. Um das Schloß nur zu irgend etwas nutzbar zu verwenden, machte man es zum Succurſale des Invalidenhauſes zu Paris. Zwei Jahre lang wurden daſelbſt ungefähr 2000 Invaliden verpflegt und man erinnert ſich noch recht gut der Zeit, wo man halbverſtümmelte Krieger an den Fenſtern der Appartements Ludwig XIV. ihre Wäſche trocknen, oder die Zimmer der Königin Marie Antoinette mit Tabacksrauch einſchwärzen ſah. Unter dem Fluche einer erbärmlichen Verwaltung ging damals das Schloß mit Rieſenſchritten ſeinem Untergange entgegen; die Invaliden, welche in dieſen weiten Räumen ſo nicht heimiſch werden konnten, wurden ſchlecht verpflegt und hielten ſich, aus Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen, natürlich an Das, was ihnen am nächſten lag; ſo wurde z. B. während jener Zeit ein Theil der Fußböden und des koſtbaren Getäfels aufgeriſſen und verbrannt, weil es mitten in einer von allen Seiten mit Wald umgebenen Gegend an Brennholz fehlte. (Eckard a. a. O., S. 85.) Zum Glücke ſah man endlich doch ein, daß das Schloß einer andern Beſtimmung würdig ſei, als blos in Ruinen zu verfallen; die Invaliden wurden ausquartirt und ſchnell

nächeinander mehre Decrete über die fernere Verwendung deſſelben gefaßt, welche entweder nur halb oder gar nicht zur Ausführung kamen. Die etwa dazu beſtimmten Summen verloren ſich unter der Hand, Niemand wußte davon Rechenſchaft zu geben, und was etwa angefangen worden war, hörte von ſelbſt wieder auf, weil es an Mitteln zur Fortſetzung und Unterhaltung fehlte. In einem Theile des Erdgeſchoſſes, den ehemaligen Appartements der Tanten des Königs, ließ z. B. das Conservatoire des arts et sciences ein Naturaliencabinet anlegen, und im Jahre 1797 machte der Miniſter des Innern, Benezech, den Anfang mit der Errichtung eines Musée spéciale de l'école française, indem er in den Sälen des nördlichen Flügels, in den großen Appartements und der Galerie Lebrun einige Gemälde aufhängen ließ, welche meiſtens aus den zu Nationalgütern gewordenen Kirchen und Klöſtern der Umgegend zuſammengebracht worden waren. Weder das Eine noch das Andere wurde fortgeſetzt und zweckmäßig unterhalten. (Moniteur 1798, Nr. 114.)

So blieb das Schloß zu Verſailles am Ende nur eine ungeheure Einöde und verfiel immer mehr. Namentlich fingen die ſchönen Gemälde Lebrun's und ſeiner Schule an, gewaltig zu leiden, und Niemand dachte daran, etwas zu ihrer Erhaltung zu thun. Das reich vergoldete eiſerne Gitter, welches die Cour royale

von der Cour des ministres trennte, wurde weggeriſſen, angeblich um das Eiſen zu Piken zu verwenden, und iſt nie wieder erſetzt worden.

Noch rückſichtsloſer hauſte der republikaniſche Vandalismus in dem Parke. Schon im Jahre 1793 verordnete ein Decret des Nationalconvents, daß der ſogenannte große Park in 3000 Looſen unter die Armen des Departements Seine und Oiſe vertheilt werden ſollte, und daß alle daſelbſt befindlichen Bäume, welche zum Schiffbau tauglich ſeien, gefällt und nach den Nationalhäfen geſchickt würden. Namentlich dieſer letztere Beſchluß ward der Deckmantel der unverſchämteſten Räubereien der republikaniſchen Behörden; die ſchönſten Stämme in den großen von Ludwig XIV. angelegten Alleen wurden zu Hunderten niedergeſchlagen und wanderten, anſtatt nach den Schiffswerften von Breſt oder Cherbourg, in die Niederlagen der pariſer Holzhändler. (Eckard a. a. O., S. 86.) Am 5. Mai 1794 erſchien eine Deputation der Verwaltungsbehörde des Schloſſes zu Verſailles vor den Schranken des Nationalconvents und gab in einer pomphaften Rede Rechenſchaft von der Ausführung jener Decrete. „Der ſtolze Bewohner der Themſe“, heißt es hier, „ſollte es noch ferner wagen, uns durch ſchändliche Attentate überfallen zu wollen? — Zwölf bis dreizehnhunderttauſend Kubikfuß Bauholz gehen aus unſern Mauern nach den Häfen der Nation ab;

und die Bäume, welche der Scham die ſündhaften Vergnügungen einer verdorbenen Familie verbargen, werden den Parteigängern des Königthums das Schickſal verkünden, das ihrer harrt. . . . Haben wir für das innere und äußere Wohl der Republik Pflichten erfüllt, welche uns am Herzen liegen, ſo hat unſere Fürſorge, nachdem ſie die Spuren des Unrechts vertilgt hat, auch bereits beinahe 3000 Bedürftigen den Genuß unſerer wohlthätigen Geſetze über die Vertheilung der Ländereien des Tyrannen und der Emigrirten, unter der Form von Verpachtung, gewährt, und dennoch hat der Verkauf des Mobiliarvermögens bereits über 1,200,000 Livres und der der liegenden Gründe beinahe eine Million eingebracht. Der Ertrag des Verkaufs im künftigen Monate wird dieſe Summe noch überſteigen." Der Nationalconvent beſchloß, nach Anhörung dieſer Rede, daß ſich die Adminiſtratoren von Verſailles um das Vaterland große Verdienſte erworben hätten. (Moniteur 1794, Nr. 229.) Schon im folgenden Monate bejammerte vor denſelben Schranken die bereits erwähnte Deputation der Bürger von Verſailles das Verfahren derſelben Adminiſtratoren als den Ruin ihrer Stadt[1]). Und dennoch geſchah in den

1) In der ſogleich zu erwähnenden Botſchaft des Directoriums vom 7. Januar 1798 heißt es vom Schloſſe zu Verſailles (Moniteur 1798, Nr. 114): „Une très-

nächſten Jahren noch nichts, was dem Elende dieſer unglücklichen Stadt oder dem Verfalle des verödeten Schloſſes hätte Grenzen ſetzen mögen. Es wurde im Gegentheil mit dem Verkauf der zum Schloſſe gehörigen Meiereien und liegenden Gründe fortgefahren, bis beinahe Alles in Privathände übergegangen war. Noch einmal erſchienen, im Auguſt 1795, die Bürger von Verſailles mit ihren Klagen vor den Schranken des Nationalconvents, erhielten aber nichts zur Antwort, als den nicht ausführbaren Vorſchlag des Deputirten André-Dumont, daß eins der beiden durch die Verfaſſung eingeſetzten Conſeils nach Verſailles verlegt werden ſollte. (Moniteur 1795, Nr. 333.) Erſt im Januar 1798 ſchien das Directorium das Schickſal des Schloſſes zu Verſailles für immer entſcheiden zu wollen. Am 7. dieſes Monats nämlich richtete es zu

petite partie du ci-devant château renferme un dépôt littéraire qui pourrait être mieux placé; d'autres salles sont occupées par un museum spécial de l'école française; la somptueuse galerie et les appartemens son vides. En général, les bâtimens, l'orangerie et les jardins sont bien entretenus (?). Le grand canal est en prairie; les bois ont été dévastés; les avenues sont dégradées, mais conservent encore leur air majestueux. Le produit du domaine utile ne peut subvenir aux dépenses et pour y suppléer, il en coûte à la République une somme considérable par an."

dieſem Zwecke an den Rath der Alten und den Rath der Fünfhundert eine Botſchaft, aus der wir, der Merkwürdigkeit wegen, noch Einiges mittheilen:

„Das mit der executiven Gewalt beauftragte Directorium hält es für ſeine Pflicht, die Aufmerkſamkeit der beiden geſetzgebenden Räthe auf die Nothwendigkeit einer Entſcheidung über Verſailles zu lenken. Dieſe königliche Wohnung iſt großen Anſtalten aufbewahrt worden, welche nie ins Leben getreten ſind, ſodaß ſie das Anſehen eines herrenloſen Hauſes hat, welches einen Herrn erwartet; die Schatten der Tyrannen ſcheinen noch darin umherzuwandeln und der Republik Trotz bieten zu wollen. Bürger und Fremde ſind darüber erſtaunt; man fragt ſich, wozu dieſe Wohnungen aufbewahrt werden? — Eine abergläubiſche Verehrung hängt ſich an dieſe Reliquien der alten Herrſchaft, man beſucht ſie mit Ehrfurcht und gefällt ſich, ſie als einen Stein zu betrachten, welcher den Aufbau des Gebäudes der Contrerevolution erwartet! Soll Verſailles beſtehen, ſo geziemt es ſich, daß die Republik es ſich ganz aneigne, durch einen ihren Grundſätzen entſprechenden Gebrauch, und daß ſie entweder daſelbſt die Herrſchaft der Freiheit heilige, oder lieber ganz der koſtſpieligen Unterhaltung eines Monuments entſage, welches in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande nur Gedanken an Monarchie und Erinnerungen an Sklaverei erweckt. Die verſchiedenen Nationalver-

ſammlungen haben ſich wiederholt, aber nur auf ungenügende Weiſe damit beſchäftigt.“

Hierauf folgt eine Schilderung des traurigen Zuſtandes, in dem ſich Verſailles befinde, aus welcher die Nothwendigkeit ſchleuniger Reparaturen als Schlußfolge gezogen wird; allein dazu gehören bedeutende Fonds, und ehe man dieſe verwende, ſei es rathſam, zuvörderſt einen Beſchluß darüber zu faſſen, wozu Verſailles in Zukunft dienen ſolle. Durch theilweiſe Verkäufe, welche noch fortgeſetzt würden, ſei der Park bereits auf ſo enge Grenzen beſchränkt worden, daß er mit dem großartigen Style des Palaſtes ſchon nicht mehr in geeignetem Verhältniſſe ſtehe; in dieſem Zuſtande könne man dieſe koſtſpielige Maſſe von Gebäuden, welche Republikanern nur ein Scandal ſein würden, nicht mehr beibehalten. Gleichwol würde es zu bedauern ſein, wenn der Vandalismus bis zur Vernichtung dieſer Vereinigung von Meiſterwerken gehen ſollte, welche der Geſchmack und die Freiheit auf eine Weiſe benutzen könnten, die ihr Daſein rechtfertige. Überdies erheiſche die Stadt Verſailles, welche ſich um die Republik ſo ſehr verdient gemacht habe, vor Allem die Erhaltung des Schloſſes; man könne es zu öffentlichen Anſtalten benutzen und mit in die großen Plane ziehen, welche bereits in Bezug auf Trianon, St.-Cloud und Meudon entworfen ſeien: „Schon der Gedanke an die ungeheuern Summen,

welche dieſe Schlöſſer gekoſtet haben, würde freilich das Directorium von dem Vorſchlage abhalten, ſie jetzt ins Leben zu rufen; allein ſie ſind einmal da, und um ſie nutzbar zu machen, brauche man ſie blos ihres königlichen Gewandes zu entkleiden und ihnen einen dem franzöſiſchen Volke würdigern Charakter zu geben. Welchen Beſchluß aber auch das geſetzgebende Corps faſſen mag, ſo iſt es durchaus nöthig, daß das Directorium unverzüglich davon in Kenntniß geſetzt werde, damit es entweder bei Zeiten die dringendſten Reparaturen machen laſſe, welcher Verſailles bedarf, wenn es Eigenthum der Freiheit bleiben ſoll, oder zur Vertheilung und zum Verkauf der Gebäude, der Meiereien und des Parks in kleinen Looſen ſchreite, wenn man zu der Überzeugung kommen ſollte, daß man ſie auf keine andere Weiſe ihres königlichen Charakters entkleiden (déroyaliser) kann, als durch gänzliche Vernichtung.“ (Moniteur, An VI, Nr. 114, 13. Jan. 1798.)

Daß das Directorium ſelbſt eigentlich die letztere Überzeugung theilte und je eher je lieber zur Zerſtückelung und Veräußerung des Schloſſes geſchritten wäre, lag am Tage. Zum Glücke fand es an einem der Bürger von Verſailles, dem Ingenieur Trouille, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, einen muthvollen Vertheidiger. Er erklärte ſich auf das Entſchiedenſte gegen die Veräußerung und ſchlug vor, daß in die zum Schloſſe gehörigen Gebäude die Centralſchule der

ſchönen Künſte, Ateliers für Bildhauer und Maler und die Teppichfabrik der Savonnerie verlegt werden möchten [1]). Die Zwietracht der Directoren und der Gang der politiſchen Ereigniſſe ließ es jedoch nicht zu einem ernſtlichen Beſchluſſe kommen, und ſo fand der 18. Brumaire Verſailles noch ganz in dieſem troſtloſen Zuſtande.

Napoleon Bonaparte richtete bereits als erſter Conſul ſeinen Blick nach dem Herrſcherſitze Ludwig XIV. Er ließ ſogleich die dringendſten Reparaturen anfangen, befahl, die halbverfallenen Vaſen und Trophäen, welche die Baluſtrade der Hauptfaçade nach dem Garten krönten, freilich zum großen Nachtheile des Geſammteindrucks, herabzunehmen; ließ ferner die Gemälde der Galerie Lebrun und der großen Appartements, welche namentlich durch Feuchtigkeit viel gelitten hatten, nach einem von dem Geſchichtsmaler Charles du Boisfremont, ehemaligem Malteſerritter und Pagen Ludwig XVI., angegebenen Proceſſe reſtauriren, kaufte mehre von den früher veräußerten Grundſtücken, welche zum Park gehört hatten, wieder an, pflanzte neue Alleen, ſtellte den in einen Sumpf verwandelten großen Kanal her und brachte die längſt ins Stocken gerathenen Waſſerkünſte wieder in Gang [2]). Als Kaiſer

---

1) Eckard a. a. O., S. 87 und S. 260.

2) Daſelbſt S. 88.

ſoll er ernſtlich daran gedacht haben, ſein Hoflager in Verſailles aufzuſchlagen. Der Architekt Goudouin erhielt auch wirklich den Auftrag, die zur völligen Herſtellung und Einrichtung des Schloſſes nöthigen Plane und Anſchläge zu entwerfen, kam aber nach einer ſechzehnmonatlichen angeſtrengten Arbeit zu dem Reſultate, daß dazu eine Summe von 52 Millionen nöthig ſein würde [1]). Vor dieſer Summe bebte ſelbſt Napoleon zurück, ſetzte aber doch jährlich drei Millionen aus, welche auf die nothwendigſten Verbeſſerungen des Schloſſes und des Parkes verwendet werden ſollten. Regelmäßig wurde dieſe Summe aber wahrſcheinlich auch nicht bewilligt; denn es ſollen während des Kaiſerreichs überhaupt nur ſieben Millionen an das Schloß von Verſailles gewendet worden ſein. (*Lémontey*, Histoire de la Régence, Vol. II, ch. 14.)

So wurde es während dieſer Zeit wenigſtens in wohnlichem Zuſtande erhalten, obgleich der Kaiſer nie daſelbſt ſeine Wohnung nahm. Bekanntlich zog er es vor, von Zeit zu Zeit einige Tage in Groß-Trianon ſeinen geheimen Neigungen zu leben, welches zu dieſem Zwecke mit Eleganz und Luxus ausgeſchmückt worden war. Klein-Trianon war dann in der Regel von den Kaiſerinnen Joſephine und ſpäter Marie Louiſe

1) Nach Touchard-Lafoſſe a. a. O., S. 116, 40,000,000.

bewohnt. Letztere hatte hier nach der Kataſtrophe von 1814 die erſte merkwürdige Zuſammenkunft mit ihrem kaiſerlichen Vater, in welcher ſie zur Scheidung von Napoleon ihre Zuſtimmung gab.

Doch hat auch Verſailles während der Tage des kaiſerlichen Prunkes merkwürdiger Momente nicht ermangelt. Einzig in ihrer Art waren in dieſer Beziehung die Mittagsſtunden des 3. Januar 1805, als Papſt Pius VII., umgeben von den Zeichen ſeiner geiſtlichen Allgewalt, auf dem Hauptbalcon der großen Galerie erſchien, um dem auf den Terraſſen verſammelten Volke ſeinen päpſtlichen Segen zu ertheilen. (Moniteur, An XIII, Nr. 105.) Später machte der kurze Beſuch des Königs von Sachſen, Friedrich Auguſt, den 6. December 1809, und die glänzende Erſcheinung der beiden Monarchen, welche an der Spitze der alliirten Heere Frankreich den Frieden gebracht hatten, des Kaiſers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm, mit ihrem fürſtlichen Gefolge den 11. Mai 1814 zu markirten Tagen in den leeren und gehaltloſen Faſten des verwaiſten Verſailles. Selbſt ſie ſollen hier dem Andenken Ludwig XIV. einige Momente aufrichtiger Bewunderung gewidmet haben. Doch erzählt man ſich, daß Kaiſer Alexander, als ihm auf ſeine Frage, wieviel das Schloß und ſeine Anlagen gekoſtet hätten, die, wie wir geſehen haben, freilich unmäßig übertriebene Summe von 800 Mil-

lionen genannt wurde, geäußert habe: „Ah, c'est trop, je serais resté aux Tuileries."

Daß Ludwig XVIII. nach ſeiner Rückkehr wirklich die Abſicht gehabt habe, Verſailles abermals zur königlichen Reſidenz zu erheben, iſt kaum zu bezweifeln. Die Summe ſchmerzlicher Erinnerungen, welche der Aufenthalt in den Tuilerien erwecken mußte, war jedenfalls größer, als die Zahl verhängnißvoller Tage, deren alljährliche Wiederkehr die ernſte Heiterkeit eines freiern Hoflebens zu Verſailles, wie es Ludwig XVIII. liebte, in kurze Trauer verwandelt haben würden. Allein abgeſehen davon, daß politiſche Rückſichten und die Stimmung der öffentlichen Meinung, welche, wie es ſchien, den Bannfluch, der Verſailles getroffen hatte, noch nicht ganz aufheben wollte, es rathſam machten, dem neu errichteten Königsthrone zunächſt in der Mitte der Hauptſtadt ein ſicheres Fundament zu ſchaffen, traten auch bald finanzielle Schwierigkeiten ein, welche die Verlegung des Hofes nach Verſailles zum mindeſten auf unbeſtimmte Zeit vertagten. Ludwig XVIII. hatte angeblich allerdings zehn Millionen zur Einrichtung des Schloſſes zu Verſailles beſtimmt; die Rückkehr Napoleon's und die daraus folgenden traurigen Ereigniſſe aber gaben dieſer Summe eine andere Beſtimmung. Sie ſoll zur Unterſtützung der Departements verwendet worden ſein, welche durch den Krieg und ſeine Folgen am meiſten gelitten hatten.

Verſailles wurde daher, wie zur Kaiſerzeit, ſo unter der Reſtauration, zwar nothdürftig unterhalten, aber übrigens ebenſo unbewohnt und verödet gelaſſen, wie wir es noch im Jahre 1833 geſehen und oben geſchildert haben. Die etwaigen Plane Karl X. ſind an den Julitagen 1830 geſcheitert. Wir haben oben angedeutet, inwiefern dieſe auch Verſailles eine neue Zukunft zu verſprechen ſcheinen. Der Bericht des Intendanten der Civilliſte Ludwig Philipp's, des Grafen Montalivet, über die Errichtung eines Nationalmuſeums im Schloſſe zu Verſailles iſt am 5. September 1833 durch den Moniteur zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Wir werden über ihn und die Art, wie er in Ausführung gekommen iſt, zu paſſender Zeit vielleicht anderwärts berichten. Verſailles gehört jedenfalls zu den merkwürdigſten Monumenten der Weltgeſchichte und hat es nicht verdient, daß es nur in Ruinen von einer großen Zeit zu der Nachwelt ſpreche. Eine ſeiner Vergangenheit würdige Beſtimmung wird für die Zukunft die Zeit und das Andenken Deſſen ehren, der ſie ihm gegeben hat.

Paris, im Mai 1836.

IV.

Älteſte Geſchichte
der
Xylographie und der Druckkunſt
überhaupt,
beſonders in der Anwendung auf den Bilddruck.

Ein Beitrag
zur
Erfindungs- und Kunſtgeſchichte.

Digitized by Google

Erſt unſer Jahrhundert hat die lange verſtoßene Xylographie ſich aus tiefem Verfall aufrichten und in der Familie der für den Bilddruck arbeitenden Künſte ihre Stelle, wenn auch nicht in dem alten Umfange, wiedereinnehmen ſehen, und wenngleich bald darauf die nachgeborene Lithographie ihre Geſchwiſter nicht nur mit Schmälerung ihrer Antheile, ſondern als jüngſtes Lieblingskind ſogar mit empfindlicherer Zurückſetzung bedrohte, ſo beſtätigte ſich doch auch hier, wie bei den Dampfſchiffen und Eiſenbahnen, daß neu erfundene Mittel zur Beförderung des geiſtigen und materiellen Verkehrs den bereits vorhandenen nicht immer weſentlichen Abbruch thun, ja wol gar für dieſelben neues Leben und Thätigkeit zur Folge haben. Da aber nicht beabſichtigt wird, die Leſer von dem dermaligen Wiederaufblühen der Xylographie, ſondern von ihrer früheſten Geſchichte zu unterhalten, ſo möchte mancher derſelben, der ſich nur ihres nächſtvorhergegangenen Zuſtandes bewußt iſt, fragen, mit

welchem Rechte eine ſo beſchränkte armſelige Kunſt, die bis dahin kaum auf den Namen einer ſolchen Anſpruch machen konnte, weil ſie nur in der niederen Sphäre der Spielkartenfabriken und Buchdrucker-werkſtätten ihr Leben friſtete, ſich in das hiſtoriſche Taſchenbuch eindrängt, welches wichtigeren oder intereſſanteren Erſcheinungen in der Kunſt oder der Geſchichte gewidmet iſt. Solchem Empfang begegne daher gleich von vornherein die Bemerkung, daß die Xylographie urſprünglich nicht nur die Mutter des Bilddrucks, ſondern auch des Schriftdrucks geweſen und die Typographie unmittelbar aus ihr hervorgegangen, daß ſie zu derjenigen Vervollkommnung der zeichnenden Kunſt, vermöge welcher ſich dieſe, von Farbe und Pinſel unabhängig, der Malerei an die Seite zu ſtellen vermag, hauptſächlich die Bahn gebrochen und auf die erſten Fortſchritte der Kupferſtecherkunſt großen Einfluß gehabt, daß ſie länger als ein Jahrhundert hindurch, in der für die Ausbildung der neuern Malerei bedeutendſten Periode, nicht nur die meiſten Entwürfe und Zeichnungen der Künſtler durch Vervielfältigung vor dem Untergang bewahrt und aufbehalten, ſondern auch während derſelben für die Wiſſenſchaft ebenſo hochwichtigen Periode das ganze Feld des Bilddruckes, inſofern er zur Belehrung und Unterweiſung mit dem Schriftdruck Hand in Hand ging, ausſchließlich innegehabt

und ſich dadurch um die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in gleichem Maße wie die Typographie verdient gemacht hat. Dieſe ihre Anſprüche auf die Aufmerkſamkeit und das Anerkenntniß der Nachwelt ſind bisher in ihrer ganzen Ausdehnung und in dem gehörigen Zuſammenhang mit den übrigen großen Erſcheinungen des 15. und 16. Jahrhunderts noch zu wenig gewürdigt worden. Der tiefe Verfall, in den die Xylographie ſchon im 17. Jahrhunderte verſank, hat ihre frühere Geſchichte in Dunkel und Vergeſſenheit begraben. Die älteren Schriftſteller über Kunſtgeſchichte, wie Vaſari, ziehen höchſtens die Kupferſtecherkunſt in beſondere Betrachtung; nur über den mit mehren Platten ausgeführten Holzſchnitt in ſogenanntem Helldunkel gibt dieſer einige ſich auf Italien beſchränkende Notiz. Die Urſache hiervon iſt einmal darin zu ſuchen, daß ſich die Künſtler und Maler häufig ſelbſt mit dem Kupferſtechen beſchäftigten, mit dem Holzſchnitt aber nicht weiter, als daß ſie die Zeichnung dazu hergaben und zuweilen auf der Holzplatte ſelbſt ausführten, während alles Übrige dem Formſchneider überlaſſen blieb. Was ſie in dieſer Art leiſteten, gehört alſo der zeichnenden Kunſt im Allgemeinen an, die, als in die Malerkunſt inbegriffen, gewöhnlich mit dieſer zuſammengenommen zu werden pflegt, und die Xylographie konnte ſich als eigner Kunſtzweig um ſo weniger geltend machen,

als ſie von Seiten der Zeichnung nur dem ſpeciellen Felde der Federzeichnung angehört, von Seiten ihrer an und für ſich höchſt einfachen Technik aber handwerksmäßige Arbeit war, deren größte Vollkommenheit eben nur darin beſtand, die Zeichnung grade ſo, wie ſie war, in die Druckform zu bringen. Sie ließ, in der damaligen Art ihrer Ausübung keinen künſtleriſchen Spielraum, wie die Kupferſtecherkunſt, durch Mannichfaltigkeit der Manieren zu, ſie blieb bis zu ihrem Verfall ziemlich auf derſelben Stufe der Technik ſtehen, ihre Fortſchritte waren eigentlich nur die der Federzeichnung ſelbſt, ohne daß ſie, nachdem ſie einmal zur Ausbildung derſelben Veranlaſſung gegeben hatte, weiter wie das Kupferſtechen auf Erweiterung der zeichnenden Kunſt wieder zurückwirkte. Kein Wunder, daß eine ſo beſchränkte und anſcheinend ſklaviſche Fertigkeit in ihrem Entſtehen und ihrem Fortgange an ſich unbeachtet blieb, und die Formſchneider meiſt bis auf ihre Namen über den Zeichnern vergeſſen wurden. Aber auch die Holzſchnitte ſelbſt waren, bei der engen Verbindung der Xylographie mit der Typographie, in Folge ihrer Verwandtſchaft miteinander und der Bequemlichkeit, welche ſie letzterer darbot, größtentheils Bücherzubehör geworden und lagen als ſolcher außerhalb dem gangbaren Felde der damaligen Kunſtbetrachtung; da, wo ſie ſelbſtändiger auftraten, waren ſie mehr auf Belehrung und

Unterhaltung, als auf eigentliche Kunſtzwecke gerichtet. Dieſe befriedigte beſſer die Chalkographie in Nachahmungen anderer Werke der ſchönſten Kunſt und eigenhändigen Malerarbeiten, welche bald ein eigenes Feld des Kunſthandels hervorbrachten, während die Holzſchnitte meiſt nur in einer niedrigeren Sphäre von den Briefdruckern vertrieben wurden. So kam es, daß erſt nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein franzöſiſcher Formſchneider, J. M. Papillon, aus Liebe und Eifer für ſeine Kunſt, ein hiſtoriſches und praktiſches Werk über dieſelbe ſchrieb, deſſen hiſtoriſcher Theil bei dem Mangel des Verfaſſers an gelehrter Bildung und Kritik aber ganz unbrauchbar iſt. Um dieſelbe Zeit wurden auch in Deutſchland Forſchungen auf dieſem Felde angeſtellt, weniger von den Bibliographen, welche demſelben mit vornehmer Geringſchätzung meiſt ganz fremd blieben, als von der Kupferſtichkunde aus, oder beiläufig bei andern Unterſuchungen zur Erfindungs- und Gewerbsgeſchichte. Schade nur, daß der ſchätzbaren Beiträge eines v. Heinecken, v. Murr, Beyſchlag, Breitkopf und Andrer, die daraus entſtanden, nicht mehr ſind und ſo Manches unerörtert geblieben iſt, deſſen Wichtigkeit erſt jetzt, bei reiferer Kenntniß und vollſtändigerer Überſicht, eingeſehen, was aber nach dem inzwiſchen bei den Säculariſationen und dem Aufräumen der Archive ſtattgehabten Unweſen nicht mehr aufgeklärt werden kann. In-

deſſen nahm das Sammeln der Holzſchnitte, von denen man bisher höchſtens die Blätter bekannter alter Meiſter geachtet und ihren Kupferſtichen beigefügt hatte, immer mehr überhand, und ſo wurde für die Bekanntſchaft mit den Werken der Xylographie, obgleich ſie ſich nur auf die ſelbſtändigen und für ſich beſtehenden beſchränkte, viel gewonnen, da grade dieſe ſich am meiſten zerſtreut und verborgen hatten. Was dem Bücherkreiſe angehörte, wenn es auch in den Bibliotheken vergraben lag, blieb doch daſelbſt erhalten und für günſtige Benutzung aufbewahrt. Als ſich im Anfange des laufenden Jahrhunderts A. Bartſch, der Vorſteher der kaiſerlichen Kupferſtichſammlung in Wien, durch ſein claſſiſch gewordenes, aber unvollendet gebliebenes Verzeichniß der eigenhändigen Arbeiten der Maler für den Abdruck, ein großes Verdienſt um die Kunſtgeſchichte und Kunſtſammlungen erwarb, nahm er auch die Holzſchnitte nach Malerzeichnungen mit in ſeinen Plan auf, den er aber von Hauſe aus weder gehörig feſtgeſtellt, noch weiterhin mit Conſequenz durchgeführt hat. Streng genommen, hätte er, da er mit Recht beſtritt, daß die alten Maler und Zeichner ſelbſt in Holz geſchnitten, den Holzſchnitt ganz ausſchließen, wenn er ihn aber aufnahm, ſich der Vollſtändigkeit in gleichem Maße wie bei den Kupferſtichen befleißigen und nicht auf Das, was er in den wiener Sammlungen grade nur davon vorfand, be-

ſchränken, insbeſondere aber den bibliographiſchen Theil mehr Aufmerkſamkeit widmen müſſen. Immer bleibt jedoch ſein Unternehmen auch von dieſer Seite, trotz ſeiner Unvollſtändigkeit und Lückenhaftigkeit, höchſt dankenswerth. Die Arbeiten des Abbate Zani, eines Mannes, der bei gänzlicher Taubheit ſein Leben kunſtgeſchichtlichen Unterſuchungen und der Erforſchung der Werke der Kupferſtecher- und Holzſchneidekunſt gewidmet hatte, würden fruchtbarer geworden ſein, wäre er weniger von falſchem Patriotismus geleitet, weniger weitſchweifig und verworren, aber mit deutſcher Sprache und Literatur bekannt geweſen. Die gehörige Bearbeitung des reichen Materials, welches er zu einer Encyklopädie der ſchönen Künſte im weiteſten Umfange auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte, überſtieg ſeine Bildung und Kräfte; mit Unterſtützung der Erzherzogin Marie Luiſe von Parma erſchien davon zwar eine zahlreiche Reihe von Bänden, die jedoch nur ein alphabetiſches Künſtlerverzeichniß und, nach den Gegenſtänden geordnet, ein Verzeichniß und eine Beſchreibung der Kupferſtiche und Holzſchnitte enthalten, von denen letzteres unvollſtändig geblieben iſt, da bald nach ſeinem Tode die weitere Fortſetzung des Abdrucks eingeſtellt wurde. Außer den Beſchreibungen ſolcher Werke und Blätter, die bei Bartſch nicht vorkommen, geben die vielen eingeſtreuten Noten und Bemerkungen hier und da intereſſante Ausbeute, die aber erſt

mühſam daraus zuſammengeſucht werden muß. Andere nicht unerhebliche Bereicherungen der Holzſchnittkunde hat das Brulliot'ſche Werk über Künſtlermonogramme geliefert, obwol auch hier aus der Bibliographie zu wenig geſchöpft worden. Das wichtigſte für die Holzſchnittkunde, mit Einſchluß der xylographiſchen Bücher und gedruckten Spielkarten, iſt nach Dem, was v. Heinecken und Breitkopf bei uns geleiſtet, von den Engländern, namentlich von Ottley, Singer und Dibdin ausgegangen. Insbeſondere hat Letzterer, Bibliothekar des verſtorbenen kunſt- und bücherliebenden Lord Spencer, das Orakel der engliſchen Bibliomanie, das Verdienſt, die in den alten Drucken befindlichen Schätze der Xylographie aufgeſchloſſen, mit Geſchmack gewürdigt und durch treue und ſchöne Facſimiles eine reiche Auswahl derſelben in ſeinen Schriften bekannt gemacht zu haben.

Seitdem hat die alte Bibliographie eine andere Geſtalt gewonnen und fängt an weniger einſeitig behandelt zu werden. Die Xylographie hat, da Bücher immer mehr zu einem Gegenſtande des Welthandels werden, nicht nur erneuerte Anwendung in denſelben, ſowol zum Schmuck als zur Belehrung gefunden, ſondern es wird auch eingeſehen, daß ſie früher für Kunſt und Wiſſenſchaft eine höhere Wichtigkeit und Bedeutung gehabt und fortan Unterſuchungen über ältere Kunſtbeſtrebung und Typographie nicht mehr angeſtellt wer-

den können, ohne ſie mit hineinzuziehen und ſich gründlicher als bisher mit ihr zu beſchäftigen. Man hat nicht blos fleißiger Holzſchnitte aller Art geſammelt, ſondern auch die hie und da noch vorhandenen Holzformen aufgeſucht, und Bartſch, ſowie Derſchau in Verbindung mit R. Z. Becker, haben durch deren erneuerten Abdruck und Herausgabe manches Schätzbare wieder ans Licht gebracht oder bekannter gemacht. Endlich hat auch die Erneuerung und beſſere Vertheidigung der harlemer Anſprüche an die Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Coning im Jahre 1816 und der bei den harlemer mehr als bei den mainzer typographiſchen Erſtlingen in die Augen fallende unmittelbare Zuſammenhang derſelben mit dem xylographiſchen Bücherdruck auf letzteren, als nächſten Vorſchritt zu jener Erfindung, wieder hingeführt und weitere Unterſuchungen darüber angeregt. Es wäre daher längſt an der Zeit geweſen, eine kritiſche Geſchichte und Überſicht des Urſprungs, Fortſchritts und Verfalls der Xylographie, von dem Standpunkte der auf dieſem Wege gewonnenen vollſtändigern und richtigern Erkenntniß aus, zu unternehmen. Wie wenig Heller („Geſchichte der Holzſchneidekunſt", Bamberg 1823, 8.) einem ſolchen Bedürfniß entſprochen hat, davon gibt ſelbſt der flüchtigſte Blick auf ſeine Arbeit hinlängliche Überzeugung. Der Verfaſſer der gegenwärtigen Abhandlung, der nicht nur die bisherigen Forſchungen

Anderer ſorgfältig benutzt, ſondern ſie durch eigne Bemühung zu erweitern geſtrebt hat, liefert daher hier, ſoweit es der Raum und der Endzweck dieſes Taſchenbuchs geſtattet, einen erſten Verſuch dazu und hofft, dadurch nicht nur zur Geſchichte der zeichnenden Kunſt und einer der wichtigſten Erfindungen ergänzend beizutragen, ſondern auch zu zeigen, daß der Gegenſtand intereſſant und vielſeitig genug iſt, um die Aufmerkſamkeit jedes Gebildeten zu feſſeln. Wenn auch die ihm eigenthümlichen Anſichten mit aller Ausführlichkeit der Beweisgründe hier nicht haben entwickelt und vorgetragen werden können, wenn in Ermangelung von Abbildungen und Facſimiles hier und da die erforderliche Anſchaulichkeit vermißt werden ſollte, ſo werden die hinzugefügten Hinweiſungen auf bekannte Bücher doch einſtweilen dieſen Mangel einigermaßen erſetzen und das Neue und Abweichende wird wenigſtens ſo weit zu rechtfertigen geſucht werden, daß es ſich nicht blos als leere und gewagte Hypotheſe darſtellt, der Verfaſſer aber doch darauf fußen kann, wenn ihm ſpäter etwa ſtreitig gemacht werden ſollte, daß er es zuerſt gefunden habe.

Obgleich es ſich hier hauptſächlich von dem Bilddruck handeln wird, ſo kann dieſer doch in ſeinem erſten Entſtehen von dem Schriftdruck nicht wohl getrennt und für ſich allein genommen betrachtet werden. Man würde dadurch in den Fehler eines allzu

einſeitigen Geſichtspunktes fallen, welcher der Geſchichte der Buchdruckerkunſt ſchon ſo nachtheilig geworden iſt. Es leuchtet nämlich ein, daß Xylographie, Chalkographie und Typographie im Weſentlichen nur durch die verſchiedene Beſchaffenheit und Einrichtung der Druckform von einander unterſchieden, daß ſie ſämmtlich Zweige der Druckkunſt im Allgemeinen und von Einem Grundgedanken, nämlich dem, Schrift oder Bild durch Farbdruck zu vervielfältigen, ausgegangen ſind. Die erſten Fragen, welche ſich darbieten, ſind alſo: Wann und wo iſt dieſer Gedanke zuerſt entſtanden und in Ausführung gebracht worden? War der Farbdruck ſchon früher bekannt, ehe man ſich ſeiner als Mittel zur Befriedigung des Bedürfniſſes einer ſolchen Vervielfältigung bediente, oder wurde er erſt mit dem Dringenderwerden dieſes Bedürfniſſes gefunden? Wandte man ihn zuerſt in der Richtung auf Schrift oder auf Bild an, und überhaupt in welcher Folge und Zeit haben ſich die genannten Tochterkünſte aus jenem Grundgedanken entwickelt? Um ſich dabei nicht zu verwirren, darf vor Allem der Unterſchied zwiſchen Farbdruck und trocknem Abdruck nicht außer Acht gelaſſen werden. Letzterer bezeichnet den Abdruck einer erhaben oder vertieft gearbeiteten Form in eine weichere oder ſich nachher erhärtende Maſſe, ſodaß der in der Form vertiefte Gegenſtand im Abdruck erhaben, der erhabene dagegen vertieft zum Vorſchein kommt. Dieſe Art

zu drucken iſt uralt, ihre Formen als Münzſtempel Siegel, Gemmen u. ſ. w. ſind von der Art, daß das darin enthaltene Bild nicht flach, ſondern halbrund gearbeitet iſt; ſie gehören alſo nicht ausſchließlich der zeichnenden Kunſt, ſondern der Plaſtik an, und wir haben mit ihnen, ſowie mit dem trocknen Abdruck überhaupt, hier nichts zu ſchaffen. Der Farbdruck dagegen, den wir fortan unter dem Wort Abdruck allein verſtehen, iſt der dadurch hervorgebrachte, daß eine mit Farbe oder Schwärze überdeckte Form auf ein ebenes Schreib- oder Zeichenmaterial abgedruckt wird. Auch dieſe Formen ſind, wie die vorigen, von zweierlei Art, jenachdem das darin enthaltene Bild oder Schrift vertieft oder erhaben iſt, mit dem weſentlichen Unterſchiede jedoch, daß in beiden Fällen die Darſtellung nur die lineariſche in einer Ebene, nicht die halbrunde über oder unter einer Ebene iſt. Bei den vertieften Formen (Kupferſtich) ſind die Linien und Theile der Zeichnung oder Schrift in die Platte eingegraben oder eingeſtochen, bei den erhabenen aber (Xylographie und Typographie) in der Ebene der Form dergeſtalt ausgeſpart, daß nur die leeren Zwiſchenräume und Felder bis auf eine gewiſſe Tiefe weggenommen ſind. Nur ſolche Formen beiderlei Art ſind zum Farbdruck geſchickt; damit die zu bedruckende Fläche den Abdruck gleichförmig aufnehme, muß auch in der Form das Dargeſtellte in einerlei ebener Fläche liegen. Dies

wird im Allgemeinen voranzuſchicken genügen, um auch für Diejenigen, denen die Technik der verſchiedenen Druckkünſte weniger gegenwärtig iſt, ganz verſtändlich zu ſein, und es iſt nur noch des Unterſchiedes zwiſchen Tafel- und Letterndruck zu gedenken. Jener iſt der von Formen, die aus ganzen Metall- oder Holzplatten beſtehen, wie bei der Xylographie und Chalkographie, wogegen die Formen zum Letterndruck aus einzelnen erhabenen Buchſtabenſtempeln (Lettern) mittels Schrauben und Riegel künſtlich zuſammengeſetzt ſind, wie bei der Typographie.

Ehe die vorher aufgeworfenen Fragen zu beantworten ſind, müſſen wir, in Bezug auf das Bedürfniß und die Mittel zur Vervielfältigung von Schrift und Bild, einen Blick auf das Alterthum und das nachfolgende Mittelalter werfen. Es ſcheint auffallend, daß Griechen und Römer, lediglich auf die Schreib- und zeichnende Kunſt zur Befriedigung jenes Bedürfniſſes beſchränkt, eine ſo hohe Stufe geiſtiger Cultur, eine ſo reiche und für alle Zeitalter claſſiſche Literatur haben erreichen und dieſe uns ein paar Jahrtauſende hindurch ohne Druckkunſt doch noch in der Vollſtändigkeit, wie wir ſie beſitzen, hat erhalten werden können, zumal ſich bei ihnen Spuren zeigen, welche die Erfindung dieſer Kunſt ſehr nahe legten. Dahin gehört Plutarch's Erzählung, daß Ageſilaus bei dem, einem Kriegszug vorangehenden Opfer ſich das Wort

„Sieg“ verkehrt in die flache Hand geſchrieben und unbemerkt auf die Leber des Opferthiers abgedruckt habe, um ſeinen Soldaten durch dieſes wunderbare Zeichen Muth zu machen. Unſtreitig ein ſehr altes Beiſpiel des Farbdruckes einer Schrift, aber es fehlt die Hauptſache; der Zweck iſt nämlich nur auf Wiederholung für einen Fall, nicht auf weitere Vervielfältigung gerichtet und von einer ſtehenden Druckform keine Ahnung da. Dergleichen Druckformen zeigen zwar unverkennbar die in den Sammlungen von Alterthümern eben nicht ſeltenen Stempel, welche einzelne Namen, Worte oder Buchſtabenzeichen enthalten, und es ſind darunter auch ſolche mit verkehrt ſtehender Schrift, welche einen Farbdruck zulaſſen würden. Deſſenungeachtet haben auch dieſe nur zum trockenen Abdruck in Thon als Fabrikzeichen, in Wachs oder ähnliche Materien gedient, ja es läßt ſich aus dem ganzen Mittelalter bis ins 15. Jahrhundert kein evidenter Beweis dafür anführen, daß im Abendlande etwas Anderes als trockener Stempelabdruck bekannt geweſen wäre. Selbſt bei den Monogrammen und Namenszeichen der Kaiſer und Fürſten in den Urkunden deuten alle die Kennzeichen, aus denen ſie zuweilen für Farbdruck gehalten werden möchten, ſicherer darauf, daß ſie vermöge einer Patrone, oder eines Blechs, worin das Namenszeichen ausgeſchnitten iſt, und eines darüber hingeführten Pinſels oder andern mit Farbe

getränkten Werkzeugs gemacht ſind. Dergleichen Patronen, hypogrammoi, laminae interrasiles, waren ſchon bei den Alten in Gebrauch und im Mittelalter bedienten ſich auch die Notarien ihrer häufig zu dem Körper der Notariatszeichen auf den von ihnen abgefaßten Urkunden, die ſie durch Schreiberzüge, Buchſtabenzeichen u. ſ. w. aus freier Hand vervollſtändigten. So nahe den Notarien das Bedürfniß lag, ſich die häufige und gleichförmige Wiederholung ihrer zum Theil ſehr zuſammengeſetzten Zeichen auf den Urkunden durch Farbſtempel, noch mehr als durch Patronenmalerei zu erleichtern, ſo zeigt ſich von jenen doch bei ihnen keine unzweifelhafte Spur bis dahin, wo der Tafeldruck ſchon allgemein geworden war. Wenn in Urkunden des 11. Jahrhunderts, namentlich in engliſchen vor der normänniſchen Eroberung, zuweilen ausdrücklich von dem Aufdruck des heiligen Kreuzes vermittels eines Siegelringes, und zwar nicht in Wachsſiegeln, die Rede iſt, ſo iſt darunter nur ein blinder oder trockner Vordruck auf dem Pergament zu verſtehen, der nachher vergoldet wurde und die Stelle anderer Bekräftigungszeichen vertrat. Im Morgenlande kommt zwar eine ebenſo ſonderbare als einfache Art der Urkundenvollziehung mittels Abdruck der auf (rothe) Farbe getauchten flachen Hand vor, welcher ſich ſchon Muhammed bedient haben ſoll und die nach Hammer's „Geſchichte des osmaniſchen Reichs" bei den

mongoliſchen Kaiſern, ſowie bei dem tartariſchen Welteroberer Timur Brauch war. Aber abgeſehen davon, daß hier ein Glied des menſchlichen Körpers ſelbſt, nicht eine künſtliche Druckform als Werkzeug dient, ſo ſteht dieſer Farbdruck mit dem in China und Mittelaſien lange vor dem 15. Jahrhunderte bekannten und üblichen Tafel- und Stempeldruck in Verbindung, davon, wie in der Folge gezeigt werden wird, erſt ſpäter die Kunde ins Abendland hinübergedrungen zu ſein ſcheint.

Sollte nun auch jener Kunſtgriff des Ageſilaus als ein hinlänglicher Fingerzeig angeſehen werden, um die Griechen und Römer auf die Entdeckung der Druckkunſt zu führen, ſo ſind doch noch andere Gründe, warum ſie dazu nicht gelangten, da, als der, welchen Pantaleon in ſeinem „Heldenbuch deutſcher Nation" anführt: Gott wolt's dazumal nicht geben. Selbſt um die anſcheinend am nächſten liegenden Erfindungen hervorzubringen, iſt ein Bedürfniß, ein Hindrängen der Zeitumſtände auf dieſelben nöthig, welches den Gedanken vorzugsweiſe gerade dieſe Richtung gibt, und es kommt darauf mehr an, als auf das Nahe- oder Fernliegen der Befriedigungsmittel, die der menſchliche Scharfſinn dann bald zu finden und ſich ihrer zu bemächtigen weiß. Daß das Alterthum aber bei dem Vorherrſchen des öffentlichen Lebens vor dem Stubenleben, der Mittheilung durch Rede vor der durch Schrift, bei der

Eigenthümlichkeit ſeines gottesdienſtlichen Cultus, ſeiner bürgerlichen und Staatsverfaſſung, bei der Gliederung ſeiner Stände und ſeinem Sklaventhum, bei der damaligen Geſtalt des Gewerb- und Fabrikweſens, an der Schreib- und zeichnenden Kunſt, ohne Druckkunſt ein völliges Genüge hatte, wird keiner weitern Ausführung bedürfen, ſelbſt wenn unberückſichtigt bleibt, daß das ägyptiſche Papier kein ſo geeignetes, wohlfeiles und überall verbreitetes Material wie unſer Leinenpapier darbot und daß diejenige Induſtrie, welche weniger auf Verſtärkung der Menſchenkraft, als auf Beſchleunigung, Erleichterung und Gleichförmigkeit der Handarbeit, durch Maſchinerie und Werkzeug ausgeht, damals noch ganz in der Kindheit lag. Es iſt daher zu verwundern, wie eine Stelle des älteren Plinius noch in den neueſten Zeiten mit dem Alterthum ſo vertraute Männer, wie ſelbſt K. O. Müller („Archäologie", S. 396, Note 8) hat verleiten können, ſie auf den xylographiſchen Druck oder etwas dem Ähnliches zu beziehen. Die Stelle iſt folgende: „Wie groß bei ihnen einſt die Liebhaberei der Bildniſſe geweſen, das bezeugt ſowol jener Atticus des Cicero durch ſein Buch über dieſelben, als Marcus Varro durch den ſchönen Gedanken, ſeinen reichen Schriften nicht blos die Namen von 700 berühmten Männern, ſondern gewiſſermaßen ihre Bildniſſe einzuverleiben, indem er den Untergang der äußeren Geſtalt und die vernichtende Macht

der Zeit in Bezug auf den Menſchen zu verhindern ſuchte, wurde er der Erfinder einer ſelbſt von den Göttern zu beneidenden Gabe, denn er machte jene Männer nicht nur unſterblich, ſondern ließ ſie ausgehen in alle Lande, daß ſie ihnen gegenwärtig und zu eigen wurden." Hier iſt weder an Druck noch mit Winckelmann an Gypsabgüſſe zu denken; wenn man auch nicht, wie Fea, annehmen will, der ſchwülſtige Plinius habe mit ſeiner gewöhnlichen Emphaſe nur von phyſiognomiſchen Beſchreibungen ſo geſprochen, ſo liegt doch die Erklärung nahe, daß Varro einer der Erſten war, der ſeinen Nachrichten von berühmten Männern authentiſche Bildzeichnungen beigab, die man ſich als Profilköpfe, wie auf Münzen, in bloßem Umriß und auf dunklerem Grunde zu denken hat. Wurden auch ſchon früher Portraitſtatuen und Portraitbüſten gemacht, ſo konnten dieſe doch kein Gemeingut werden, wie jene Bildnißzeichnungen im Wege der Vervielfältigung von Bücherhandſchriften. Aber der zeichnenden Kunſt in dieſen war es anfangs, wie ſich ſolches nachher in den Handſchriften des Mittelalters und ſelbſt in den erſten gedruckten Büchern wiederholt, noch wenig um treue Naturdarſtellung und individuelle hiſtoriſche Wahrheit zu thun, daher der erſte ikonologiſche Schriftſteller, welcher ſich ihrer mit wahrhafter Portraitähnlichkeit bediente, damit im Alterthume eben ſolche Epoche machen mußte, wie im 16. Jahrhunderte die

Bildniſſe des Jovius oder Seb. Münſter mit ſeinen Städteproſpecten.

Bedurfte nun die alte Welt der Druckkunſt nicht, ſo mußte ſie dem Mittelalter lange Zeit hindurch noch ungleich ferner liegen. Wie viele Jahrhunderte gingen darüber hin, ehe das Hin- und Herwogen barbariſcher Nationen über das Abendland ſich beruhigte, und nachdem das Alte ſchonungslos zertreten und untergepflügt war, feſte Staatenverhältniſſe, Freiheit der Perſon, Sicherheit des Eigenthums, Bürgerthum und Handel als erſte Bedingungen einer neuen Civiliſation wiederaufſprießen konnten, um höhere geiſtige Beſtrebungen rege zu machen. Auch dieſe konnten ſich nur mühſam und allmälig Bahn brechen unter dem Joch der Kirche und der Feudalherrſchaft, unter der ausſchließlichen Gewalt der Geiſtlichkeit und des Mönchsthums über Wiſſenſchaft und Volksunterricht, unter der Beſchränktheit alles höheren Studiums auf Theologie, geiſtliches und weltliches Recht und das verdorbene Latein der Gelehrtenſprache, unter dem überwiegenden Einfluß einer ſpitzfindigen Scholaſtik. Erſt das 15. Jahrhundert war reif für eine Erſcheinung wie die Druckkunſt. Es war der Vorabend des Übergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, die Periode der Gährung und Kriſis, aus der ſich die großen Begebenheiten des Folgenden, der Untergang des Lehn- und Ritterweſens, die völlige Wiedereröffnung der alten Li-

teratur, die Reformation, der Aufſchluß Amerikas und Indiens entwickelte. Die Landeshoheit war ſtark genug geworden, um der innern Anarchie durch den Landfrieden ein Ende zu machen; im Schooſe freien Bürgerthums war in den italieniſchen Republiken und deutſchen Reichsſtädten Induſtrie und Kunſt wiederaufgeblüht; Schiffahrt und Handel, im Süden von Venedig und Genua, im Norden von den Niederlanden und der Hanſe aus, hatten die Völker einander näher gebracht, als die Kreuzzüge und mit den Befriedigungsmitteln die Bedürfniſſe vermehrt; die gelehrte Bildung ließ ſich auf die Geiſtlichen und Klöſter nicht mehr beſchränken und wurde durch Stiftung neuer weltlicher Univerſitäten und Lehranſtalten befördert; aus dem in den letzten Zügen liegenden griechiſchen Reich flüchteten ſich die Überreſte alter Gelehrſamkeit nach dem Abendland; die Literatur ging in die Landesſprachen über, Theologie und Jurisprudenz konnten ihre Alleinherrſchaft nicht mehr behaupten, der Geiſt ſtreifte die Feſſeln des Glaubenszwangs und der Scholaſtik ab und erwachte zu lebendigerer Forſchung und Naturbeobachtung; die Sphäre der Wißbegier erweiterte ſich ſchrankenlos insbeſondere nach den praktiſchen Richtungen hin; die ſchreibende und zeichnende Kunſt war für den unaufhaltſam anſchwellenden Strom der Mittheilung ein zu enges Bette geworden.

Über ihre bisherige Anwendung zur Vervielfälti-

gung von Schrift und Bild lehrt ein Rückblick auf die Vorzeit Folgendes: Bei den Alten geſchah das Abſchreiben der Bücher meiſt durch die dazu angelernten Sklaven oder Freigelaſſenen Derer, welche ſie verfaßten oder die Werke Anderer beſitzen wollten; doch gab es auch ſchon Bücherhändler, die Abſchriften anfertigen ließen und feil hielten, und die Soſier beim Horaz ſind für dies Gewerbe bezeichnend geworden. Bildliche Darſtellung zur Erläuterung des Textes war in Büchern ſeltener, theils weil die vorherrſchende Richtung der Kunſt auf Religion, Mythe und Symbolik ihrer Anwendung zu wiſſenſchaftlichen und belehrenden Zwecken hinderlich war, theils weil der meiſt poetiſche, philoſophiſche oder hiſtoriſche Inhalt der damaligen Literatur einer ſolchen Hülfe weniger bedurfte. Doch fehlte ſie nicht ganz, wie die vorgedachten Bildniſſe in den Büchern des Varro und andere Spuren verrathen. Bei der Öffentlichkeit der Kunſt in Tempeln, Märkten und Hallen, bei dem Trieb nach Verſchönerung und Veredlung aller Gegenſtände des Gebrauchs durch Bildwerk und Zeichnung, boten endlich die Malerei auf Vaſen und Thongeſchirr, die Erzkunſt, die Münzen, die geſchnittenen Steine und Paſten auch im Kleinen hinlängliche Mittel zur Bildvervielfältigung dar, um die Zeichnung auf dem gewöhnlichen Schreibmaterial anders als etwa in Büchern ganz dazu unbenutzt zu laſſen. Im Mittelalter waren anfangs faſt

ausſchließlich die Mönche, denen es zuweilen ihre Ordensregeln, wie bei den Benedictinern, zur Pflicht machten, mit dem Abſchreiben und Malen der Bücher beſchäftigt und beides um ſo unzertrennlicher miteinander verbunden, als die Malerei und zeichnende Kunſt hauptſächlich in die Bücherhandſchriften zurückgedrängt war und der Bilderdienſt der katholiſchen Kirche ihr dort in der Ausſchmückung der kanoniſchen und liturgiſchen Bücher eine neue Sphäre eröffnet hatte. In einigen Klöſtern wurden die Mönche in den verſchiedenen zur Handſchriftenverfertigung nöthigen Arbeiten, der Zurichtung des Pergaments, dem Schreiben, Rubriciren und Malen, Einbinden u. ſ. w. ſo geübt, daß ſie ſich durch Theilung der Arbeit dieſelbe erleichtern und Jeder in ſeiner Art etwas Vollkommneres liefern konnte. Von Italien aus verbreitete ſich dieſe Thätigkeit nach und nach über Britannien, Frankreich, das weſtliche, ſüdliche und endlich nördliche Deutſchland, und blieb auf den eigenen Kloſterbedarf nicht beſchränkt. Mehre Klöſter wetteiferten durch kalligraphiſche Eleganz und Schmuck der Miniaturmalerei in den Handſchriften, die aus ihnen hervorgingen. Seit aber die gelehrtere Bildung nicht mehr in den Händen der Geiſtlichen war, ſondern auch die Laien Latein lernten und ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigten, Univerſitäten und andere Lehranſtalten als bloße Kloſterſchulen, entſtanden waren und nicht nur jeder Wohlhabende we-

nigſtens nach einem zierlichen Gebetbuch trachtete, ſondern der Beſitz von Büchern den Gelehrten und Geſchäftsmännern unentbehrlich und bei den Großen zum Gegenſtande eines außerordentlichen Luxus geworden war, beſchäftigten ſich nicht mehr die Mönche in den Klöſtern allein mit Bücherabſchreiben, ſondern es war dies zu einem einträglichen Gewerbe geworden, welches von Schönſchreibern und Miniaturmalern vereinigt in Italien, hauptſächlich in Florenz, ſowie in Flandern und Brabant, mit unübertrefflicher Kunſt, in den Univerſitätsſtädten und anderwärts fabrikmäßiger, durch eine Menge zunftmäßiger Schreiber, häufig ſchon unter Vermittelung beſonderer Buchhändler, getrieben wurde. Das Wiederaufblühen der Malerei in Italien und den Niederlanden hatte auch die Miniaturmalerei vervollkommnet und veredelt; gelehrte Abſchreiber, unter dieſen, was die alte Literatur betraf, ausgewanderte Griechen und einheimiſche Künſtler, verſahen vor und noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, von Florenz, Venedig und dem Archipel aus, die Bibliotheken der Mediceer, der Fürſten in Italien und des Matthias Corvinus in Ungarn, von den Niederlanden aus die Bibliotheken der burgundiſchen Herzöge, der Könige von Frankreich und der engliſchen Großen mit Prachthandſchriften auf Pergament, die, in den reichſten Einbänden, bei den Kronjuwelen oder in den Schatzkammern aufbewahrt wur-

den. Minder koſtbare Handſchriften der heiligen Bücher, der claſſiſchen und berühmteſten chriſtlichen Autoren waren nach Maßgabe ihrer Correctheit und des angewandten Fleißes überall zu einer begierig geſuchten und theuer bezahlten Waare und den Mönchen nur noch das Copiren theologiſcher und liturgiſcher Bücher übrig gelaſſen worden. Neben Denen, die das Verfertigen von Bücherhandſchriften auf den Kauf mit Kunſt und Gelehrſamkeit betrieben, gab es aber auch eine geringere Claſſe von Schreibern, die mehr handwerksmäßig für den gemeinen Hausbedarf an Schul-, Andachts- und poetiſchen Volksbüchern ſorgten und ſie, wo es der Gegenſtand erlaubte, mit rohen Federumriſſen, in Waſſerfarben ſchlecht ausgemalt, auf wohlfeilerem Papier, ausſtaffirten und verkäuflich hielten, oft auch wandernd auf Beſtellung fertigten. Von dieſer Art iſt Dypold läber zu Hagenau, der Schreiber, der die Kinder lert, in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, von dem in den heidelberger deutſchen Handſchriften Nr. 314 eine Anzeige der deutſchen Volksbücher, die meist mit dem Beiſatz: gemält, bei ihm zu haben ſind. Von dem Wort breve (scil. scriptum), welches im mittelalterlichen Latein jede kürzere Schrift im Gegenſatz von Büchern bezeichnet, wurde in Deutſchland Alles, was ſelbſtändig auf einem einzelnen fliegenden Blatt oder Bogen geſchrieben, gezeichnet oder ſpäter gedruckt wurde, mochte es nun ein bloßer Text

oder ein bloßes Bild ſein, am gewöhnlichſten beides, ein Brief und die Verfertiger derſelben Briefmaler genannt. Bei ihnen iſt die erſte Erfindung oder Anwendung der Druckkunſt zu ſuchen; ihr handwerksmäßigeres Treiben, das Bedürfniß einer ſchnelleren und leichteren Vervielfältigung ihrer ſich durch den täglichen Gebrauch ſchnell abnutzenden Verkaufsartikel mußte ſie auf ein techniſches Erleichterungsmittel führen, welches bei der geringen Ausdehnung dieſer Artikel keine ſo gewaltige und abſchreckende Arbeit zum Anfertigen der Formen erfoderte, als wenn es große Bücher geweſen wären. Daß ſich die erſten ſicheren Spuren davon bei ihnen nicht eher als wenige Jahrzehnde vor Erfindung der Typographie oder vor der Mitte des 15. Jahrhunderts finden, macht zuerſt eine kritiſche Betrachtung Desjenigen nöthig, was zum Beweiſe eines höheren Alters der Druck-, und namentlich der Holzſchneidekunſt angeführt zu werden pflegt. Der Mönch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, den Beiſchlag in dem Nekrolog des Franciskanerkloſters in Nördlingen als optimus incisor lignorum gerühmt fand, war ein Bildſchnitzer, und es iſt falſch, daß von dieſer Kunſt nur das Wort sculpere gebraucht wird, da ſelbſt in Büchern des 16. Jahrhunderts der Formſchneider lateiniſch sculptor heißt. Papillon erzählt, daß ihm, da er als junger Tapeziergeſelle bei einem Schweizeroffizier in Bagneux bei Mont Rouge gear-

beitet, dieſer ein ihm von einem Landsmann geliehenes ſehr altes Buch gezeigt, den Inhalt erklärt und ihm eine Notiz darüber dictirt habe, wonach auf dem Titel deſſelben unter einem Holzſchnitt mit Wappen und gothiſchen Verzierungen, in ſchlechtem Latein oder altem Italieniſch, ein gleichfalls in Holz geſchnittener Titel geſtanden, welcher beſagte, daß die adligen Zwillingsgeſchwiſter (Bruder und Schweſter) Cunio zu Ravenna in ihrem 16. Jahr die ritterlichen Thaten Alexander's des Großen nach ihren eigenen größeren Gemälden in 8 Tafeln in Holz geſchnitten, mit Reimen verſehen, abgedruckt und dem Papſt Honorius IV. (ſtarb 1287) dedicirt und zu Geſchenken an Verwandte und Freunde beſtimmt hätten. Der Titel und die Tafeln waren nach ſeiner Angabe mit blaſſer grauer Farbe ohne Preſſe gedruckt, jede Tafel mit Namen und Vornamen der beiden Verfertiger und dem Beiſatz pinx. et sculp. bezeichnet, der Styl der Zeichnung leidlich und halb gothiſch, und auf dem letzten weißen Blatt von einer alten Schweizerhand eine Nachricht des Beſitzers geſchrieben, nach der ſein Großvater, J. J. Turine von Bern, dies Buch von dem Grafen Cunio, Podeſta von Imola, zum Geſchenk erhalten und ihm die weitläufig hinzugefügte Geſchichte jener Geſchwiſter, die ganz wie eine italieniſche Novelle lautet, erzählt habe, nach der ſie an Talenten und Eigenſchaften Wunderkinder geweſen, aber früh

geſtorben, der Bruder in Folge ſeiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, die Schweſter aus Liebe zu ihm. Die Menge der in jenen Angaben liegenden inneren Unwahrſcheinlichkeiten, die Leichtgläubigkeit, Unwiſſenheit und lächerlichen Misverſtändniſſe, die Papillon noch 35 Jahre ſpäter, wo er ſein Buch ſchrieb, an den Tag legte, machen faſt unzweifelhaft, daß er in Bagneux, wo nicht myſtificirt worden, ſo doch ſich durch ein zur Beſtärkung der Novelle entſtandenes ſpäteres Machwerk hat täuſchen laſſen. Die Holzſchnitte zu den erſten Drucken von Überſetzungen der Historia Alexandri M. de proeliis, die hier zunächſt in Vergleichung zu ziehen ſind, haben mit der Papillon'ſchen Beſchreibung nichts gemein, nach welcher der eine, Porus vor Alexander gebracht, ſogar mit Lebrun's Compoſition eine ſo frappante Ähnlichkeit gehabt haben ſoll, daß man glauben konnte, Letzterer habe den Holzſchnitt copirt! Alle Mühe, die ſich bald darauf Männer wie Bottari, Tiraboschi und Andere gaben, etwas Näheres darüber oder eine Spur dieſer angeblichen Holzſchnitte in Italien zu ermitteln, iſt fruchtlos geblieben; der große Kupferſtichkenner Mariette in Paris, der Papillon kannte, verlachte den mindeſten Glauben daran. Nichtsdeſtoweniger hat ſich der Abbate Zani, für deſſen Patriotismus dies Waſſer auf die Mühle war, von Neuem beſtrebt, Papillon's Erzählung wieder zu Ehren zu bringen; Alles,

was er aber zu ihrer Unterſtützung beizubringen vermag, beſchränkt ſich auf einige Nachweiſungen, daß ſeit dem 12. Jahrhunderte wirklich in der Romagna eine gräfliche Familie der Cunio geblüht und ſich ſpäter nach der Lombardei gezogen habe, wo ſie unter dem Namen der Grafen von Belgiojoſo bekannt geweſen ſei, und daß ſich endlich die Geſchichte von den Geſchwiſtern Cunio, unter dem Titel: „die unglücklichen Zwillinge" (I gemelli infelici) in den Novellen des Scotti wiederfinde. Er verſchweigt aber („Enc.", P. 1, Vol. VII, p. 204 — 209) nicht nur, daß dieſe von ſehr neuer Entſtehung und von ihrem Verfaſſer, Profeſſor der Eloquenz zu Cremona, 1806 herausgegeben ſind, der ſie in einem Landhauſe ſeiner Gönner, der Belgiojoſo, an den Ufern des Brembo ſchrieb und ihnen deshalb den Titel: „Giornate del Brembo colle veglie di Belgiojoso" beilegte, ſondern er verſchweigt auch, was noch auffallender iſt, daß Scotti die Schweſter, ausdrücklich auf Papillon's und von Murr's Autorität, zur Erfinderin der Holzſchneidekunſt macht. Was ſoll man aber von einem Schriftſteller denken, der lieber auf ſolche Weiſe Verſteck ſpielt, als eine unhaltbare Meinung, in die er ſich einmal verbiſſen, aufgibt! Sollte Scotti auch wirklich, wie Zani glauben machen will, das Meiſte aus Familiennachrichten der Caſa Belgiojoſo in Mailand geſchöpft haben, ſo wäre doch damit immer nur wahrſcheinlich gemacht, daß

der Papillon'ſchen Erzählung keine reine Erdichtung, ſondern eine handſchriftliche Familienſage zum Grunde gelegen, ohne über das Unding der angeblich Cunio'ſchen Holzſchnitte aus dem 13. Jahrhunderte den mindeſten Zweifel übrig zu laſſen. Sie würden ſich daher kürzer haben abfertigen laſſen, hätten ſie nicht noch in den neueſten Zeiten an Ottley („Origin of engraving", London 1816, 4.) einen Vertheidiger gefunden, der er zu ſein auch in der Einleitung zu ſeinen 1828 erſchienenen Facſimiles alter Niellen und Kupferſtiche trotz dieſer Gründe nicht aufhört, indem er ſie mit andern weiter unten bei den Spielkarten vorkommenden Hypotheſen in Verbindung ſetzt. Wie unzuverläſſig aber ſelbſt Angaben neuerer verdienſtvoller Geſchichtſchreiber in Bezug auf das Alter der Druck- und Holzſchneidekunſt ſind, davon gibt Hüllmann („Städteweſen des Mittelalters", Bonn 1826, I, S. 382) einen auffallenden Beweis durch die Nachricht, daß, nach einer Urkunde des Grafen Ludwig von Flandern von 1361 im nürnberger Archiv, die Nürnberger ſchon damals unter dem Geſammtnamen Lettrenes ihre Briefmalerarbeiten in Flandern verkauft hätten, von denen es nur ungewiß ſei, ob darunter von Holzſchnitten abgedruckte und ausgemalte Heiligenbilder oder Spielkarten zu verſtehen wären. Dieſe Urkunde, gewiß keine andere als der große flandriſche Freibrief für die Nürnberger von gedachtem Jahre, deſſen auch

Roth („Geſchichte des nürnberger Handels", I, 28 und 107) gedenkt, in niederrheiniſcher Sprache und vermuthlich noch ungedruckt, iſt vom Verfaſſer auf dem nürnberger Archiv eingeſehen worden und enthält nur eine einzige Stelle, aus der das Wort lettrenes geſchöpft ſein kann, indem es in dem Zolltarife für die nach Flandern eingehenden nürnberger Waaren heißt: „Item van elken handt l e t t o e n e s van ketelen ende beckenen, einen haluen grō." Hier iſt alſo von allerhand Meſſingwaaren an Keſſeln und Becken die Rede, in dem Worte lettoenes (engliſch latten, franzöſiſch laiton) aber das o mit dem e ſo verbunden, daß es von einem Unkundigen eher lettrenes geleſen werden kann. Dieſes misverſtandene Wort hat nun wahrſcheinlich wieder wegen ſeiner Ähnlichkeit mit dem franzöſiſchen Worte lettrine (lateiniſch literula) dazu verleitet, es in der Bedeutung für einerlei mit dem bereits oben gedachten Worte breve, wovon das deutſche Brief, zu halten und ſo endlich die Arbeit der Kupferſchmiede und Beckenſchläger in die der Briefdrucker und Briefmaler zu verwandeln. Diejenigen, welche der Druckkunſt ein höheres Alter zuſchreiben, pflegen ſich auch darauf zu beziehen, daß ſie in China ſchon Jahrhunderte früher als in Europa zum Bücherdruck in Gebrauch geweſen, welches an ſich zugegeben werden muß, da auch die neueſten und bewährteſten Kenner chineſiſcher Literatur und Geſchichte, wie

Abel Remuſat und andere, darüber einig ſind. Die erſten mit Holztafeln gedruckten Bücher kommen nach Letzterem ſchon im 10. Jahrhunderte daſelbſt vor und ſo wenig es auch europäiſcher Eitelkeit, zumal einem ſo fernen, abgeſchloſſenen und geiſtig anſcheinend verknöcherten Volke gegenüber, zuſagen mag, ſo muß demſelben doch in dieſer, wie in vielen andern der wichtigſten Erfindungen, als Compaß, Geſchütz, Papiergeld u. ſ. w. der Vorrang eingeräumt werden. Namentlich iſt das Papiergeld, welches, wie wir aus einer intereſſanten Abhandlung Klaproth's („Journal asiatique", 1822, I, 256) lernen, bei den Chineſen ſchon unter den Kaiſern der Dynaſtie Soung bis Ming alle Nuancen und Kunſtgriffe der europäiſchen Finanzoperationen durchgemacht hat, von ihnen aus auch den Mongolen bekannt geworden, bei denen es ſich im 12. Jahrhunderte vorfindet. Mochte deren Papiergeld auch nicht gedruckt ſein, ſo war doch farbiger Stempeldruck dabei auf verſchiedene Weiſe angewandt, und da der levantiſche Handel und die Niederlaſſungen der italieniſchen Seeſtaaten, hauptſächlich Venedigs, ſie mit dem fernſten Oſten in Berührung brachte, da es ſchon früh einzelnen Reiſenden, wie dem Marco Polo im 13. Jahrhunderte, gelungen war, tief in denſelben einzudringen, da ſelbſt die europäiſchen Regenten ſeit dem heiligen Ludwig mit den mongoliſchen Fürſten aus Dſchingis-Khan's Stamme geſandtſchaftliche Verbin-

bungen angeknüpft und die Rivalität mit den Türken und Sarazenen dieſe Fürſten dazu geneigter gemacht hatte, ſo iſt es keineswegs unzuläſſig, anzunehmen, daß auf dieſen Wegen von dem morgenländiſchen Stempel- oder Tafeldruck wenigſtens ſoviel nach dem Abendlande herüber ſollte verlautet haben, um die Erfindung der Druckkunſt hier davon herleiten zu können. Wäre dies aber auch der Fall geweſen, ſo fehlte es hier bis ins 15. Jahrhundert an dem Zunder, der nöthig war, um den einzelnen Funken bis zur lichten Flamme werden zu laſſen, und als die Bedürfniſſe und Entwicklungen der Zeit den Zündſtoff darboten, war Alles, wie wir ſehen werden, ſo vorbereitet und erleichtert, daß der belebende Funke ebenſo gut im eignen Zenith entſtehen konnte, ohne einer Ableitung aus ſo weiter Ferne zu bedürfen. Wenn Ottley aber daraus, daß Marco Polo den Druck mit Holzplatten nicht erwähnt, ſchließen will, daß dieſer ſchon damals in Oberitalien nichts Neues war, ſo überſieht er, daß M. Polo nicht weit genug bis über die Tartarei vordrang, um von dem chineſiſchen Bücherdruck ſelbſt Kenntniß zu erhalten, daß ſich aber in dem von Ramuſio („Raccolta“, 1583, II, fol. 29) herausgegebenen Text ſeiner Reiſebeſchreibung wirklich eine Stelle findet, in der er von dem Stempeldruck bei Anfertigung des tartariſchen Papiergeldes ſpricht. In dem 18. Kapitel, welches überſchrieben iſt: „Von der

Art des Papiergeldes, welches der Großkhan macht und durch alle Länder ſeiner Herrſchaft läuft" ſagt er nämlich von dem Gran Can di Cembalu: „Dieſer hat wahrlich den Stein der Weiſen erfunden, und ſein Papiergeld wird mit ſolcher Autorität und Förmlichkeit gemacht, als wenn es von Gold und Silber ſelbſt wäre, denn jedes Aſſignat wird mit der Unterſchrift und den Zeichen vieler dazu abgeordneter Beamten verſehen, und wenn es ganz fertig iſt, wie es ſein ſoll, beſtreicht der von dem Regenten beauftragte Oberſte derſelben den ihm verliehenen Stempel mit Zinnober und drückt ihn auf das Aſſignat, ſodaß die Form des rothgefärbten Stempels abgedruckt bleibt, und alsdann iſt das Aſſignat authentiſch." Dies ſcheint alſo die früheſte deutliche Beſchreibung des Farbdrucks zu ſein, an welche die weitere Benutzung und der Fortſchtitt zum ſelbſtändigen Schrift- und Bilddruck angeſchloſſen werden könnte. Aber dieſe Stelle ſteht nur in Ramuſio's Text, dem ſpäteſten und ausführlichſten, aber deshalb auch interpolirteſten von allen. Marco Polo dictirte ſeine Reiſebeſchreibung, „Il Milione" genannt, im Gefängniß zu Genua 1298 wahrſcheinlich franzöſiſch, welches nicht auffallen kann, da Brunetto Latini in demſelben Jahrhunderte ja auch franzöſiſch ſchrieb: parceque François est plus delitables langages et plus communs que tous autres", und die Angabe des Predigermönchs Pipino in Bologne, daß

der Urtext ſeiner lateiniſchen Überſetzung von 1320 in volgare geſchrieben ſei, ſteht nicht entgegen, indem dies damals ſowol das Italieniſche als Provenzaliſche und Franzöſiſche begriff. Der franzöſiſche Urtext aber, ſo gut als die daraus entſtandenen Überſetzungen haben da, wo von dem Gelde des Großkhan die Rede iſt, die Stelle von dem Verfahren bei der Fabrikation, den Formalitäten zur Beglaubigung und namentlich von der Stempelung nicht. Mag nun auch M. Polo vielleicht, ehe er ſeine Reiſebeſchreibung franzöſiſch dictirte, Materialien dazu in anderer Sprache niedergeſchrieben, oder in der Folge eine Überſetzung ſelbſt durchgeſehen und erweitert haben, ſo iſt es doch unter obigen Umſtänden eher zu glauben, daß der Zuſatz in Ramuſio's Text nicht von M. Polo ſelbſt herrührt, ſondern die Einſchaltung durch Berichte ſpäterer Reiſenden veranlaßt ſei. Wir finden ſogar, daß einer dieſer ſpäteren Reiſenden, Joſaphat Barbaro, verſichert, von einem ehemaligen tartariſchen Geſandten in China 1450 zu Aſow gehört zu haben, das Papiergeld werde dort jährlich umgedruckt (si muta con nova stampa).

Wir kehren nun zu den Briefmalern zurück, von denen die erſten Verſuche der Druckkunſt ausgegangen ſind, und die wir, als zu einer geringeren Claſſe handwerksmäßiger Schreiber für den Hausgebrauch und das Volksbedürfniß gehörig, bezeichnet haben. Auf dieſer unterſten Stufe war nämlich Schreiben und

Zeichnen in einer Hand, wie häufig auch höher hinauf bei den Verfertigern von Bücherhandſchriften in und außer den Klöſtern, wenn es nicht auf Prachthandſchriften oder höhere maleriſche Ausſtattung ankam, wo ſich der miniator von dem scriptor ſonderte. Überhaupt konnte damals weder ein Bild ohne Schrift, noch eine Schrift ohne Bild gut beſtehen, zumal wenn von ſolchen Artikeln, wie ſie die Briefmaler lieferten, die Rede iſt. In den Kalendern, wo ſich dieſe unzertrennliche Verbindung bis auf den heutigen Tag erhalten hat und deren Miniaturen ſchon in den älteſten geiſtlichen und liturgiſchen Handſchriften die Tummelplätze weltlicher Luſt und Heiterkeit ſind, gaben die Himmelszeichen, die Arbeiten, Spiele und Vergnügungen der Jahresabtheilungen reichen bildlichen Stoff; oft wurden ſelbſt die unbeweglichen Feſte emblematiſch bezeichnet, und als mediciniſcher Rathgeber durfte der Aderlaßmann nicht darin fehlen. Andachts- und Heiligenbilder enthielten Anrufungen und Sprüche auf Schriftzetteln, die den Figuren vom Munde ausgingen, oder hatten ihren Zubehör von Gebeten; in den ſpäteren Neuigkeits- und ſatiriſchen Bildern erklärten ſich Vorſtellung und Text gegenſeitig. Für Volksbücher und Lieder aber waren Bilder, welche den Inhalt verſinnlichen, ſo beliebt und allgemein, daß ſelbſt in den erſten Jahrhunderten der Typographie die Überſetzungen der Claſſiker und anderer lateiniſchen Bücher

in die Landesſprachen in der Regel mit Holzſchnitten ausgeſtattet ſind, während dieſe in den Ausgaben der lateiniſchen Originale zu den Ausnahmen gehören. Nur die Schulbücher zum Unterricht in den Rudimenten der lateiniſchen Grammatik widerſtrebten dem Bilderſchmuck, außer dieſen war er überall, wenn auch nicht Hauptſache, doch ſo unumgängliches Erfoderniß, daß die Schreiber dieſer Claſſe zugleich Zeichner und Illuminiſten ſein mußten, ja daß ſie von letzterer Eigenſchaft allein ihren Namen erhielten. Daraus erklärt ſich denn auch ihre Verwandtſchaft mit den Kartenmachern und Kartenmalern und die Verfertigung von Spielkarten der gemeinſten und wohlfeilſten Art durch die Briefmaler, häufig als Hauptgeſchäft. Daher iſt die Frage, ob Schriften früher als Bilder gedruckt worden oder umgekehrt, und ob von gedruckten Bildern die Spielkarten oder die Heiligenbilder die erſten geweſen, nicht anders als dahin zu beantworten, daß, da zur ſchnellern Vervielfältigung aller jener Artikel, welche ihr Gewerbe umfaßte, ziemlich daſſelbe Bedürfniß beſtand und ſie von denſelben Perſonen verfertigt wurden, die erſte Anwendung der Druckkunſt auch wol auf alle gleichzeitig geſchehen ſei, ohne ſie auf den einen oder den andern lange ausſchließlich einzuſchränken, und daß, wenn irgend einer auf ein Näherrecht Anſpruch machen kann, dies die Spielkarten geweſen ſein mögen, weil ſie ſich in ihrer Beſchaffen-

heit am meiſten gleich blieben, ſich am meiſten abnutzten und die meiſte Nachfrage danach war. Indeſſen kommt es bei Beantwortung vorgedachter Frage auch darauf an, inwiefern die materiellen Mittel, welche die Druckkunſt erfodert, mehr oder weniger vorbereitet und bei der Hand waren. War dies Bereitliegen von der Art, daß ihre Anwendung auf Schrift oder Bild oder jede einzelne Gattung derſelben gleichmäßig erleichtert und möglich gemacht wurde, oder mußte für einzelne der letzteren dies oder jenes Mittel erſt ausgedacht und weiter hergeholt werden, ſodaß dadurch, wenn der Zweck auch an und für ſich vielleicht ebenſo dringend war, doch ſeine Erreichung länger als bei andern Gattungen aufgehalten wurde?

Wir haben oben geſehen, daß für die Erfindung der Druckkunſt das Ei des Columbus, der eigentliche Grundgedanke, in dem Bewußtwerden der Abſicht lag, Schrift und Bild durch Farbdruck von einer ſtehenden Form zu vervielfältigen; daß dies, inſofern dazu ein durch Zeitumſtände hervorgebrachtes und reifgewordenes Bedürfniß nöthig iſt, erſt im 15. Jahrhunderte zum Vorſatz werden konnte; daß es die Briefmaler waren, bei denen dieſer zuerſt Wurzel faßte, und daß es am einfachſten und natürlichſten iſt, den Übergang von trocknem Stempeldruck zum Farbdruck für den erſten Schritt zu halten, der die Bahn der neuen Erfindung eröffnete. Gewiß war ſelbſt im gemeinen Leben

oft die Erfahrung gemacht worden, daß ein Stempel, von Rauch oder Unreinigkeit geſchwärzt, wenn er mit feuchter Leinwand oder Papier in Berührung kommt, ſich darauf abdruckt; aber dieſer und andere Fingerzeige mußten unbeachtet bleiben, ſo lange das Streben nach einem Vervielfältigungsmittel für Schrift und Bild noch nicht Zweck geworden war. Hatte ſich dieſer Zweck jedoch einmal der Seele bemeiſtert, ſo waren jene Fingerzeige, ohne weitere Veranlaſſung, hinlänglich, um von da aus durch weiteres Nachdenken und Verſuche die entſprechende Beſchaffenheit der Form, Farbe, Druckkraft und des Materials zur Aufnahme des Drucks zu finden. Von dieſen Erfoderniſſen iſt die Druckform bei weitem die Hauptſache. Wie oben ſchon bemerkt worden, ſteht in ihrer Fläche das Abzudruckende entweder hoch durch Ausſparen, oder tief durch Eingraben der darſtellenden Züge, jenes beim Holzſchnitt, dieſes beim Kupferſtiche. Da letzterer nun längſt bekannt war, und im Alterthume ſowol, als im Mittelalter Schrift in Metalltafeln eingegraben, oder Figuren und andere Vorſtellungen in Umriſſen auf glatte Metallflächen geſtochen wurden, die Holzſchneidekunſt aber erſt mit der Druckkunſt und lediglich um dieſer willen entſtanden iſt, ſo könnte dies verleiten, zu glauben, daß der Kupferdruck die älteſte und erſte Art des Farbdrucks geweſen ſein müſſe, indem auf dieſem Wege Schrift- und

Bildvervielfältigung am nächſten zu erreichen ſtand, weil die Druckform ſchon gegeben, alſo zu jenem Ende nur für die weniger erheblichen Erfoderniſſe der Farbe, Schwärzung, Preſſe und des Abdrucks zu ſorgen war. Unſtreitig würde der Kupferdruck auch allem anderen vorangegangen ſein, wenn es die Goldſchmiede und nicht die Briefmaler und Kartenmacher geweſen wären, denen ihr Gewerbe den erſten Antrieb zur Erfindung der Druckkunſt gab. Dieſer Umſtand aber mußte nothwendig einen andern Gang der Sache hervorbringen, und wenn auf den erſten Anblick der Übergang zum Tafeldruck den Goldſchmieden näher als den Briefmalern zu liegen ſcheint, ſo entdeckt ſich doch leicht, warum es letzteren nicht ſchwer werden konnte, unabhängig von erſteren, ſich eine andere ſelbſtändige Bahn zu brechen und ihnen in Erfindung der Druckkunſt zuvorzukommen. Allerdings war das Kupferſtechen, theils zur Erhaltung des Andenkens, theils zur bildlichen Darſtellung und Ausſchmückung bekannt und um die eigentliche Kupferſtecherkunſt in dem Sinne, wie wir den Ausdruck jetzt verſtehen, nämlich diejenige, welche blos zum Behufe des Abdrucks dient, hervorzubringen, war nichts Anderes nöthig, als daß Schrift oder Bild nicht mehr von der rechten, ſondern von der verkehrten Seite und auf einer flachen beweglichen Metalltafel oder Platte eingegraben oder eingeſtochen wurde, damit es im Abdruck wieder von der rechten

Seite erſchien, eine Veränderung, auf die der neue Zweck augenblicklich von ſelbſt hinführte. Dagegen war, wenigſtens in Bezug auf Bild, die Idee neu, durch Ausſparen von Umriſſen und Flächen und Austiefen des Übrigen, das Bild in der Ebene der Platte hochſtehend auszuarbeiten und dadurch eine der vorigen entgegengeſetzte Art von Druckform zu gewinnen, die für den Abdruck große Vortheile vor jener voraushatte, deren Verfertigung aber anſcheinend ungleich künſtlicher, ſchwieriger und mühſamer war. Eine ſolche Platte konnte nämlich, weil nur Das, was hervorſteht und ſich abdrucken ſoll, die Farbe empfängt, leichter geſchwärzt und ohne alles Preß- und Maſchinenwerk, durch bloßes Anreiben des aufgelegten feuchten Papiers mit der Hand oder einer Bürſte, wie noch jetzt bei den Kartenmachern, abgedruckt werden, während die vertieft geſtochene Platte ganz geſchwärzt und wiederabgewiſcht werden muß, damit die Farbe lediglich in den Vertiefungen haftet, aus denen ſie nur durch ſtärkere und gleichförmigere Kraft mittels einer Walzenpreſſe im Abdruck wieder herausgezogen werden kann. Auch hält die erhabene Druckform eine beiweitem größere Zahl von Abdrücken aus, als eine mit dem Grabſtichel oder gar der kalten Nadel geſtochene Kupferplatte. Um uns nun zu überzeugen, daß es den Briefmalern bei ihren auf Vervielfältigung durch Farbdruck gerichteten Beſtrebungen näher lag, Form-

ſchneider als Kupferſtecher zu werden, müſſen wir uns mit der ältern Goldſchmiedearbeit, ſoweit die zeichnende Kunſt dabei zur Anwendung kommt, näher bekannt machen, wodurch zugleich deutlicher werden wird, wie letztere durch Erfindung der Druckkunſt außerordentlich erweitert und ihr bis dahin unbekannte Richtungen eröffnet worden ſind.

In der alten Kunſt herrſchte die Plaſtik vor, ſelbſt die Malerei der Alten hat ſich den Bedingungen nicht ganz entwinden können, welche für die halberhobene Darſtellung auf einer zum Grunde liegenden Fläche oder für das Basrelief leitend ſind. Wo daher bei ihnen die Malerei monochromatiſch wird, d. h. an die Stelle der den Gegenſtänden in der Natur anklebenden Farben einfache conventionelle Grundfarben treten, oder wo die Malerei lediglich in Zeichnung übergeht, dieſe mag mit dem Griffel, Pinſel oder Grabeiſen ausgeführt werden, ſehen wir in der Regel alle Bezeichnung von Licht und Schatten, ſowie von perſpectiviſcher Entfernung fehlen, und die Figuren und übrigen Gegenſtände in bloßen Linearumriſſen des Ganzen oder der einzelnen Theile, neben oder übereinander, wo es nur irgend thunlich war, auf einem verſchiedenfarbigen Grunde dargeſtellt. So blieb es das ganze Mittelalter hindurch, und das von dem Basrelief entlehnte Princip einer Fläche, von welcher ſich die vorgeſtellten Gegenſtände abheben, erhielt ſich dergeſtalt,

daß ſelbſt in der eigentlichen Malerei, im Großen ſowie im Kleinen (in den Handſchriften) die Gründe durch conventionnelle Farbentöne, am gewöhnlichſten durch Vergoldung, unterſchieden wurden. Um dies auch bei der eingegrabenen Zeichnung auf Metall durchführen zu können, wo die bloße Vergoldung der Gründe ſchwieriger oder nicht unterſcheidend genug geweſen wäre, bediente man ſich, wie wir aus dem vor dem 10. Jahrhunderte abgefaßten Werke des Theophilus Presbyter (abgedruckt in Leſſing's „Beiträgen zur Geſchichte und Literatur", Braunſchweig 1781, 8., Beitr. 6 von Chr. Leiſte, Cap. 70, 71, 72, deſſen drittes Buch von der Goldſchmiedsarbeit handelt) erſehen, mehrer Mittel. Entweder man ſchwärzte das Kupfer mittels eines Ölfirniſſes über dem Rauche und ſchabte den Raum, den die eingeſtochenen Vorſtellungen einnahmen, wieder blank, oder man punktirte die Gründe mittels eines dazu bereiteten Punktirbunzen (opus punctile), oder man ſchnitt die eingeſtochenen Figuren ganz aus der Metallplatte heraus, um ſie auf Buchdeckel oder Flächen von anderm Stoffe, die ihnen ſodann gewiſſermaßen zur Folie dienten, als Verzierung wieder zu befeſtigen (opus interrasile). Von den punktirten Gründen finden ſich ſchon auf antiken Metallſpiegeln Beiſpiele, auch gedenkt der ältere Plinius des opus interrasile an mehren Stellen, wo, wenn auch nicht gerade durchbrochene Arbeit, doch

diejenige darunter verſtanden wird, welche das Dargeſtellte durch Ausſparen, ſei es Wegſchneiden, Abſchaben oder Vertiefen des Grundes, auf welchem es ſteht, hervor oder zur deutlichern Unterſcheidung bringt. Mit Hülfe dieſer entſchiedenern Abſonderung von dem Grunde konnte ſich die Zeichnung mit bloßen eingeſtochenen Umriſſen begnügen; um dieſe aber auf der ebenen eintönigen Metallfläche ebenſo ſichtbar werden zu laſſen, als wären ſie mit ſchwarzer Farbe gezogen, ſchmolz man, insbeſondere bei koſtbareren kleineren Arbeiten der Art, ein künſtlich bereitetes Schwefelſilber, das Niello, hinein, welches nach einer Stelle des Plinius (Hist. nat., lib. XXX, 46), wo er ſagt, man habe Bildwerk auf Silber nicht blos getrieben, ſondern auch gemalt und das Recept zur Bereitung des Schwefelſilbers gibt, gleichfalls ſchon den Alten bekannt geweſen ſein muß. Vom 12. bis 15. Jahrhunderte wurde aber das opus interrasile am häufigſten im Großen auf Grabmonumenten angewandt, die mit einer Meſſingtafel bedeckt waren, welche das Bild des Verſtorbenen in lebensgroßer Figur mit architektoniſchem und anderm Beiwerk, ſowie mit Umſchriften enthielt. Die Arbeit war der von Theophilus beſchriebenen ähnlich, alle Figuren blieben in der polirten Fläche der Platte ſtehen, die äußeren Umriſſe wurden bei der Größe der Gegenſtände mit ſtarken, oft einen Viertelzoll breiten, die innern mit

feineren Zügen eingegraben; nur die Felder der Gründe wurden nicht ganz durchbrochen, ſondern bis auf eine geringe Tiefe ausgeſchnitten und das Vertiefte mit einem farbigen oder ſchwarzen Kitt, der jetzt durch das Alter zerſtört iſt, wieder ausgefüllt, alſo das opus interrasile mit einer Art von Niellirung verbunden. An Monumenten dieſer Art ſcheinen beſonders die nordiſchen Länder reich geweſen zu ſein, doch iſt es bei der wenigen Aufmerkſamkeit, welche darauf verwandt worden, und bei der Oberflächlichkeit, mit welcher davon geſprochen wird, häufig nur zu vermuthen, daß die Arbeit die hier beſchriebene iſt. Von der Platte, welche das Grab des Königs Erick Menved und ſeiner Gemahlin Ingeborg von 1319 bedeckt, ſowie von ähnlichen ſpäteren in Dänemark, wird geſagt („Antiquariske Annaler“, Kopenh. 1820, Bd. III, S. 1 fg.), ſie ſei eingegraben und ciſelirt, welches letztere, da hier von halbrundem Relief keine Rede iſt, nur von jener flächenweiſen Austiefung in der Ebene der Platte verſtanden werden kann, und in England ſoll der verſtorbene Douce Abdrücke von mehr als 100 ſolchen Platten aus dortigen Kirchen zuſammengebracht und dem britiſchen Muſeum in London einverleibt haben, woraus allein ſchon auf dieſelbe Beſchaffenheit zu ſchließen wäre, da von blos lineariſch geſtochenen Platten, zumal von ſolcher Größe, Abdrücke auf einzelnen aneinander zu ſetzenden Papierbogen, lediglich

durch Reibung, ohne Preſſendruck, nicht leicht gewonnen werden können. Ganz außer Zweifel wird indeß dieſe Art der Arbeit durch mehre Denkmale geſetzt, die am Niederrhein, namentlich aus der Abtei Altenberg im ehemaligen Herzogthume Berg noch übrig und nicht blos von dem Verfaſſer ſelbſt geſehen worden ſind, ſondern von denen ihm in ſorgfältigen, von den Originalplatten ſelbſt genommenen Abdrücken die treueſten Facſimiles vorliegen. Verkleinerte Copien dieſer Abdrücke von zweien Platten, deren eine den Biſchof Wichbold von Culm, geſtorben 1398, die andere den Herzog Gerhardt von Jülich und Berg, geſtorben 1475, vorſtellt, befinden ſich in dem Werke: „Die Ziſterzienſer Abtei Altenberg bei Köln, von Corn. Schimmel" (Münſter 1832, gr. Fol., mit 15 lithograph. Tafeln) und werden hinreichen, um ſich von deren Beſchaffenheit wenigſtens einen ungefähren Begriff zu machen. Beide Metallplatten vereinigen in ſich gewiſſermaßen den Kupferſtich und Holzſchnitt, jenen wegen der eingegrabenen Umriſſe, dieſen wegen der in der Ebene der Platte ſtehengebliebenen Felder und der ausgetieften Zwiſchenräume. Die Platte des Biſchofs Wichbold iſt zugleich ein ausgezeichnetes Kunſtwerk dieſer Art, und das Gehäus, unter welchem er ruht, im vollendetſten und reichſten Styl der gothiſchen Architektur, mit ſo feinem Linien- und Gliederwerk dargeſtellt, daß die Arbeit hier dem Linearholzſchnitt

ſehr nahe ſteht. Es iſt als gewiß anzunehmen, daß die rauh ausgetieften Gründe und Zwiſchenräume, ſowie die eingegrabenen Umriſſe und Züge urſprünglich nicht, wie jetzt, leer, ſondern mit einem ſchwarzen oder andern farbigen Kitt ausgefüllt geweſen ſind, ſodaß der Platte dadurch eine völlig ebene Oberfläche wiedergegeben wurde, auf welcher ſich durch den Contraſt der Farbe des polirten Metalls und des ſchwarzen Kitts Alles voneinander gehörig ſonderte und ein gutes deutliches Bild hervorbrachte. Der Kitt, der kein metalliſcher Schmelz, wie das Niello war, iſt durch das Alter und andere Unbilden verſchwunden, und dadurch möglich geworden, von den Platten mittels Druckerſchwärze Abdrücke zu nehmen, aus denen ſich aber die urſprüngliche Wirkung der Platten inſofern nicht beurtheilen läßt, als Das, was auf denſelben durch den Kitt ſchwarz erſchien, hier weiß, was dort in der Farbe des Metalls erſchien, hier ſchwarz iſt. Um der Wahrheit näher zu kommen, müßte der Abdruck alſo erſt dergeſtalt umgezeichnet werden, daß Das, was in demſelben weiß iſt, ſchwarz wird, und umgekehrt. Für die Ausfüllung des Vertieften durch Farbenkitt ſpricht nicht nur jenes nach dem Obigen durchgehend herrſchende Princip, den Figuren und Zeichnungen einen anders gefärbten Grund zu geben und ſie dadurch in die Augen fallender zu machen, ſondern auch, daß eine ſo gearbeitete Platte, ſo lange das Vertiefte unausgefüllt iſt,

einen verwirrenden und räthſelhaften Eindruck macht, wovon der Anblick einer in Holz geſchnittenen Druckform am beſten überzeugen kann, und daß es daher gar nicht denkbar iſt, man habe an eine Metalltafel, die zur Anſchauung und nicht zum Abdruck beſtimmt war, eine ſo unbelohnende Mühe und ſaure Arbeit verſchwendet, ohne etwas Anderes als eine ungefällige, ja ſogar unverſtändliche Wirkung damit erreichen zu können. In den Umſchriften auf dieſen Platten ſind die Buchſtaben gleichfalls in der Fläche derſelben ausgeſpart, erſcheinen alſo im Abdruck ſchwarz, und es gibt metallene Gedächtnißtafeln mit nichts Anderm als Schrift, in denen dieſe ebenſo und wie im Holzſchnitt erhaben iſt. Der Verfaſſer beſitzt Abdrücke einer ſolchen aus der nämlichen Abtei herrührenden Tafel von 1379 zum Andenken der von dem Biſchof Wichbold der Abteikirche gemachten Schenkungen, deren Contradruck, wo die Schrift wieder rechtſeitig, wie im Original ſteht, ganz das Anſehen eines Drucks mit großer gothiſcher Miſſaltype hat. Auch in dieſen Schrifttafeln wurde der Grund, der ſo wenig ausgetieft iſt, daß man im Abdrucke noch die Feilſtriche ſieht, ſchwarz ausgefüllt; wäre es nicht um die ſchönere Wirkung der in ihrem Metallglanze aus demſelben hervorſtechenden Schrift zu thun geweſen, ſo war es ja leichter und ebenſo dauerhaft, ſie, wie bei den Alten, vertieft in die Metalltafel einzugraben!

Die Briefmaler hatten alſo in Bezug auf Formen nichts Neues zu erfinden, ſie fanden Vorbilder dazu, ſowol der vertieften als der erhabenen Art, bei den Goldſchmieden, und mußten letzterer ſchon wegen der größern Leichtigkeit des Abdrucks den Vorzug geben. Um in erhabener Art Schriftformen zu verfertigen, war das Verfahren ganz daſſelbe wie bei der eben angeführten Arbeit der Goldſchmiede; bei Bildformen mußte es, was der veränderte Zweck von ſelbſt ergab, umgekehrt, und Das, was der Goldſchmied eingegraben oder ausgetieft hatte, in der Ebene der Holzplatte ſtehen gelaſſen, das bei jenem ſtehen Gebliebene aber ausgetieft werden. Auf ſolche Art kamen die Linearumriſſe in der Druckform erhaben zum Vorſchein, und auf dieſe beſchränkten ſich die Briefmaler in der Regel, da der Pinſel das Übrige erſetzte. Doch ſind auch Holzſchnitte mit ſchwarzen Gründen unter den älteſten nichts Seltenes. Da ſie aber in die Handthierung der Goldſchmiede weder eingreifen konnten noch wollten, da ihnen die Arbeit in Metall zu kunſtvoll und ſchwierig, das Material zu theuer war, ſo entlehnten ſie ſtatt des Metalls von den damals eben ſo zahl- als kunſtreichen Bildſchnitzern das wohlfeilere, für Druckformen ebenſo geeignete Holz und das leichter zu führende Schnitzmeſſer, und wurden Formſchneider und Briefdrucker. Als Druckſchwärze war eine Leim- oder Gummifarbe genügend, und obgleich ſeit

Anfange des 15. Jahrhunderts durch die Gebrüder van Eyck die Miſchung der Farben mit Öl in der Malerei vorherrſchend geworden war, der Übergang zu einer haltbarern Ölfarbe alſo nahe lag, die auch bald bei dem Schriftdruck ausſchließlich zur Anwendung kam, ſo blieben die Briefmaler für den Bilddruck doch noch lange bei ihrer blaſſern Leimfarbe ſtehen, ſei es, um ihm den Anſchein der Zeichnung zu geben, oder weil bei den Spielkarten dieſe Farbe die Glättung beſſer vertrug. Endlich kam das Leinenpapier, das zwar im 14. Jahrhunderte ſchon im Gebrauch war, doch erſt im folgenden das dickere brüchige, gewöhnlich erſt zu glättende Baumwollenpapier gänzlich verdrängte und deſſen Fabrikation ſich aus Italien, Burgund und Flandern ſchnell über Deutſchland verbreitete, durch Beſchaffenheit und Wohlfeilheit der Druckkunſt außerordentlich zu Hülfe. So entſtanden Formſchneider und Briefdrucker aus den Briefmalern und Kartenmachern, ohne großen Aufwand an Erfindungskraft, ohne erheblichen Zuwachs von mechaniſchen Erfoderniſſen und Werkzeugen, oder vielmehr ihr Gewerbe blieb im Weſentlichen daſſelbe, ohne daß die Druckkunſt in ihren Verhältniſſen vorerſt etwas änderte oder ſonderliches Aufſehen erregte. Denn das Formſchneiden war, ſelbſt bei Artikeln von geringer Ausdehnung, doch ſo mühſam und zeitraubend, daß ſie es nur auf die begehrteſten derſelben anwenden konnten; wo hier und da

nur ſeltener einzelne Exemplare geſucht wurden, kamen ſie mit der Wiederholung durch Schreiben und Zeichnen geſchwinder und leichter weg, die ſie daher noch geraume Zeit hindurch neben dem Tafeldruck beibehielten oder mit demſelben verbanden. Selbſt die große Productionsfähigkeit der Holzformen warf ihnen anfangs nicht allen Gewinn ab, den ſie daraus hätten ſchöpfen können, und mußte großentheils unbenutzt bleiben, weil der literariſche Verkehr überhaupt noch gering war, beſonders mit Volksſchriften, deren Abſatz wegen des ſtärkern Unterſchiedes provinzieller Eigenthümlichkeit engere Grenzen hatte, und weil der Bilderhandel in ſeinem Entſtehen nicht über das Hauſiren im Kleinen hinausging, daher ſich die Briefdrucker auch wol ſelbſt zu einer öftern Veränderung ihres Wohnſitzes entſchließen mußten.

Über die Zeit, wo die erſten Briefdrucker und Formſchneider zum Vorſchein kamen, geben die Bürger-, Zunft- oder Steuerregiſter der ehemaligen freien Reichsſtädte Deutſchlands die beſten Aufſchlüſſe, aus deren Zuſammenſtellung und Vergleichung ſich ſelbſt über den Ort, von welchem der Holzdruck ausgegangen, und den Gang ſeiner Verbreitung ſichere Schlüſſe würden ziehen laſſen, wäre man nur in allen dieſen Städten und zu einer Zeit, wo ihre Archive noch reicher und vollſtändiger waren, bedacht geweſen, ſie zu dem Behufe zu benutzen. Leider iſt dies aber nur in

wenigen einzelnen derſelben und auch da nicht immer mit der erfoderlichen Umſicht und Genauigkeit geſchehen. In Nürnberg kommt 1449 in den Bürgerbüchern der erſte Formſchneider vor, ſowie von da ab viele andere, Kartenmacher aber ſeit 1433, die ſeit 1438 Kartenmaler genannt werden und häufig ſchon Frauenzimmer ſind. Von 1473 ab erſcheinen Briefmaler, Schönmaler, Illuminirer; die Briefdrucker ſtecken unter dieſen und den Formſchneidern (von Murr „Journal", II, 120). In Augsburg zeigen ſich Kartenmacher 1418, in Ulm Kartenmaler und Kartenmacher von 1402 ab häufig in den Steuerregiſtern, Formſchneider aber erſt von 1441 ab, wenn man die verdächtige Angabe, daß 1398 ſchon ein ſolcher angeführt wird, ausnimmt (Jäger im „Kunſtblatt" f. 1833, S. 420). 1473 hatten einige Maler, Bildhauer und Glaſer, darunter auch ein Briefdrucker, eine Brüderſchaft daſelbſt im Gotteshaus Wengen geſtiftet, zu der 1499 mehre Briefmaler, Buchdrucker und Buchhändler gehörten (Weyermann im „Kunſtbl." f. 1830, S. 355). Auffallend iſt, daß in Nördlingen ein Wilhelm Kegler, der abwechſelnd als Wilh. Brieftrucker aufgeführt wird, mit letzterm Namen ſchon in dem Steuerbuche von 1428 und ſpäter noch einigemal vorkommt (Beyſchlag „Beiträge", Stück I, S. 12 fg.), zumal weiter bis ans Ende des 15. Jahrhunderts daſelbſt nur ein aus Ulm herübergezogener Kartenmaler und ein-

einziges dort gedrucktes xylographiſches Product zu finden iſt. Wäre der Name Brieftrucker auch nicht ſein Gewerbsname, was kaum zu bezweifeln, da ſein Familienname Kegler war, ſo ließe doch der bloße Name vorausſetzen, daß die Sache ſchon früher bekannt geweſen. In Frankfurt am Main hat 1440 Henne Kruſe von Menze, Drucker aufgeſchworen (Schaab, „Buchdr. Geſch.", III, 335), der nichts anders als ein Briefdrucker, wie der 1459 daſelbſt zum Bürger aufgenommene Hans von Pfedersheim ausdrücklich genannt wird, geweſen ſein kann. Auf ſo wenige Städte ſich dieſe Nachrichten nun auch beſchränken, ſo läßt ſich doch daraus mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß um 1440 das Formſchneiden und mithin das Karten- und Briefdrucken ein bekanntes, über viele große deutſche Städte, wahrſcheinlich durch Wanderung, wie nachher bei den Typographen, verbreitetes, ſeinem Urſprunge nach jedoch nicht viel über 10 oder 20 Jahre älteres Gewerbe war. Von dem viel ſpätern Zeuchdruck und dem Modelſchneiden für dieſen iſt aber noch keine Spur da und diejenige Meinung daher ganz grundlos, daß, wo um dieſe Zeit von Formſchneidern und Druckern die Rede iſt, nur an Zeuchdruck, aber nicht an Papierdruck zu denken ſei. Daß ſich vom Anfange des Jahrhunderts ab Kartenmacher und Kartenmaler in dieſen Städten finden, läßt an und für ſich noch

nicht auf den Druck der Karten ſchließen, da dieſe, ſelbſt als ſie ſchon anfingen Fabrikwaare zu werden, noch immer mit Hülfe der Patronen aus freier Hand verfertigt werden konnten und wurden. Erſt nachdem Formſchneider und Briefdrucker genannt werden, läßt ſich nicht mehr zweifeln, daß auch die Kartenmacher ſich der Model zum Drucken der Spielkarten bedient haben; möglich iſt es indeß, daß ſie damit den Briefdruckern, gewiß jedoch nicht lange, vorangegangen ſind. Die Briefdrucker ſind in den Niederlanden ungefähr ebenſo alt, denn nach dem Privilegium der S.-Lucasgilde zu Antwerpen von 1442 (Koning „Verhandeling etc." Hptſt. 23) gehörten damals Maler, Bildſchnitzer, Glasmacher, Illuminirer (verlichters) und Drucker (printers) zu dieſer Corporation. Unter den beiden letztern ſind die Briefmaler und Briefdrucker, wie ſie in Deutſchland hießen, leicht wiederzuerkennen. Die printers, wenn ſie auch kleine Bücher xylographiſch druckten, blieben aber deshalb, ebenſo wie wir in Deutſchland ſehen werden, doch von den nachmaligen Buchdruckern, die in ſpäteren Verhandlungen derſelben Gilde, zum Unterſchied von jenen, druckers genannt werden, abgeſondert. Dieſe traten in Antwerpen erſt 1557 mit den Malern zuſammen, als Philipp II. verordnet hatte, daß jede Gilde ihrem Schutzheiligen einen eigenen Altar errichten ſollte, und trugen zu dem S.-Lucasaltar in der dortigen Kathe-

drale bei, um ſich die Koſten eines eigenen Altars zu erſparen, weigerten ſich aber ſpäterhin ſtandhaft, als eigentliche Zunftglieder betrachtet zu werden und ſich Gildevorſtehern, die bei ihnen nicht aufgeſchworen hatten, unterzuordnen („Esprit des Journaux", 1779, Juni, S. 245 fg.). Es darf daher nicht wundern, in den Regiſtern gedachter Gilde weiterhin keine Namen der bekannten älteren Buchdrucker in Antwerpen zu finden, und es iſt nicht der mindeſte Grund da, deshalb das Vorhandenſein des Wortes printers in dem Orginalprivilegium, von dem freilich nur noch eine Abſchrift, aber eine amtliche collationirte und beglaubigte, vorhanden iſt, wie Koning gethan hat, in Zweifel zu ſtellen. Eine Brüderſchaft S.-Johannes des Evangeliſten zu Brügge beſtand 1454 aus Schreibern, Schulmeiſtern, Bücherhändlern, Holzdruckern (printers), Illuminatoren, Buchbindern uud Bildermachern (beeldemakers). Späterhin werden die Formſchneider und Briefdrucker in den Niederlanden Plaat- oder Figuersnyder, Heiligen- oder Beeldekenprinters genannt. In Frankreich iſt von ihnen vor Einführung der Typographie keine Rede; erſt im 16. Jahrhunderte geſchieht ihrer unter dem Namen tailleurs et imprimeurs d'histoires et figures gewerbliche Erwähnung; in Paris waren ſie mit den dominotiers, den Verfertigern von buntem oder marmorirtem Papier, verbunden, was ihren urſprünglichen Zuſammen-

hang mit den Kartenmachern (cartiers) verräth, die ſchon frühe die Rückſeiten der Spielkarten eine bunte Färbung (Muſirung) zu geben pflegten. Noch weniger ſind ſie in Italien, bevor die Typographie aus Deutſchland dahin verpflanzt wurde, zu finden; von der venetianiſchen Verordnung, welche das Gegentheil erweiſen ſoll, wird bei den Spielkarten geſprochen werden.

Wir ſchreiten nun zu den einzelnen Gattungen der Briefdruckerarbeiten und ihren älteſten Überreſten, um zu ſehen, welche Thatſachen und Folgerungen ſich aus dieſen für Zeit und Ort der erſten Druckverſuche ergeben..

Bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein beſtanden die Producte, welche nnter dem Namen der Bildbriefe begriffen wurden, ausſchließlich in Andachts- und Heiligenbildern. Die auf ihren höchſten Gipfel geſtiegene Marien- und Heiligenverehrung, die Gewohnheit, in der Kirche vor Bildern zu beten, hatte dieſe auch für die Hausandacht dergeſtalt zum Bedürfniß gemacht, daß für Solche, die nicht größere gemalte oder geſchnitzte Bilder bezahlen konnten, Papierbilder von roher Zeichnung und Färbung, nach kirchlichen Typen fabrikmäßig gefertigt wurden. Am gewöhnlichſten war ihr Gegenſtand die heilige Jungfrau als Himmelskönigin mit dem Chriſtkinde, die Verkündigung, Chriſtus am Kreuz, unter welchem Maria und Johannes, oder der leidende Heiland mit den

Digitized by Google

Marterwerkzeugen umgeben, wie er dem heiligen Gregor bei der Meſſe erſchienen war, oder es war einer aus der Schar der männlichen oder weiblichen Heiligen, je nachdem er in örtlicher oder perſönlicher Beziehung in beſonderem Anſehen ſtand. Oft wurden Gebete oder Anzeigen über den Ablaß, der mit der Andacht vor ſolchen Bildern, oder über die Wirkungen, die mit der Anrufung des Heiligen verbunden waren, darunter geſetzt. Alles dies geſchah durch Zeichnung und Schrift ſowol in den Klöſtern zur Empfehlung ihrer Ordensheiligen oder örtlicher Gnaden- und Wallfahrtsbilder, als durch Briefmaler zum feilen Verkauf. Dergleichen Blätter mit dem Datum ihrer Verfertigung zu verſehen, war ſelbſt lange, nachdem ſie ſchon gedruckt wurden, ungewöhnlich; wo daher Jahrzahlen in denſelben vorkommen, haben ſie in der Regel eine andere Bedeutung. Zuweilen beziehen ſie ſich auf die dargeſtellte Perſon, wie in dem S.-Nicolaus von Tolentino („Kunſtblatt“ f. 1832, S. 229) mit 1466, wo dies das Jahr ſeiner Canoniſation bezeichnet, oder ſie ſind das Datum des Feſtes oder Mirakels, welches dem Bilde ſeine Berühmtheit gegeben, oder der Stiftung des Originalbildes und aus dieſem in die Copie herübergenommen. Nur da, wo keine dieſer Beziehungen paſſender erſcheint, kann angenommen werden, daß eine Jahrzahl in einem einzelnen Holzſchnitte von ſo frühem Alter den Zeitpunkt ſeiner Verfertigung habe an-

zeigen ſollen, und daß dies nicht beachtet worden, hat manchem derſelben eine unverdiente Wichtigkeit verſchafft. Beſonders iſt dies mit einem St.-Chriſtoph der Fall, der in dem Buchdeckel einer Handſchrift von 1417 in der ehemaligen Karthauſe Buxheim bei Memmingen gefunden worden und die Unterſchrift hat:

Christoferi faciem die quacunque tueris
Illa nempe die mala morte non morieris.
Millesimo CCCC°XX° tercio (1423),

jetzt in der Spencer'ſchen Bibl. in England (Facſimile in Ottley's „Origin of engraving", I, 90, von der Hauptfigur bei Dibbin, „Bibl. Spenc.", I, S. III). Die Zweifel gegen dieſen Holzſchnitt haben ſich darauf beſchränkt, eine Unrichtigkeit in der Zahl und die Auslaſſung eines L vor dem XX zu vermuthen; aber die Hauptgründe, weshalb er nicht in dieſes Jahr zu ſetzen, ſind unberührt geblieben. Die Unterſchrift bezeichnet hier keine von den dem Heiligen gewöhnlich beigelegten Eigenſchaften, wie z. B. der Vers ſeines Koloſſalbildes im wormſer Dom:

Per te strena datur, morbi genus omne fugatur
Atra fames, pestis, Christi Christophore testis.

(v. Aufſeß „Anzeiger", 1934, S. 56); ſie ſetzt mithin eine beſondere Begebenheit, etwa von der Art voraus, daß Jemand, der gewohnt war, dem Heiligen täglich ſeine Verehrung zu bezeigen, dies nur einmal unterließ und gerade an dieſem Tage ums Leben kam. Die

Entdeckung aber, daß die Andacht zu St.-Chriſtoph an demſelben Tage vor gewaltſamem Tode ſchützt, war für die Gläubigen zu wichtig, um nicht durch ein Bild mit der Jahrzahl der Veranlaſſung erhalten zu werden. Daß dies und nichts Anderes die wahre Bedeutung derſelben ſei, würde ſich noch mehr beſtätigen, wenn, wie verſichert wird, jener Holzſchnitt nicht der einzige, ſondern noch andere mit demſelben Heiligen und derſelben Jahrzahl vorhanden ſind. Denn entweder ſind ſie mit jenem aus Burheim identiſch, d. h. von derſelben Druckform abgezogen, und dann wäre es auffallend, daß gerade von dem älteſten Holzſchnitt mehre Exemplare ſollten übrig geblieben ſein, während von ſo vielen jüngeren ſich kaum ein einziges bis auf unſere Zeit erhalten hat, oder ſie ſind Abdrücke von andern Holztafeln und dann würde die Jahrzahl in die Copie nicht mit übergegangen ſein, wenn ſie nichts weiter als das Datum der Verfertigung des Originalholzſchnitts war. Ein ſolches zweites, von einer andern Holztafel abgedrucktes Exemplar des St.-Chriſtoph mit mit 1423 hat vor einiger Zeit die königliche Kupferſtichſammlung in Paris an ſich gekauft, welches Dibbin („Tour", II, 142) für unecht und für einen ſpäteren Betrug hält, das aber nach ſeinem Überſetzer Crapelet („Voyage de Dibdin", III, 100, Note a) alle Kennzeicheu des Alters und der Echtheit an ſich trägt. Daß Israel von Meckenen, der 1502 noch

arbeitete, einen S.-Chriſtoph mit derſelben Unterſchrift, aber ohne die Jahrzahl (Bartſch, „Peintre graveur", VI, 231, N. 91) geſtochen hat, machte es kaum glaublich, daß eine Friſt von beinahe 80 Jahren zwiſchen dem Holzſchnitt und ſeinem Kupferſtiche liegen ſollte. Am meiſten aber widerſpricht dieſem Alter des erſteren der Umſtand, daß das buxheimer Exemplar nicht, wie damals noch allgemein geſchah, mit dem Reiber und blaſſer Farbe, ſondern mit der Preſſe und dunkler Druckſchwärze gedruckt iſt. Übergehen wir ein paar andere datirte Heiligenbilder, von denen die Nachrichten nicht zuverläſſig oder ausführlich genug ſind, ſo iſt das nächſte ein St.-Bernhardin mit einem lateiniſchen Gebete und 1454 darunter, in der gedachten pariſer Sammlung, ein die ſogenannte geſchrotene Arbeit, von der weiter unten, nachahmender Holzſchnitt, der uns ſchon in die erſten Jahre der Typographie verſetzt. Bei den undatirten älteſten, mit dem Reiber gedruckten einzelnen Holzſchnittbildern iſt, wegen ihrer faſt durchgängigen Rohheit, aus inneren Gründen nicht zu unterſcheiden, ob ſie der erſten oder zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören. Wenige beſſere nähern ſich dem Style der van Eyck'ſchen Schule, der aber damals nicht allein über die Niederlande, ſondern auch über Deutſchland verbreitet war, daher die Ungewißheit über Ort und Zeit ihrer Entſtehung dieſelbe bleibt. Dem Fundort nach gehören die meiſten Fran-

ken, Schwaben und den Rheingegenden an. Seltener kommen ſie aus den damals unter burgundiſcher Herrſchaft ſtehenden Ländern vor; in Flandern und Brabant ſcheint wegen des höheren Kunſtſinnes und der blühenden Miniaturmalerei der rohere Bilddruck wenig Eingang gefunden zu haben. Dennoch möchte, was davon franzöſiſchen Urſprung verräth, mehr den burgundiſchen Ländern franzöſiſcher Zunge als dem eigentlichen Frankreich angehören. Italien endlich hat, außer in typographiſch gedruckten Büchern, von Holzſchnittbildern aus dem 15. Jahrhunderte noch nichts aufweiſen können. Die Erhaltung von Incunabeln dieſer Art verdanken wir endlich lediglich der Sitte der alten Buchbinder, die, häufig zugleich Briefdrucker, auf die inneren Seiten der Buchdeckel Bilder klebten, wie denn noch bis ins vorige Jahrhundert insbeſondere bei den franzöſiſchen Buchbindern die Beklebung dieſer Seiten mit buntem Papier in der Regel war. Dadurch ſind viele dieſer Blätter in alten Kloſterbibliotheken bis auf uns gekommen; da ſie gewöhnlich nur an Wände und Thüren geklebt wurden, ſo würde ſich ſonſt wahrſcheinlich gar nichts von ihnen erhalten haben. Läßt das frühe Vorkommen der Kartenmacher und Kartenmaler in den Stadtregiſtern und die größere Abnutzung der Spielkarten vermuthen, daß bei ihrer Fabrikation eher als bei der der Heiligenbilder der Hochdruck zu Hülfe genommen worden, ſo iſt

ſolches doch aus den noch vorhandenen Überreſten nicht nachzuweiſen, denn alte Spielkarten werden nicht aufgehoben, und daher kommt es, daß uns aus dem 15. Jahrhunderte nur gemalte und Kupferſtichkarten, Holzſchnittkarten der gemeineren Art aber gar nicht mehr übrig ſind. Selbſt die ſehr rohe und kleine (hoch 2′ 9″, breit 1′ 9″) deutſche Holzſchnittkarte, welche ſchichtenweiſe als Pappe in einem Buchdeckel aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts verklebt war, bei Singer („On playing-cards“, S. 172) copirt iſt und von der ſich ein anderes ebenſo behandelt geweſenes Exemplar in dem berliniſchen Muſeum aus der von Nagler'ſchen Sammlung befindet, gehört, trotz ihres älteren Anſehens, doch wol nur der eben gedachten Zeit an. Bei der engen Verbindung, in der die Spielkarten mit dem Bilddruck ſtehen, bei der Beſchäftigung, welche ſie nicht blos den Formſchneidern und Briefmalern, ſondern anfangs auch den Malern und Kupferſtechern gaben, und bei dem außerordentlichen Einfluß, den ihre Einführung und ſchnelle Verbreitung auf Leben und Sitte der abendländiſchen Völker gehabt hat, müſſen wir über ihre Geſchichte etwas weiter ausholen. Was über ſie von Breitkopf, Singer und Peignot zuſammengetragen und geſchrieben worden, wozu noch ein neues Werk des unter dem Namen le Bibliophile Jacob bekannten Paul Lacroix kommen wird, hat dennoch über ihre erſte Er-

ſcheinung, Geſtaltung und ihren Gebrauch in Europa manches Dunkel übrig gelaſſen. Nach dem von dem Dominicaner Ingold zu Ulm 1450 geſchriebenen Buche: „Das güldin spiel“ ſind ſie 1300 nach Deutſchland gekommen; ihre erſte Erwähnung in Frankreich findet ſich in einem 1341 beendigten Manuſcript des zu den Gedichten von Reinike Fuchs gehörigen „Renart le contrefait“. In Italien führt das Wörterbuch della Crusca eine Stelle aus 2 um 1400 abgefaßten Handſchriften eines „Trattato del governo della famiglia“ an, in der von dem Spiel alle carte die Rede iſt, und da es davon auch eine Handſchrift von 1299 gibt, ſo ſchließt Tiraboschi, daß um dieſe Zeit ſchon die Karten in Italien bekannt geweſen, obwol es nach Zani noch ungewiß iſt, ob ſich die Worte auch in dieſer älteren Handſchrift befinden. In Italien und Spanien ſcheinen die Karten zuerſt unter dem Namen Naibi oder Naipes bekannt geweſen zu ſein, und das älteſte Kartenſpiel iſt das italieniſche Trappola (ſoviel als inganno, Fallſtrick, Falle), davon noch jetzt die ganz italieniſche Trapplierkarte in Schleſien den Namen hat. Die große Zahl der Verordnungen, in denen ſchon früh gegen das Spiel und die Spielwuth, zum Theil ſelbſt durch Synodal- und Concilienſchlüſſe geeifert wird, gibt über das Aufkommen und die Verbreitung deſſelben ſo ſichere Data nicht, als man davon erwarten ſollte, da die Karten

auch unter alea, welches Wort alle Arten von Glücksſpielen umfaßte, begriffen, alſo ſchon vorhanden geweſen ſein können, ehe ſie noch mit ihrem beſonderen Namen genannt werden. Ausdrückliche Erwähnung geſchieht ihrer in Deutſchland, und zwar in Nürnberg zuerſt 1388, in Ulm 1397, in Augsburg 1400 und ſpäter, in Frankreich 1400, in Spanien 1436; in England erging 1463 ſchon ein Einfuhrverbot. Petrarca (1304—1374), der in ſeinem Buche „De remediis utriusque fortunae" an mehren Orten von den Spielen ſeiner Zeit ſpricht, nennt die Karten zwar nicht, dagegen eifert St.-Bernhardin in ſeinen Predigten (um 1430) gegen ſie unter dem Namen charticellae seu naibi und ruft einem Kartenmaler, der ſeine Nahrung ungern von ihm geſtört ſah, zu, indem er auf ſein Lieblingsemblem, das Monogramm Chriſti in einer Glorie, wies, „er möge dies malen, wenn er nichts Anderes gelernt hätte, und es werde ihn nicht reuen". Ob die Karte von vier Farben mit gewiſſen ſtehenden Figuren in jeder, oder die Tarokkarte, deren Namen noch nicht einmal eine genügende Erklärung gefunden, mit ihren 22 beſondern Bildern, älter ſei, iſt zweifelhaft, Soviel iſt ſicher, daß die Spielkarten eine chineſiſche Erfindung ſind und die dortigen mit der Tarokkarte die meiſte Ähnlichkeit haben. In Anſehung der anderen iſt nicht abzuſehen, warum man ſie aus dem Morgenlande, am unwahr

ſcheinlichſten von den Arabern, ableiten will, da es weit näher liegt, ſie für eine bloße Umwandlung des Schachſpiels zu halten, in der die Offiziere zu Bild-, die Bauern zu Zahlblättern und die zwei Farben mit ihren Doppeloffizieren in jeder zu vier Farben mit einfachen Bildern nach Anleitung der Quadrillen in den Tournieren oder Carouſels geworden ſind. Daß die uneigentlich ſogenannten Farben anfangs auch figürlich unterſchieden wurden, woraus erſt zuletzt die jetzt üblichen Schemata der franzöſiſchen Piketkarte hervorgegangen ſind, lag in der emblematiſchen Neigung des damaligen Zeitalters. Die älteſten und Grundformen der Farben ſind die der Trappolakarte, Stäbe, Degen, Becher und Geld. Dieſe verwandelten ſich in der deutſchen, niederländiſchen und engliſchen in Schellen, Eicheln, Blätter (grün) und Herzen (roth), in der franzöſiſchen endlich in carreau, trefle, coeur und pique. Die italieniſchen, auch wol noch gezwungener die franzöſiſchen und deutſchen ſind auf die vier Stände, Adel (Degen), Geiſtlichkeit (Kelche), Bürger (Geld) und Bauern (Stäbe) bezogen worden. Andere haben in dem Schach- und Kartenſpiel ein Kriegsſpiel geſehen und dem entſprechend die Farben gedeutet, noch Andere haben ſie daraus, daß Spiel, Geld, Wein und Streit gewöhnlich Hand in Hand gehen, abgeleitet. Sowol in der Zahl als in der Unterſcheidung der Farben hat jedoch anfangs große

Verſchiedenheit obgewaltet, bis ſie ſich durch allgemeinen oder nationalen Gebrauch auf vier von den vorgedachten Formen geſetzt haben. Namentlich kommen alte Kupferſtichkarten mit mehr als vier Farben und der Bezeichnung durch Blumen (Granatäpfel, Ritterſporn, Nelken, Roſen), Vögel (beſonders Papageien), vierfüßige Thiere (beſonders Haſen und Kaninchen) und menſchliche Figuren vor. Ebenſo verſchieden ſind die Bilder. Der König, aus dem König und der Königin im Schachſpiel herübergenommen, wo Letztere urſprünglich der Vezier oder Feldherr hieß, iſt allen gemein. Die Dame ſcheint erſt in Frankreich hinzugekommen. Daß der Bube häufig doppelt iſt, als Reiter und Fußknecht, oder Ober und Unter, deutet noch näher auf die urſprüngliche Entſtehung aus Springer und Läufer im Schachſpiel hin. Der Roch mag in das As, welches in den meiſten Kartenſpielen von höherer Bedeutung als die übrigen Zählkarten iſt, übergegangen ſein. Wann die Deutſchen der italieniſchen Karte ihre veränderte nationale Geſtalt gegeben haben und ob das von ihnen ausgegangene Landsknechtſpiel damit in Verbindung ſteht, iſt ungewiß. Bei den Franzoſen ſcheint dies nach den den Bildern ihrer alten Piketkarte beigeſetzten, jedoch ſich nicht immer gleich bleibenden Namen unter Karl VII. (1422—1461) geſchehen zu ſein. Wenn auch die Auslegungen, welche von dieſen Bildern gemacht worden, mitunter geſucht

und willkürlich ſind, ſo laſſen ſich doch einige hiſtoriſche Beziehungen auf namhafte Perſonen unter dieſer Regierung in denſelben nicht ganz verkennen. Ausſchweifender noch, als über die gemeine Karte, iſt ſeit Court de Gebelin über die Tarokbilder gefabelt worden, der ſie als ein in ägyptiſche Bilderſchrift eingekleidetes Syſtem alter Mythologie und Philoſophie auslegt. Lacroix ſieht darin ohne genugſamen Grund eine Wiederholung ſeines Lieblingsgegenſtandes, der danse macabre, oder des Todtentanzes. Die in der Art des Mantegna, gegen Ende des 15. Jahrhunderts geſtochene und daher unter dem Namen Giuoco di Mantegna bekannte Folge von 50 Kartenblättern in fünf Abtheilungen mit den Figuren der Planeten, Tugenden, Künſte und Wiſſenſchaften, Muſen und Stände iſt kein Tarokſpiel, vielleicht überhaupt nicht einmal eine Spielkarte. Das Abweichende mancher alten Kartenſpiele von der gewöhnlichen Form und Einrichtung, welches oft ſo groß iſt, daß es darüber ungewiß macht, was ihr eigentlicher Zweck geweſen, liegt theils in ihrer beſondern Beſtimmung für eine gewiſſe Art des Spiels, die nachher wieder außer Gebrauch gekommen, wie wir denn überhaupt von den erſten Gattungen und Regeln des Kartenſpiels wenig wiſſen, theils darin, daß ſie bald zu memorativen und Lehrzwecken umgeſtaltet und angewandt, theils endlich darin, daß ſie von Zeichnern, insbeſondere Stechern,

lediglich als ein Subſtrat behandelt worden ſind, um daran ihre Erfindung und Kunſt zu zeigen und in der damals beliebten Art daraus ein allegoriſches Bilderbuch zu machen. Von der erſten Gattung mag das runde, dem bei Singer („On playing-cards", S. 206) copirten Umſchlag zufolge, in Köln um 1470 geſtochene Kartenſpiel von fünf Farben (ſiehe Bartſch, „Peintre graveur", X, S. 70 — 75) ſein. Von der zweiten Gattung gibt der bekannte ſtrasburger Satiriker und Rechtslehrer Thomas Murner die früheſten Beiſpiele, indem er die Logik und die Inſtitutionen in die Form eines Kartenſpiels gebracht hat (Murner's „Chartiludium logicum", Krakau 1507, 4., und deſſen „Chartiludium Institutionum juris", Strasburg, 1518, 4.), beide überaus ſelten, daher auch Cicognara in ſeiner Abhandlung von den Spielkarten (in den „Memorie spettanti alla storia della calcografia", Parte II, Prato 1831, gr. 8.), von letzterem Buch, deſſen Holzſchnitte er in der Trivulzioſchen Sammlung fand, keine Kenntniß hat. Von der dritten Gattung endlich mag das Giuoco di Mantegna ſein; noch deutlicher gehört dahin das von Joſt Amman gezeichnete, ſeines ſpäteren Alters ungeachtet gleichfalls ſehr ſeltene Spielkartenbuch „Charta lusoria etc." mit deutſchen und lateiniſchen Verſen des gekrönten Poeten Schröter von Güſtrow, Nürnberg 1588, 4., wo Bücher, Druckballen, Weinkrüge und Trink-

becher die Farben ſind. Selbſt der Gebrauch der Karten zum Wahrſagen und die Kartenkünſte ſind faſt ſo alt als die Spielkarten ſelbſt. Wir kehren von dieſer Abſchweifung, bei der wir vorausnehmend und des Zuſammenhanges wegen auch ſchon des Kupferſtichs gedenken mußten, zur Fabrikation der Spielkarten zurück, die nicht blos vor Erfindung der Druckkunſt, ſondern ausnahmsweiſe und für vornehmere Perſonen noch lange nachher durch Zeichnung und Malerei geſchah. Aus dem geringen Preis von 56 sols parisis, der nach einem alten Rechnungsregiſter 1392 dem Maler Jaquemin Gringonneur für drei Kartenſpiele, trois jeux de cartes à or et à diverses couleurs de plusieurs devises pour porter devers le seigneur roi (Karl VI.) pour son ébatement bezahlt wurde, hat Ottley ſchließen wollen, daß dieſe Karten ſchon gedruckt geweſen, was mit allen übrigen Ergebniſſen jedoch zu ſehr in Widerſpruch ſteht. Einen Beweis des großen Luxus, der mit Karten getrieben wurde, gibt der Herzog Phil. Maria Visconti (1392—1447), von dem Decembrio in ſeiner Lebensbeſchreibung deſſelben erzählt, er habe unter anderen Spielen dasjenige mit gemalten Bildern ſo geliebt, daß er für ein ſolches Spiel 1500 Goldſtücke gegeben, welches Martian von Tortona, ſein Secretair, ein vorzüglicher Künſtler in dieſer Gattung, verfertigt haben möge. Wahrſcheinlich iſt dies dieſelbe Tarokkarte, welche, ob-

gleich nicht mehr vollſtändig, noch jetzt in Mailand befindlich iſt und 1412 bei der Vermählung des Herzogs mit der Beatrice Tenda gemalt wurde, auf deren Namen das Zelt mit dem Amor, unter welchem er ihr die Hand gibt, auf einem der Blätter anſpielt. Ein paar Proben davon in Umriſſen gibt Cicognara („Memorie etc.", Tab. X). Die Beſchreibung der ganzen Spielkarte (S. 151 — 158) und die Größe der Blätter, der Reichthum der Erfindung und Ausführung, die Schönheit der Zeichnung iſt von der Art, daß ein Preis von der angegebenen Höhe nicht unverhältnißmäßig gefunden werden kann. Später wird auch von einigen italieniſchen Malern angeführt, daß ſie ſchöne Karten in Miniatur gemalt hätten. Ja, aus Aretino's Dialogen und Briefen lernen wir noch um 1540 einen Kartenmacher (cartaro oder cartajo), genannt il Padovano, kennen, der als ein angeſehener Mann in Florenz lebte und an deſſen Karten nach Dem, was von ihnen geſagt wird, die Malerei bei weitem die Hauptſache geweſen ſein muß. Daß die Karten der wohlfeileren und gewöhnlichen Art aber ſchon ſehr frühe in Venedig gedruckt wurden, dafür wird ein Verbot der dortigen Regierung, angeblich von 1441, angeführt, welches in einer alten Matrikel der Malerzunft gefunden worden und wodurch auf Anſuchen der Karten- und Bilddrucker, maestri del arte et mestier delle carte e figure stampide, wegen Ver-

falls ihres Gewerbes durch die große Menge der eingeführten fremden Gegenſtände der Art „die Einfuhr derſelben, ſie mögen auf Leinwand oder Papier gedruckt oder gemalt ſein, wie Bilder und Spielkarten und überhaupt jede ähnliche Arbeit, die mit dem Pinſel gemalt oder gedruckt iſt“, verboten wird. Di alcun lavorerio dela predicta arte, che sia stampido o depento in tella o in carta, come sono anchone et carta da zugare e cadaun altro lavorerio dela so arte facto a penello e stampido. Zu bezweifeln iſt jedoch, nicht die Echtheit dieſer Verordnung, in der die anchone (von icon) wol nichts Anderes als Andachts- oder Heiligenbilder ſind und nur auffällt, daß von ihrem Druck auch auf Leinwand die Rede iſt, wol aber die Richtigkeit des Datums. Alle italieniſche Schriftſteller bis Cicognara haben ſolches aus den Lettere pittoriche (Bottari, „Raccolta di lettere sulla pittura etc.“, V, 320) worin von dieſem Fund die erſte Anzeige geſchieht, gläubig nachgeſchrieben; keinem iſt ein kritiſches Bedenken dabei eingefallen. Daß Cicognara unter den alten Spielkarten in den vorzüglichſten Sammlungen Oberitaliens keine Holzſchnittkarte aus dem 15. Jahrhunderte gefunden, iſt zwar nur Daſſelbe, was, wie wir oben geſehen haben, auch von Deutſchland gilt. Aber es kommt der wichtige Umſtand hinzu, daß Italien, vor Einführung der Buchdruckerkunſt aus Deutſchland, auch nicht ein ein-

Digitized by Google

ziges xylographiſches Buch, Bild oder eine ähnliche Arbeit aufzuweiſen im Stande iſt, und daß es, wenn in Venedig der Holzdruck ſchon ſo früh als Gewerbe ausgeübt wurde, unerklärlich ſein würde, warum bis 1468, wo Jenſon die deutſche Buchdruckerkunſt daſelbſt einführte, auch nicht der mindeſte Verſuch eines Überganges aus dem Holzdruck zu derſelben, wie in Deutſchland und den Niederlanden, ſollte gemacht worden ſein. Ferner ſtimmt jenes Verbot in Venedig, welches nur gegen die Einfuhr der Karten und Briefdruckerarbeiten aus den fränkiſchen und ſchwäbiſchen Städten, die von Norden her den meiſten Verkehr dahin hatten, gerichtet ſein kann, mit den Nachrichten in alten Chroniken dieſer Städte nur dann überein, wenn man annimmt, daß es erſt gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vielleicht erſt 1491 erlaſſen worden, und ein Schreibfehler (XLI ſtatt XCI) iſt hier um ſo weniger wahrſcheinlich, als das Verbot in gedachte Matrikel aus älteren nicht mehr vorhandenen Zunftbüchern überſchrieben worden. Von Heinecken („N. Nachr.", S. 139) fand nämlich in einer handſchriftlichen Chronik zu Ulm mit der Schlußſchrift: „Georg Zylin complevit hoc opus 1474", eine Stelle über den dortigen Spielkartenhandel, wonach die Karten „leglenweis (von lagena, Gefäß zur Waarenverpackung) nach Italien, Sicilien und übers Meer geſchickt und gegen Specereien und andere Waaren

verſtochen wurden" und daſſelbe wiederholt Felix Fabri (um 1483) in ſeiner „Historia Sueviae". War daher der deutſche Spielkartenabſatz nach Italien erſt um dieſe Zeit ſo erheblich geworden, ſo konnte das venetianiſche Einfuhrverbot zwar ſpäter dadurch hervorgerufen werden, aber nicht vorhergegangen ſein. Wenn alſo Cicognara am Schluß ſeiner angeführten Abhandlung dargethan haben will, daß keine älteren Denkmale als venetianiſche von Spielkarten, ſowol aus freier Hand, als mit Hülfe von Stampillen oder Holzdruck gemacht oder in Kupfer geſtochen, zu finden ſind, ſo kann dies nur in Anſehung der aus freier Hand verfertigten zugeſtanden werden, von denen die königliche Bibliothek zu Turin, die Durazzo'ſche Sammlung in Genua und er ſelbſt ſehr alte große Karten von Baumwollenpapier beſitzt, die gemalt, mit Vergoldung verſehen und auf Cartons geklebt ſind. Proben davon „Memorie etc.", Tab. XI, in denen er aber ſelbſt bekennt, keine Spur von Druck, ja nicht einmal von Patronenmalerei (a traforo) bemerkt zu haben. Für den xylographiſchen Karten- und Bilddruck in Venedig vor der Mitte des 15. Jahrhunderts hat er, wie alle ſeine Vorgänger, außer jenem Verbot von zweifelhaftem Datum, keinen andern Beweis zu liefern vermocht, und alle von ihm angeführten italieniſchen Kupferſtichkarten ſind augenſcheinlich jünger als die Kupferſtiche Mantegna's, wogegen unter der großen

Zahl altdeutſcher geſtochener Karten einige, wegen Verwandtſchaft mit dem deutſchen Stecher von 1466, für beinahe ebenſo alt gehalten werden müſſen. Noch weiter als der angegebene Schriftſteller geht Ottley, indem er das venetianiſche Verbot zur ſpät errungenen Wirkung einer lange fortdauernden und wachſenden Bedrängniß der großen Corporation der dortigen Formſchneider macht, um dieſe bis ins 13. Jahrhundert, das Zeitalter der fabelhaften Cunio'ſchen Holzſchnitte, hinaufzuſchrauben.

Es bleibt nun noch übrig, zu ſehen, welche Bewandtniß es mit den ganz in Holz geſchnittenen Büchern der Briefdrucker hat und was ſich über deren Alter ſowol an ſich, als in Vergleichung mit den Heiligenbildern und Spielkarten ermitteln läßt. Sie ſind ſeit einer langen Reihe von Jahren der Hauptgegenſtand der Forſchungen des Verfaſſers dieſer Abhandlung geweſen, weil er nicht mit Unrecht vorausgeſetzt hat, daß wegen ihrer Anzahl, ihres größeren Volumens und ihres unmittelbaren Übergangs in die Typographie aus ihnen mehr Licht über die Geſchichte der Druckkunſt, als aus anderen Überreſten des älteſten Tafeldrucks zu ſchöpfen ſei. Sie bilden eine eigenthümliche und in ſich abgeſchloſſene Abtheilung in der Literatur des Mittelalters, die größere Aufmerkſamkeit werth iſt, als ihr bisher gewidmet worden, indem ſich daraus, abgeſehen von ihrer Wichtigkeit für den Fort-

gang der Drucktechnik, nicht nur Aufſchlüſſe über die Dogmatik, Homiletik und Liturgik des Zeitalters, über die Art und Weiſe des Religions- und Elementar-unterrichts, über Wunderglauben und Volkspoeſie, unmittelbar vor der Reformation, gewinnen laſſen, ſondern auch viele der darin enthaltenen Bildercyklen, wegen ihrer früheren Aus- und Durchbildung, Verbreitung und lange behaupteten Autorität, Hauptdenkmale für die Entwickelung der neuchriſtlichen Kunſtvorſtellungen und eine viel benutzte Quelle derſelben geworden ſind. Sie verdienen daher nach allen dieſen Seiten hin eine ausführliche Beleuchtung, welche demnächſt in einem beſondern Werke erſcheinen wird, deſſen Reſultate hier zuſammengefaßt werden ſollen, wenn ſie gleich dort erſt volländig erwieſen und belegt werden können. Der mehrmals angeführte Ottley, wenn er ſich auch von irrigen Anſichten nicht frei gehalten, ein feiner Kenner von Gemälden und Kupferſtichen und einer der Vorſteher des britiſchen Muſeums für das eben bemerkte Fach, hat ſeine letzten Lebensjahre der Herausgabe eines ähnlichen, ſich an ſeine frühere Geſchichte der Holzſchneide- und Kupferſtecherkunſt anſchließenden Werks gewidmet, hauptſächlich um aus den xylographiſchen Büchern (block-books) den Beweis zu führen, daß Holland und namentlich Harlem in Erfindung der Buchdruckerkunſt nicht mit Unrecht die Priorität vor Mainz in Anſpruch nimmt.

Leider iſt er darüber vor Kurzem (1836) geſtorben und die Erſcheinung ſeines Werks dadurch verzögert, wir hoffen jedoch nicht ganz verhindert worden. Indeſſen werden die folgenden Mittheilungen, auf den Grund einer unabhängig von der ſeinigen in Deutſchland angeſtellten Unterſuchung über die xylographiſchen Bücher, unſre Leſer zur Beurtheilung der harlemer Streitfrage auch von dieſer Seite her hinlänglich in den Stand ſetzen und von Ottley ſchwerlich etwas aufgefunden worden ſein, was zu weiteren Zugeſtändniſſen als denjenigen nöthigte, deren Folgerichtigkeit im ferneren Verlauf der hier entwickelten Anſicht darüber dargethan werden wird.

Die xylographiſchen Bücher theilen ſich in zwei Claſſen, die mit bloßem Texte und die mit Bildern und Text. Die der erſteren Art ſind Elementarſchulbücher zum Unterricht in der lateiniſchen Sprache, insbeſondere der Donat, ein Auszug aus dem alten Grammatiker dieſes Namens, in Frage und Antwort, ſeit Jahrhunderten das allgemeinſte und beliebteſte ſeiner Art. Dieſes Buch, ebenſo ſehr Gegenſtand der Nachfrage, als Andachtsbilder und Spielkarten und bei derſelben Claſſe der Schreiber und Briefmaler für das Volksbedürfniß käuflich, welche jene Artikel verfertigten und feil hielten, eignete ſich auch, wegen ſeiner geringen Stärke von nicht mehr als ungefähr ſechs Bogen, dazu in derſelben Art, wie die Goldſchmiede

bisher ſchon ganze Schrifttafeln erhaben in Metall zu ſchneiden pflegten, in Holz geſchnitten und durch Anwendung des Tafeldrucks leichter und ſchneller vervielfältigt zu werden. Daß Spielkarten und Bilder in Oberdeutſchland wenigſtens ebenſo früh, wo nicht früher gedruckt wurden als in den Niederlanden, iſt nach dem Obenangeführten mehr als wahrſcheinlich. Daß der Donatdruck aber von Holland ausgegangen ſei, darüber ſind beſtimmte glaubwürdige Zeugniſſe da und es ſtehen damit andere Thatſachen in völliger Übereinſtimmung. Der Verfaſſer der 1499 gedruckten Chronik der Stadt Köln hat von Ulrich Zell, der die Buchdruckerkunſt von Mainz zuerſt nach Köln verpflanzte, ſelbſt gehört, daß die eyrste vorbyldung is vonden in Hollant vyss den Donaten, die daeselffst vur der tziit gedruckt syn. Ind van, ſagt er weiter, ind vyss den is genommen dat begynne der vursz kunst. Ind is vill meysterlicher ind subtilicher vonden, dan dieselbe manier was, und ye lenger ye mere kunstlicher worden. Da nun nach derſelben unverwerflichen Ausſage in Mainz von 1440 — 1450 die Buchdruckerkunſt, und was dazu gehört, unterſucht und 1450 mit dem typographiſchen Bücherdruck der Anfang gemacht wurde, ſo mußten ſchon vor 1440 Donate in Holland gedruckt worden ſein. Daß dies aber nur mittels hölzerner Tafeln geſchah, iſt, einer andern ausdrücklichen Angabe Ang.

Rocha's („Append. ad Biblioth. Vatic.", Rom 1591, S. 411) nicht zu gedenken, aus dem ebenſo zuverläſſigen Zeugniß des Abts Trithemius zu folgern, der von Peter Schöffer, einem der drei erſten mainzer Erfinder, erfahren hatte, daß Gutenberg und Fuſt ihre erſten Verſuche mit hölzernen Tafeln machten. Da Holland, vor der Vereinigung der 7 Provinzen, noch kein Collectivname derſelben war, ſo kann die Angabe der kölniſchen Chronik von den früheren Donaten nur auf das eigentliche Holland, die alte Grafſchaft, zu deren bedeutendſten Städten Harlem gehörte, bezogen werden. Wenn aber die dortigen Briefdrucker mit dem Donatdruck vorangegangen ſind, ſo müſſen ihnen die flandriſchen bald darin gefolgt ſein und den Holzdruck auch auf andere Schulbücher angewandt haben. In handſchriftlichen Gedenkbüchern (Memoriaux) des Abts von St.-Aubert in Cambrey („Esprit des Journaux", 1779, Juni, S. 232 u. f.) iſt unter den Jahren 1446 und 1451 bemerkt, daß Doctrinale in Brügge und Valenciennes angekauft worden, die jettez en moll geweſen. Dies war das Doctrinale des Alexander Gallus, eine Grammatik in Hexametern und ein ebenſo wie der Donat beliebtes Schulbuch, von welchem allein aus dem 15. Jahrhunderte an 50 ſpätere typographiſch gedruckte Ausgaben bekannt ſind. Der Ausdruck jetté en molle (moule, Model, Druckform) kann hier noch nichts Anderes als den Tafeldruck bezeichnen,

wenn écriture en molle gleich nachher im Franzöſi=ſchen auch auf den Schriftdruck mit beweglichen Lettern angewandt worden, wie in dem Privilegium von 1474, welches Ludwig XI. den erſten Buchdruckern in Paris ertheilte uud wie das Wort mouler auch noch jetzt vom Kartenmachen gebraucht wird. Das Weſentliche, wodurch ſich der Tafel= und Letterndruck gemeinſchaftlich von der Handſchrift unterſchied, war das Fixiren der letzteren in einer Druckform, es war alſo natürlich, daß ſelbſt lange, nachdem der Tafeldruck in den Letterndruck übergegangen war, ohne daß letzterer den erſteren jedoch von dem Bücherdruck gänzlich verdrängt hatte, jene Bezeichnung (écriture en molle) gleichbedeutend für den einen wie für den andern gebraucht wurde; ſie paßt jedoch auf den Letterndruck ſo wenig allein, daß ihre ſpätere Anwendung auf denſelben keineswegs berechticht, auch da, wo ſie früher vorkommt, nur dieſen darunter verſtehen und behaupten zu wollen, die holländiſchen Donate, von denen die kölniſche Chronik ſpricht, wären nicht xylographiſch, ſondern ſchon mit beweglichen Lettern gedruckt geweſen.

Gehen wir nun den Spuren ſolcher xylographiſchen Donate nach, ſo finden wir zwar hier und da in den Bibliotheken und Sammlungen Fragmente davon, theils auf Pergament, theils auf Papier gedruckt und meiſt aus alten Büchereinbänden hervorgezogen, deren Seltenheit an ſich um ſo weniger verwunderlich erſcheinen

kann, als wir wiſſen, daß die erſten deutſchen Buchdrucker in Rom, Sweynheim und Pannarz, daſelbſt mit dem typographiſchen Druck eines Donat um 1464 in einer Auflage von 300 Exemplaren den Anfang machten, wovon nicht ein einziges, auch nicht einmal ein Fragment ſich bis auf unſre Zeiten erhalten hat. Unter jenen Fragmenten finden ſich nun allerdings einige wenige, welche, dem Charakter der Schrift nach, altholländiſchen Urſprungs ſind; da ſie aber auf Pergament zu beiden Seiten deſſelben mit ſchwarzer Druckfarbe gedruckt ſind, welches ſchon eine ordentliche Preſſe vorausſetzt, ſo können wenigſtens dieſe nicht bis 1440 hinaufgeſetzt werden. Im Allgemeinen aber geht aus einer Unterſuchung aller ſolcher Fragmente das neue und wichtige Reſultat hervor, daß bis gegen 1490 hin und zwar auch an Orten, wo die Typographie längſt eingeführt und in lebhaftem Betrieb war, namentlich die deutſchen Briefdrucker nicht aufhörten, Bücher von ſo geringem Umfange wie der Donat, ſelbſt mit deutſcher, nicht mehr gothiſcher Schrift, aber immer von mehr als gewöhnlicher Größe, in Holz zu ſchneiden. Beiſpiele davon ſind ein xylographiſcher Donat des Conr. Dinckmuth, eines Buchbinders, Brief- und Buchdruckers zu Ulm, nach 1480, an welchem ſich erſt vor Kurzem Dibdin's Kennerſchaft ſchlecht bewährt hat, indem er ihn („Reminiscences of a literary life", London 1836, S. 962) nicht für Holzdruck aner-

Digitized by Google

kennen will, wie ſich doch ſelbſt aus dem von ihm beigefügten Facſimile deutlich verräth, wahrſcheinlich blos deshalb, weil er den ſpäten Charakter der Schrift mit dem xylographiſchen Bücherdruck zu einer Zeit, wo man ſchon den typographiſchen kannte und übte, nicht zu reimen verſtand. Ein anderes Beiſpiel iſt ein in München 1482 ganz in Holz geſchnittener Beichtbrief, alſo aus demſelben Jahr, aus welchem ſchon ein typographiſch daſelbſt gedrucktes Buch bekannt iſt, und erwägt man, daß es den an dergleichen Arbeiten gewöhnten Formſchneidern und Briefdruckern bequemer war, ein einzelnes kleines Buch in Holz zu ſchneiden, als ſich deshalb eine Buchdruckerwerkſtatt anzuſchaffen, zumal zu einer Zeit, wo der Buchdrucker noch in der Regel ſein eigner Schriftgießer ſein mußte, ſo hat eine ſo ſpäte Anwendung des Holzdrucks auf Schrift nichts Befremdendes mehr. Dazu kommt, daß die erſten typographiſchen ebenſo wie alle xylographiſchen Donate mit großer Miſſalſchrift gedruckt ſind, um der Jugend deutlicher und beſſer in die Augen zu fallen, daß alſo, wenn der Briefdrucker auch eine kleine Letterndruckerei beſaß, dieſe doch an großen, in anderen Büchern ſelten vorkommenden Miſſallettern nicht reich genug war, um damit einen ganzen Donat drucken zu können. Die Meinung, daß jedes ganz in Holz geſchnittene und ſich durch Datum und Preſſendruck nicht als ſpäteres Produkt ausweiſende Buch für einen Vorläufer der Ty-

pographie und einen Erſtlingsverſuch der Druckkunſt zu halten, welche bisher ſo manche Verwirrung hervorgebracht hat, muß alſo ganz aufgegeben werden, ſowol in Bezug auf die Donate, als noch mehr, wie wir ſogleich ſehen werden, auf die Bilderbücher. Die Periode der erſteren hat länger als ein halbes Jahrhundert (ungefähr 1440 bis 1490) gedauert, und um ihr Datum innerhalb derſelben genauer zu beſtimmen, müſſen andere Kriterien zu Hülfe genommen werden.

Die zweite Claſſe der xylographiſchen Bücher, nämlich die Bilderbücher mit Text, umfaßt eine Reihe von einigen 20 verſchiedenen Werken, theils geiſtlichen, theils weltlichen Inhalts, alle, bis auf ein paar von kleinerm Format, nicht über 50 bedruckte Folio- oder Quartſeiten hinausgehend, die meiſten von geringerm Umfang. Alle ſind handſchriftlich und mit gemalten Bildern lange bekannt und beliebt geweſen, ehe ſie auf ſolche Weiſe gedruckt wurden, ja bei der Armenbibel und dem Heilsſpiegel gehen die Handſchriften davon bis ins 13. Jahrhundert hinauf und waren beſonders bei den Benedictinern dergeſtalt verbreitet, daß es nicht leicht ein Kloſter dieſes Ordens in Deutſchland gab, worin ſich nicht eine ſolche Handſchrift gefunden hätte. Beide miteinander ſehr nahe verwandte Werke enthalten eine fortlaufende Reihe neuteſtamentlicher Vorſtellungen von der Geburt der heiligen Jungfrau an, durch das Leben und Leiden Chriſti bis zum

jüngſten Gericht, im Heilsſpiegel durch Zuſätze am Anfange und Schluſſe zu einer Geſchichte der Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch Chriſtus, die vom Falle der böſen Engel und der erſten Aeltern ausgeht, erweitert. Jede dieſer Hauptvorſtellungen wird in der Armenbibel durch zwei, in dem Heilsſpiegel durch drei, meiſt aus dem alten Teſtament hergenommene vorbildliche Begebenheiten und in jener noch durch Prophetenſprüche erläutert. Die in den Handſchriften mannichfaltig verſchiedene Anordnung iſt in den xylographiſchen lateiniſchen Ausgaben der Armenbibel dahin ſtehend geworden, daß die Hauptvorſtellung, mit ihren typiſchen Nebenbildern in der Mitte, wie auf einer geöffneten Altartafel mit zwei Flügeln erſcheint, über und unter welcher die Prophetenfiguren mit ihren Spruchzetteln ſtehen, und außer einem leoniniſchen Vers zu jeder der drei Vorſtellungen, in einem oben oder unten angebrachten Text die typiſche Beziehung der Nebenbilder auf das Hauptbild kurz angedeutet wird. Der Heilsſpiegel, die Erweiterung der Armenbibel, hat einen weitläufigeren, verſificirten und in ebenſo viel Capitel, als neuteſtamentliche Hauptbilder ſind, getheilten Text, der aber in einer Ausgabe wenigſtens theilweiſe, in allen übrigen ganz mit beweglichen Lettern gedruckt iſt. Deſſenungeachtet muß dieſes Buch, theils wegen der engen Verwandtſchaft des Inhalts, theils weil es als Hauptbeweis für den vorgutenbergiſchen Übergang aus dem xylographiſchen in

den typographiſchen Druck angeſehen worden, hier mit abgehandelt werden. Der Name Armenbibel (Biblia pauperum) iſt dahin gedeutet worden, daß ſie für den gemeinen Mann, dem die Anſchaffung einer handſchriftlichen Bibel zu koſtbar war, dieſe als Bilderbuch erſetzen und anſchaulich machen ſollte. Da aber die katholiſche Kirche die Bibel eher den Laien entziehen, als dieſe zum unmittelbaren Gebrauch derſelben aufmuntern und ihnen denſelben erleichtern wollte, da ferner im Mittelalter das Wort pauperes ebenſo auf die geringeren Ordens- und Kloſtergeiſtlichen, als auf die armen Laien Anwendung fand, wie ſich denn die Karthäuſer und Benedictiner wol ſelbſt pauperes Christi nannten, ſo iſt die Benennung des Buches gewiß richtiger von ſeiner Beſtimmung als homiletiſches Hülfsmittel für die ungelehrten Geiſtlichen und Prediger abzuleiten, welches ſie in den Stand ſetzen ſollte, in ihren Kanzelvorträgen die Geſchichten und Ausſprüche des alten Bundes auf die des neuen zu beziehen und durch die ſymboliſche Deutung der erſteren auf die letzteren dieſe zu bekräftigen und ins Licht zu ſetzen. Dies wird dadurch beſtätigt, daß der alte Verfaſſer einer Vorrede oder Inhaltsanzeige zu dem Heilsſpiegel ausdrücklich ſagt: „er habe dieſe Vorrede auszugsweiſe zuſammengetragen und der armen Prediger wegen hinzugethan, damit ſie, wenn ſie vielleicht das ganze Buch zu kaufen nicht im Stande ſind, die

Geſchichten aber wiſſen, aus dieſer Vorrede allein ſchon predigen können.“ Endlich hat auch St.-Bonaventura, vom Minoritenorden, im 13. Jahrhundert ein ähnliches Werk geſchrieben, worin er, ausdrücklich zum Nutzen für Prediger, bibliſche Geſchichten, die eine gewiſſe Übereinſtimmung haben, in Beziehung auf moraliſche, in alphabetiſche Folge gebrachte Lehren zuſammenſtellt und dieſes Biblia pauperum nennt. Auf gleiche Weiſe wurde in den, dem Benedictinerabt P. Berchorius im 14. Jahthundert zugeſchriebenen „Gestis Romanorum“ ſelbſt der Novellenſchatz damaliger Zeit zu einer homiletiſchen Vorrathskammer für Prediger verarbeitet. Obgleich ſich einzelne Elemente zu einer ſolchen typiſchen und antitypiſchen Gegeneinanderſtellung des alten und neuen Teſtaments ſchon bei den älteſten Kirchenlehrern finden und daher, wenn wir in Altarbildern aus der Zeit und Schule der van Eycks, die aus mehren Tafeln beſtehen, unter auffallender Übereinſtimmung in der Anordnung, davon Gebrauch gemacht finden, nicht grade an eine Entlehnung aus der Armenbibel oder dem Heilsſpiegel zu denken iſt, ſo zeigt doch die vollſtändige Wiederholung der erſteren, plaſtiſch im Kreuzgange des alten Domkloſters zu Bremen und durch Glasmalerei im Kreuzgange des ehemaligen Kloſters Hirſchau im Würtembergiſchen, wie beliebt dieſer Bildercyklus war und wie häufig er auch in größeren Kunſtwerken ausgeführt

wurde. Von ſechs bis jetzt entdeckten xylographiſchen Ausgaben der Armenbibel beſteht eine aus 50, die übrigen aus 40 Tafeln; jene könnte, theils weil ſie die vollſtändigere iſt, theils wegen der häufigeren Spruchzettel in den Vorſtellungen, für die ältere gehalten werden, welches jedoch, da das einzige davon vorhandene Exemplar von Wolfenbüttel nach Paris entführt worden und nicht wieder zurückgekommen iſt, nicht näher feſtzuſtellen geweſen. Von Hübſch in Köln hat einen Holzſtock aus dieſer Ausgabe daſelbſt entdeckt und beſeſſen (v. Murr, „Journal", XIV, 129), der ſich jedoch in Darmſtadt, wohin ſeine Sammlung gekommen, nicht mehr vorfindet, aber vermuthen läßt, daß dieſe Ausgabe in Köln oder in der Nachbarſchaft entſtanden iſt. Von den andern fünf Ausgaben iſt die, welche von Heinecken die zweite nennt, das Original, welchem alle übrigen mit großer Treue in den Bildern und der Textſchrift nachgeſchnitten ſind, und dieſe Originalausgabe, in welcher die Arbeit nicht von einerlei Hand, iſt unſtreitig niederländiſchen Urſprungs und nach der Schriftform mit den Producten der angeblich Koſter'ſchen Preſſe in Harlem nahe verwandt. Die Tafeln ſind, wie in allen vorgedachten Ausgaben und in den folgenden xylographiſchen Büchern, wo deshalb nichts Anderes bemerkt iſt, mit dem Reiber und blaſſer Druckfarbe nur auf einer Seite des Papiers und zwar ſo gedruckt, daß ſich die Bildſeiten

zweier Blätter einander gegenüberſtehen, die leeren Rückſeiten aber ſind meiſt zuſammengeklebt und die Bilder häufig gleichzeitig mit Gummifarben ausgemalt. Die nachgedruckten, an Feinheit der Arbeit dem Original nachſtehenden Ausgaben verrathen deutſchen, meiſt niederrheiniſchen Urſprung. Die Vorſtellungen der Originalausgabe haben in Zeichnung und Schnitt mit denen zum Heilsſpiegel eine auffallende Verwandtſchaft und unterſcheiden ſich von den älteſten, urſprünglich deutſchen, durch beſſere Zeichnung, eigenthümliches Coſtum und ſchärferen, feineren Schnitt auf das Entſchiedenſte. Von dem Heilsſpiegel ſind vier Ausgaben, zwei mit lateiniſchem, zwei mit holländiſchem Texte bekannt, in welchen allen die Vorſtellungen von einerlei Holzſtöcken mit dem Reiber und blaſſer Farbe, der Text darunter aber beſonders, mit beweglichen Lettern und ſchwarzer Druckfarbe mittels der Preſſe, jedoch nur, wie in der Armenbibel, auf einer Seite des Papiers, gedruckt iſt. Alle ſind mit einerlei großer Type gedruckt, bis auf eine der Ausgaben mit holländiſchem Text, welche aber nicht die erſte und in welcher die Type ſchlechter und etwas kleiner iſt. In einer der beiden lateiniſchen Ausgaben, von welcher es ungewiß, ob ſie die letzte oder vorletzte von allen, iſt ſonderbarer Weiſe auf 20 Blättern der Text unter den Vorſtellungen in Holz geſchnitten, während er auf den übrigen Blättern Letterndruck iſt. Aus der Ähnlichkeit des Styls

und des Schnitts der Bilder und aus der Ähnlichkeit der Type in der Armenbibel und dem Heilsſpiegel iſt zu ſchließen, daß beide nicht weit voneinander liegen; die Zeit ihrer Entſtehung wird aber dadurch näher beſtimmt, daß einige Theile derſelben Holzſtöcke, die zu der Originalausgabe der Armenbibel verwandt worden, ſich in Büchern, die Peter van Os zu Zwoll in Ober-Yſſel 1448 und 1491 gedruckt hat, wieder gebraucht finden, und daß der Buchdrucker Veldener in einem 1483 zu Culenburg in Geldern gedruckten holländiſchen Heilsſpiegel alle Holzſchnitte jenes früheren Heilsſpiegels von denſelben, nur durchſchnittenen Holzſtöcken, ſodaß jedes Bild für ſich beſteht, wiederabgedruckt und mit einigen neuen vermehrt hat. Nehmen wir alſo auch an, daß die Holzſtöcke der erſten Ausgaben beider Werke 30 bis 35 Jahre ungenutzt gelegen haben, ehe ſie ganz oder in einzelnen Überreſten in die Hände der gedachten Typographen gekommen ſind, was vielleicht eine zu lange Friſt iſt, ſo fallen jene erſten Ausgaben doch nicht früher als um 1450, wo die Typographie in Mainz ihren Anfang nahm, und dies beſtätigt ſich dadurch noch mehr, daß von der Armenbibel auch zwei ganz xylographiſche, aber in einigen Exemplaren ſchon auf beiden Seiten des Papiers und mit der Preſſe gedruckte Ausgaben mit deutſchem Text und ſchlechteren Holzſchnitten da ſind, von denen in der einen das Druckjahr 1470 und die Verfertiger Friedrich Wal-

ther und Hans Hürning zu Nördlingen, in der andern das Druckjahr 1475 angegeben wird. Von 1450 ab ſind aber 20 bis 25 Jahre ein mehr als hinlänglicher Zeitraum für die verſchiedenen Nachbildungen des holländiſchen Originaldrucks in Deutſchland bis zu jenen datirten in deutſcher Sprache herab. Zwar hat auch Albrecht Pfiſter in Bamberg bald nach 1460 zwei typographiſche Ausgaben mit Holzſchnitten, eine deutſch, die andere lateiniſch, von der Armenbibel veranſtaltet; aber auch hier liegen noch immer 10 Jahr zwiſchen dieſen und dem holländiſchen xylographiſchen Originaldruck, und es kommt hinzu, daß er, wie ſich aus der abweichenden Geſtalt und Anordnung ſeiner Ausgaben zeigt, denſelben nicht einen Druck, ſondern eine Handſchrift zum Grunde gelegt und dieſe copirt hat. Wie bei den Donaten, ſo gingen aber auch bei den Bilderbüchern die xylographiſchen Ausgaben noch lange Zeit neben den typographiſchen her, daher auch von der Armenbibel ſpätere Ausgaben der erſteren Art den Pfiſter'ſchen der letzteren Art gefolgt ſind.

Zunächſt an die Armenbibel ſchließt ſich das Hohelied, eine Folge von 32 Vorſtellungen auf 16 Tafeln, in denen die auf Spruchzetteln bei den Figuren ſtehenden lateiniſchen Stellen deſſelben, in der ſeit den Urzeiten der chriſtlichen Kirche beliebten allegoriſchen Weiſe, bildlich in Beziehung auf das Verhältniß des Bräutigams (Chriſti) zur Braut (die Jungfrau Ma-

ria, als Sinnbild der chriſtlichen Kirche) dargeſtellt werden, ohne weiteren Text. Dieſe Bilderreihe muß in einen Minoriten- oder Franziskanerkloſter entſtanden ſein, wie die ſechs auf dem erſten Bilde mit landwirthſchaftlichen Arbeiten beſchäftigten Mönche vermuthen laſſen. Eine deutſche gereimte Paraphraſe ähnlicher Sprüche aus dem Hohenliede, ganz in der Art der Minneſingerlieder, jedoch ohne jene myſtiſche Auslegung und ohne Bilder, aus dem 15. Jahrhunderte, iſt durch Herder („Lieder der Liebe", Leipzig 1778) bekannt. Von dem xylographiſchen Buch gibt es nur zwei Ausgaben, die erſte und ſchönſte holländiſchen Urſprungs, denn in einem Exemplar iſt ein holländiſcher Titel: „Dit is die voersienicheit van Marien der moder godes. End is geheten in latyn cantice", xylographiſch aufgedruckt; auch verräth die Zeichnung in den Bildern, obgleich von anderem ſchlankeren, dem Eyck'ſchen ſich enger anſchließenden Styl, die nächſte Verwandtſchaft mit den vorgedachten Büchern, der Schnitt und Schriftcharakter aber iſt noch übereinſtimmender. Bemerkenswerth iſt, daß hier ſchon je zwei Blätter mit der Holzplatte gedruckt ſind. Das erſte Bild dieſer Ausgabe findet ſich in einem bei vorgedachtem P. van Os in Zwoll 1494 gedruckten Buche, von derſelben Holzplatte genommen, wieder, daher auch von ihrem Alter ein Gleiches gilt wie von der erſten xylographiſchen Ausgabe der Armenbibel. Ein anderes

Buch, die Apokalypſe, in drei Ausgaben von 50, und ebenſoviel in 48 Tafeln, enthält die apokalyptiſchen Viſionen des Apoſtels Johannes, vorn und hinten mit Vorſtellungen aus ſeiner Legendengeſchichte verbrämt, in den abenteuerlichſten, dem Inhalt des Buches entſprechenden Bildern, viele Tafeln in zwei Vorſtellungen abgetheilt, andere mit dergleichen von ganzer Blattgröße, in denen verſchiedene Momente der Handlung nebeneinandergeſtellt ſind. Die Texte der Apokalypſe mit einer kurzen, aus einer alten Gloſſe entlehnten Auslegung ſtehen auf Spruchzetteln oder in Tafeln bei den Figuren. Auch hier iſt es eine der drei vollſtändigeren Ausgaben, aus welcher die übrigen, zum Theil weit roheren, in verſchiedenen Gegenden von Nieder- und Oberdeutſchland als Copien entſtanden zu ſein ſcheinen, jene erſte aber iſt, des abweichenden Charakters der Zeichnung ungeachtet, doch ebenſo gewiß ein holländiſches Product als die erſten Ausgaben der vorhergedachten xylographiſchen Bücher. Das letzte gleicher Abkunft endlich iſt die „Ars moriendi", ein in viele andere Sprachen übergegangenes, mehrmals überarbeitetes und in einer Menge von ſpäteren typographiſchen Drucken bekanntes Buch, in welchem der Teufel durch fünf Verſuchungen, zum Unglauben, Verzweiflung, Ungeduld, Eitelkeit und Geiz, ſich um die Seele des Sterbenden mit dem Engel ſtreitet, der den Verſuchungen ſeine guten Eingebungen entgegen-

ſetzt, das Ganze mit einem lateiniſchen proſaiſchen Text als Anweiſung zum Seligſterben verſehen, der auf beſonderen Tafeln den Bildtafeln, die außerdem noch kurze Schriftzettel haben, gegenüberſteht. Von dieſem Buche ſind auch xylographiſch die meiſten Wiederholungen da, die jüngſten entweder auf beiden Seiten des Papiers mit der Preſſe gedruckt, oder mit deutſchen Inſchriften auf den Zetteln, oder mit ganz deutſchen Text; die eine der letzteren von dem Briefmaler Hans Sporer 1473, die andere von Ludwig zu Ulm ohne Jahresangabe gedruckt. Wenngleich die Bilder wieder einen andern Zeichner verrathen, ſo unterliegt es doch keinen Zweifel, daß die beſte Ausgabe, welche allen Übrigen zum Vorbild gedient hat und nach der mehre mit großer Treue copirt ſind, abermals aus derſelben oder einer anderen nicht weit davon entfernten holländiſchen Briefdruckerofficin, wie die erſten Ausgaben der vorigen Bücher, herſtamme. Aus einem der treueſten xylographiſchen Nachdrucke ſind die Holzſchnitte von denſelben Platten in einer typographiſch in zwei Columnen ohne Ort und Jahr, aber gewiß in Köln gedruckten Ausgabe wiederangewandt. Dies iſt endlich das einzige Buch, von welchem auch eine ganz xylographiſche Ausgabe in einer anderen, als der lateiniſchen oder deutſchen, und zwar in franzöſiſcher Sprache, wahrſcheinlich in Flandern gedruckt, vorhanden iſt. Die übrigen xylographiſchen

Bilderbücher, der Zahl nach alſo die meiſten, ſind urſprünglich deutſche Arbeit, meiſt ungleich roher als jene und von einem verſchiedenen Schriftcharakter. Dahin gehört der „Liber Regum", mit den Begebenheiten aus den Büchern Samuel's und einem kurzen lateiniſchen Texte; die Legende vom Antichriſt und den 15 Zeichen des jüngſten Gerichts mit deutſchem Text, in zwei Ausgaben, eine von dem Briefdrucker Junghanß in Nürnberg 1472; die Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß Chriſti durch die heilige Jungfrau, geführt durch naturgeſchichtliche und ſagenhafte Beiſpiele aus verſchiedenen Schriftſtellern, ein lateiniſches Werk des Franziskaners de Retza zu Wien, der zu Anfange des 15. Jahrhunderts lebte, in drei Ausgaben, davon zwei mit Bezeichnung der Briefdrucker und der Daten 1470 und 1471; die „Ars memorandi", eine abenteuerliche Zuſammenſetzung von Bildern, um den Inhalt der Evangelien nach der Folge der Capitel dem Gedächtniß einzuprägen, deren Grundlage jedesmal das Symbol des entſprechenden Evangeliſten iſt; die deutſche Überſetzung einer Anweiſung zur Chiromantie, von dem Leibarzt Herzog Albrecht's des Frommen zu Baiern verfaßt und zu Augsburg von Jörg Schapff gedruckt; einige legendariſche Bücher, eins für die Pilger nach Rom, das andere für die nach Einſiedeln, beide mit deutſchem Text, voluminöſer als die übrigen, aber kleineren Formats und auf

beiden Seiten des Papiers mit der Preſſe gedruckt; einige andere liturgiſchen Inhalts; der Todtentanz mit deutſchen Verſen; eine zum Reinike Fuchs gehörige Fabel in deutſchen Verſen und endlich die Folge der ſieben Planeten mit deutſchen Verſen in mehren Ausgaben und zwei Buchkalender, der eine des Johann von Gemünd, 1439 verfaßt und mehrmals gedruckt, einmal mit dem Datum 1468, der andere der des Johann Müller (Regiomontan) in zwei auf beiden Papierſeiten zu Nürnberg um 1473 gedruckten xylographiſchen Ausgaben. Aus dieſem Allen erhellt, daß die xylographiſchen Bilderbücher eine kürzere Periode als die Donate, ungefähr von 25 Jahren, mit 1460, oder noch einige Jahre früher anfangend, umfaſſen, daß ſie von allen Erſtlingen der Holzſchneidekunſt die jüngſten und keineswegs älter als die Incunabeln der Typographie ſind, wofür man ſie bisher mit Unrecht gehalten und deshalb mit unverhältnißmäßig hohen Preiſen bezahlt hat. Ein Umſtand, der dies gleichfalls beſtätigt, iſt, daß der Buchdrucker J. Koelhof in Köln 1472 erſt die Signaturen, oder Bezeichnung der Folge der Bogen oder Lagen für den Buchbinder, in die Typographie einführte, die xylographiſchen Bücher aber meiſt, und von den erſten holländiſchen Ausgaben ſogar ſchon die der Armenbibel, mit gedruckten Signaturen verſehen ſind. Alles, woraus übrigens ein höheres Alter derſelben herzuleiten

verſucht worden, zeigt ſich bei genauerer Prüfung als gänzlich unbefriedigend. Zuerſt iſt die Vertheilung von Bild und Schrift durcheinander auf einer und derſelben Tafel, ſo zu ſagen, das Architektoniſche der Armenbibel, Apokalypſe und des Hohenliedes, die leoniniſchen Verſe der erſteren, überhaupt das Alterthümliche in der Form dieſer Werke, wonach man bisher wol ihre chronologiſche Rangordnung beſtimmt und die eben gedachten für älter als die mit beſonderen Textſeiten gehalten hat, weniger auf Rechnung der Zeit zu ſetzen, in der die Drucke, als der früheren, in welcher die Manuſcripte verfertigt ſind, die jenen zu Grunde gelegt und darin copirt wurden. Dieſe Form, die durch das Alter ehrwürdig geworden war, hatte ſich bei der Armenbibel ſchon in den Handſchriften von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeflanzt, und es dauerte lange, ehe man ſich ſelbſt in den xylographiſchen Ausgaben Veränderungen mit derſelben erlaubte. Wenn übrigens auch die gemeinen Schreiber und Briefmaler damaliger Zeit Zeichner genug waren, um Spielkarten und Heiligenbilder nach überkommenen Typen vorzureißen oder ihnen eine neue Geſtalt zu geben, ſo war ihre Kunſt doch keinesweges von der Art, daß ihnen die Erfindung oder Zeichnung der größeren Bilderreihen in jenen Büchern zugeſchrieben werden kann. Auch brauchten ſie ſich dieſer Arbeit nicht zu unterziehen, da zahlreiche und ſchöne Bilderhand-

ſchriften jener Bücher da waren, von denen ſie nur eine oder die andere copiren und in Holzſchnitt bringen durften, und da im 15. Jahrhunderte die Miniaturmalerei in den Niederlanden in höchſter Blüte ſtand und mit der italieniſchen wetteiferte, auch die beſten Künſtler ſich damit in Handſchriften befaßten, ſo erklärt ſich daraus, warum die Bilder in den erſten holländiſchen Drucken der xylographiſchen Bücher in Erfindung, Compoſition und Zeichnung ſo viele Anklänge an die damals herrſchenden Eyk'ſche Malerſchule geben und ſo weit über das gewöhnliche Machwerk der Formſchneider und Briefdrucker, namentlich der deutſchen bis auf Dürer, hinausgehen. Von fliegenden Blättern derſelben holländiſchen Werkſtätten, aus denen die erſten xylographiſchen Bilderbücher hervorgegangen ſind, iſt bisher nur eines, gegenwärtig in Berlin, bekannt, welches unter einem großen Verkündigungsholzſchnitt von derſelben Art wie die Bilder zum Hohenlied, wahrſcheinlich auch von einem Miniaturbild hergenommen, das Ave Maria, mit einer lateiniſchen Paraphraſe deſſelben und anderen Gebeten in xylographiſcher Schrift von holländiſchem Charakter enthält und gleichfalls nicht über das Alter ähnlicher fliegender Blätter der deutſchen Briefdrucker hinauszugehen ſcheint. Als weiteren Beweis eines höheren Alters führt Dibdin („Bibl. Spenc.", I, S. IV) an, der Chevalier Alex. Horn, ein großer Kenner typographiſcher Selten-

heiten, die er in Deutſchland aufſtöberte und an die engliſchen Sammler verhandelte, habe die Armenbibel, Apokalypſe und Kunſt zu ſterben in einem gleichzeitigen Bande beſeſſen, auf deſſen Deckel die Inſchrift ſtand: Hic liber relegatus fuit per Plebanum – – – – Ecclesiae – – – – Anno Domini 142 —. Da er jedes Werk einzeln binden laſſen, ſei der alte Deckel vernichtet worden und er habe die vierte Zahl vergeſſen, ſei aber gewiß, daß das Datum älter als 1430 geweſen. Allein dies Argument iſt ſehr unſicher und wer mit einem ſo wichtigen Einbande dergeſtalt umgehen konnte, verdient beſonderes bibliographiſches Zutrauen eben nicht. Leider iſt dieſe Barbarei indeß ſeitdem nur zu häufig wiederholt worden, wovon beſonders die aus den bairiſchen Klöſtern in großer Anzahl zuſammengebrachten Xylographa der königlichen und Univerſitätsbibliothek in München das traulichſte Beiſpiel geben, indem man ſie aus den alten Einbänden, in welchen ſie zum Theil vereinigt waren, herausgeriſſen und, um ihnen ein enges Hofkleid von Maroquin mit Goldſchnitt anzuziehen, was zu ihrem innerlichen Charakter ſo wenig paßt, ſie beſchnitten oder gar die Blätter eingeſchlagen hat, ohne bei den meiſten jetzt nur noch angeben zu können, woher ſie gekommen ſind. Wie Manches hätte ſich aus dem Ort ihrer früheren Aufbewahrung, aus der Vereinigung, in der ſie ſich befanden, aus handſchriftlichen Notizen und Zugaben in dem-

ſelben Bande noch folgern laſſen. Wie wenig aber ſelbſt der Fundort ſolcher Bücher unwichtig iſt, davon gibt die münchner Sammlung dadurch ein Beiſpiel, daß unter beinahe 30 Exemplaren der Armenbibel, Apokalypſe und Kunſt zu ſterben keine einzige der in Holland gedruckten Originalausgaben zu finden iſt, woraus ſich alſo ſchließen läßt, daß dieſe Bücher urſprünglich nicht weit über die Gegend ihres Druckorts hinaus gewandert ſind. Schon früh ſind mehre der xylographiſchen Bilderbücher zuſammengebunden worden, aber nur ſelten, wie in der heidelberger Bibliothek, bis jetzt in dieſem Zuſtande verblieben. Werden ſie getrennt, ſo ſollte wenigſtens damit ebenſo wie mit einem Buche (beſchrieben in „Iduna und Hermode", 1813, Nr. 25, 26), welches den Kalender von 1468 und viele andere xylographiſche Werke enthielt und glücklicherweiſe in den Beſitz eines hohen und wahrhaft kunſtverſtändigen Sammlers in Berlin gekommen, verfahren und bei jedem einzelnen eine getreue und ausführliche Notiz über den Band, aus welchem es genommen iſt, deſſen Herkunft und die Werke, mit denen es darin vereinigt war, beigefügt werden. Ein ſolches Zuſammenbinden geſchah ehemals ſelten anders als mit Werken, die ihrem Inhalte oder ihrem Urſprunge nach miteinander verwandt waren, und indem in keinem derſelben holländiſche neben deutſchen xylographiſchen Drucken angetroffen worden ſind, ge-

Digitized by Google

winnt dadurch die nach anderen Merkmalen geſchehene Feſtſtellung der erſteren noch mehr Beſtätigung.

Der ſo eben angeführte Band mit dem Kalender von 1468 läßt aber vermuthen, daß auch die übrigen darin befindlichen Ausgaben xylographiſchen Werke ungefähr gleichzeitig ſind, und iſt daher der obigen Zeitbeſtimmung für dieſelben im Allgemeinen ganz entſprechend. Auch die Waſſerzeichen des Papiers der xylographiſchen Drucke ſind hauptſächlich von Koning benutzt worden, um daraus auf ihr Alter und ihre Herkunft zu ſchließen; aber er hat ſich durch ſeine Erklärung einiger dieſer Zeichen und durch ihre Übereinſtimmung mit denen in harlemer und anderen holländiſchen Archiven aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu weit führen laſſen. Bei der Unvollſtändigkeit der bisherigen Zuſammenſtellungen von Papierzeichen der Drucke des gedachten Jahrhunderts laſſen ſich zwar die niederländiſchen, meiſt flandriſchen Papierzeichen von den italieniſchen und deutſchen im Allgemeinen ziemlich unterſcheiden, die wenigſten ſind jedoch von der Art, daß über den Ort oder die Provinz, wo das Papier gemacht worden, entſcheidend geurtheilt werden kann. Ehe die Papierfabrikation in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, hauptſächlich in Folge der Erfindung der Buchdruckerkunſt auch in Deutſchland überhand nahm, iſt im ſüdlichen und öſtlichen Theile deſſelben italieniſches, wie im nordweſt-

lichen, von den Hauptmärkten in Antwerpen, Brügge und Köln, niederländiſches Papier bezogen worden. Gewiſſe Papierzeichen, wie der angeblich deutſche Ochſenkopf und das angeblich burgundiſche p, ſind mehr als ein Jahrhundert lang, wenngleich mit Abweichungen und Veränderungen in der Hauptform und Nebenſachen, ſtehend geblieben und ſo allgemein geworden, daß man jenen häufig in den Niederlanden und dieſes bis nach Oberdeutſchland hinein antrifft, alſo eine genaue Orts- und Zeitbeſtimmung daraus nicht herzuleiten iſt. Wenn ſich daher auch die holländiſchen Xylographa meiſt durch urſprünglich niederländiſche Papierzeichen, wie Anker, Einhorn, die Buchſtaben p oder y u. ſ. w. von den deutſchen unterſcheiden, ſo laſſen ſich doch mehre dieſer Zeichen auch in unzweifelhaft deutſchen, namentlich kölniſchen Drucken bis ins 16. Jahrhundert nachweiſen, und daß ſie in den Papieren niederländiſcher Archive aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorkommen, beweiſt für die Gleichzeitigkeit der damit verſehenen xylographiſchen Bücher nichts, da ſie ebenſo gut in den niederländiſchen typographiſchen Drucken aus der zweiten Hälfte und bis ans Ende deſſelben gefunden werden. Am meiſten kommt es darauf an, die in Deutſchland verfertigten xylographiſchen Nachdrucke von den holländiſchen Originalausgaben zu unterſcheiden, indem ſie oft mit ſo ſklaviſcher Treue copirt ſind, daß Zeichnung

und Schrift ganz den holländiſchen Charakter haben, während ſich in anderen Beziehungen deutſche Entſtehung verräth. Dazu helfen beſonders die in mehren Exemplaren der Armenbibel und Apokalypſen vorkommenden Zwiſchenblätter mit deutſcher Überſetzung des lateiniſchen Textes von alter gleichzeitiger Handſchrift. Die deutſchen Briefdrucker, um ſolche Werke auch für Diejenigen, welche kein Latein verſtanden, zugänglich zu machen, hielten Exemplare mit handſchriftlichen Überſetzungen zum Verkauf vorräthig, und es läßt ſich daher aus der Sprache und Schreibart dieſer deutſchen Zwiſchenblätter ſogar ziemlich ſicher ſchließen, ob die Ausgabe, zu der ein ſolches Exemplare gehört, in Schwaben, Franken oder in Niederrhein gedruckt worden. Oft haben die Briefdrucker ſelbſt das mühſamere in Holz Schneiden des Textes geſcheut und es bequemer gefunden, denſelben handſchriftlich den Bilderholzſchnitten beizufügen oder beifügen zu laſſen. Die Fabel vom kranken Löwen und eine Ausgabe der ſieben Planeten iſt blos mit handſchriftlichem Texte bekannt. Ebenſo iſt eine Ausgabe der Kunſt zu ſterben in Exemplaren mit in Holz geſchnittenem lateiniſchen Text und in einem mit geſchriebenem deutſchen Texte übrig. Weil hier, anders als bei der Armenbibel und Apokalypſe, der Text von den Bildern getrennt, auf beſondern Blättern ſteht, konnten dieſe nämlich ganz zurückbehalten und für Die, welche das Werk deutſch

haben wollten, durch handſchriftliche Textblätter erſetzt werden. Endlich iſt auch eine Ausgabe der Armenbibel (Heidelberger deutſche Handſchriften, Nr. 438), mit andern, als nach der holländiſchen copirten Holzſchnitten da, in der die leoniniſchen Verſe und die Prophetenſprüche eingeſchrieben ſind, der andere lateiniſche Text aber in jeder Tafel unten von gleichzeitiger Hand zwei Columnen hinzugefügt iſt. Wie irrig es ſein würde, dieſe, deutſchen Urſprung verrathende Ausgabe deshalb für älter als die ganz xylograpiſchen zu halten, ergibt ſich augenſcheinlich daraus, daß die drei bibliſchen Vorſtellungen in einem xylographiſchen Passe-par-tout eingedruckt ſind, der die Einfaſſung und die Prophetenfiguren enthält, eine Einrichtung, die das Ende des 15. oder gar erſt den Anfang des 16. Jahrhunderts vorausſetzen läßt. Dieſe Erſcheinung muß uns vielmehr in der Meinung beſtärken, daß die Briefdrucker, entweder weil ihnen das Schriftſchneiden zu mühſam oder gar nicht lohnend genug war, oder weil in ſpäterer Zeit die Anwendung des Holzdrucks auf Schrift überhaupt ſchon in Abnahme gekommen war und ihnen eine Letterndruckerei abging, ſich durch Verbindung des Bilddrucks mit handſchriftlichem Texte zu helfen ſuchten.

Faſſen wir das bisher Auseinandergeſetzte zuſammen, ſo ergibt ſich daraus im Ganzen, daß in Deutſchland und den Niederlanden der Holzdruck, wenn er

auch vielleicht ſchon im dritten Decennium bei den Kartenmachern und Briefmalern ſeinen Anfang genommen hatte, doch erſt im vierten gewerblich und allgemeiner verbreitet wurde, daß im fünften, und zwar zuerſt in Holland, Donate und Schulbücher mit bloßem Text, im ſechsten, während die Typographie in Mainz zu ihrer völligen Ausbildung gelangte, auch mehre Bilderbücher in Holz gedruckt, beide im ſiebenten und achten, neben der ſchon weit verbreiteten Typographie, in Deutſchland nachgedruckt und durch neue vermehrt wurden, bis endlich im neunten der Holzſchnitt ſelbſt bei den Briefdruckern in der Anwendung auf Schrift und ganze Bücher durch die Typographie völlig verdrängt wurde und er ſich nunmehr den Bilddruck ausſchließlich widmete. Der Bücherdruck mit beweglichen Lettern macht überhaupt und auch in der Geſchichte des Bilddrucks eine zu wichtige Epoche, er ſteht in zu enger Verbindung mit derſelben, als daß eine Erörterung des über ſeine Erfindung zwiſchen Mainz und Harlem entſtandenen Streits, obgleich unſerem Zwecke nicht unmittelbar angehörig, hier ſollte vermißt werden können. Dieſer durch die Koning'ſche Preisſchrift („Verhandeling over den Oorsprong etc. der Boekdrukkunst", Harlem 1816, 8.) wieder hervorgerufene Streit iſt ſeitdem aus misverſtandenem Patriotismus von den Anhängern beider Städte mit großer Leidenſchaftlichkeit und, jenes Werk abgerechnet,

in allen in Folge deſſelben erſchienenen Streitſchriften mit wenigem Gewinn für die Sache ſelbſt geführt, daher auch noch nicht zu einer endlichen Entſcheidung gebracht worden. Die holländiſchen Anſprüche haben in England beſonders an Ottley, in Deutſchland an Ebert Vertheidiger gefunden. Wenn auch dieſe, denen neue und eigenthümliche Argumente zur Verſtärkung jener Anſprüche verdankt werden, ſich vielleicht dadurch haben verleiten laſſen, in der Vorliebe für dieſelben zu weit zu gehen, ſo iſt doch den deutſchen Gegnern der größere Vorwurf zu machen, daß ſie du rch den Vorſatz, Alles anzufechten und umzuſtürzen, ſich auch über Dinge haben verblenden laſſen, die ohne der Wahrheit zu nahe zu treten und ſelbſt ohne Schaden für Mainz zugeſtanden werden können und müſſen. Aus dem hier Dargelegten ergibt ſich nämlich ſchon, daß, wenn bis jetzt auch Formſchneider und Briefdrucker in Deutſchland am früheſten nachzuweiſen ſind, die erſte Anwendung des Tafeldrucks auf Donate und Bilderbücher doch in den Niederlanden geſchehen und von daher nach Deutſchland gebracht worden, und daß dies, was die Donate betrifft, den erſten Gutenberg'ſchen Verſuchen in Strasburg und Mainz vorausgegangen iſt. War nun gleich die Erfindung des Schriftdrucks mit beweglichen, gegoſſenen Lettern dadurch noch nicht gegeben, ſondern mußte dieſer Hauptſchritt erſt geſchehen, um die eigentliche Buch-

druckerkunſt hervorzubringen, ſo war ſie doch dadurch ſo eingeleitet und vorbereitet, daß es nur noch der Erweiterung des Zwecks und der Verbeſſerung der Mittel zur Erreichung deſſelben bedurfte und daß von dem Ruhme, der bisher ausſchließlich auf Gutenberg und ſeiner mainzer Geſellſchafter gehäuft worden, nothwendig ein Theil an ihre niederländiſchen Vorgänger, wenn ſie auch auf halbem Wege ſtehen geblieben ſind, abgetreten werden muß. Zu dieſem Reſultate führen die oben angegebenen Zeugniſſe und Thatſachen ohne Rückſicht auf die harlemer Sage, von der weiterhin die Rede ſein wird. Das Hinzutreten dieſer örtlichen Sage iſt aber, da andere Gründe nicht widerſprechen, entſcheidend genug, um Harlem wenigſtens für einen Hauptſitz jener niederländiſchen Vorgänger und den darin genannten Küſter für den namhafteſten von ihnen zu halten. Wären die Holländer bei dieſer Errungenſchaft ſtehen geblieben, ſo würde ſich ihnen mit Grund nichts entgegenſetzen laſſen. Aber ſie begnügen ſich damit nicht, ja ihre Vernachläſſigung aller tiefer eingehenden Forſchung über den älteſten Tafeldruck in Holland, für den dort gewiß noch reiche Entdeckungen zu machen ſind, zeigt, daß ſie auf dieſen Nationalgewinn nicht einmal großes Gewicht legen. Ihr Hauptabſehen geht dahin, jener harlemer Küſter auch die Priorität des Letterndrucks zuzueignen und zu beweiſen, daß der erſte Übergang in denſelben aus

dem Tafeldruck von ihm früher als von Gutenberg verſucht worden. Um uns nun davon zu überzeugen, inwiefern ihnen dies gelungen iſt, oder nicht, muß eine kurze Überſicht der mainzer Erfindungsgeſchichte vorangeſchickt werden. Nach der ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt herrſchend gewordenen Meinung hat ein mainzer Edelmann, Johannes Gutenberg, in Folge einer Vertreibung der Patricierfamilien von dort, in Strasburg lebend, ſich unter Geldverlegenheiten, die ihn bis an ſein Ende nicht verließen, als ſpeculativer Kopf mit mehren geheimgehaltenen Künſten, als Steinſchleifen, Spiegelbelegen und Drucken daſelbſt beſchäftigt. Letzteres iſt aus noch vorhandenen ſtrasburger Proceßacten von 1439 zu ſchließen, die über einen Streit geführt ſind, in den er mit den Erben eines Theilnehmers an jenen Künſten, mit welchem er gegen Geldleiſtungen in Geſellſchaft getreten war, verwickelt wurde. Es iſt darin neben jenen andern von einer Kunſt, die viele Auslagen erfoderte, aber auch große Vortheile verſprach, von einer Preſſe, Werkzeug und Formen, von Lieferungen eines Goldſchmieds ſeit 1436 für Sachen, die zum Drucken gehören, die Rede, welches auf nichts Anderes als auf Verſuche zum Bücherdruck hingedeutet werden kann, da Gutenberg, indem die Unternehmung in Strasburg nicht zu Ende kam, 1444 nach Mainz zurückging und dort mit einem vermöglichen Einwohner, Johannes Fuſt, 1450 einen

Geſellſchaftsvertrag wegen Anlegung einer Buchdrucker-werkſtatt und eines Buchdruckereigeſchäfts ſchloß, deſſen Inhalt durch einen 1455 zwiſchen ihnen entſtandenen Proceß bekannt und von der Art iſt, daß auf ein reif-gewordenes Unternehmen, in größerem Umfange als das frühere in Strasburg, geſchloſſen werden muß. Gewiß beſaß damals ſchon Gutenberg das Geheimniß eines unvollkommenen Letterngußes, der durch den erſt nach 1450 in die Geſellſchaft mit aufgenommenen Schreiber, Peter Schöffer, verbeſſert und zur Vollkommenheit gebracht wurde. Es wäre ſonſt nicht möglich geweſen, gleich auf den Druck eines ſo voluminöſen Hauptwerks wie die Bibel auszugehen, der ohne Datum, wahrſcheinlich aber um 1455 zu Stande kam. Fuſt, der durch jenen Proceß Gutenberg außer weitere Theilnahme geſetzt und zur Anlegung einer eigenen Druckerei, abermals mit fremder Hülfe und von geringem Fortgang, genöthigt hatte; der ferner Schöffern, wegen der von ihm inzwiſchen gemachten wichtigen Verbeſſerungen, dadurch, daß er ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, aufs engſte mit ſich verbunden hatte, ſetzte in Gemeinſchaft mit demſelben die Druckerei aus der 1457 der unvergleichliche Pſalter hervorging, aufs ſchwunghafteſte fort, ſelbſt nachdem die Eroberung und Plünderung von Mainz durch Adolf von Naſſau 1462 eine große Unterbrechung veranlaßt hatte, und ſtarb in Paris, wohin er des Bücherhan-

dels wegen gereiſt war, wahrſcheinlich an der Peſt. Schöffer druckte noch lange allein mit ungeſchwächter Thätigkeit fort und erntete den reichlichen Lohn, der dem Haupterfinder Gutenberg, welcher bei Adolf Anſtellung unter ſeinen Hofleuten fand, aber bald nach Fuſt ſtarb, grade am wenigſten zu Theil geworden war. In andere Städte und Länder wurde die Buchdruckerkunſt erſt nach jener Eroberung im Jahre 1462, und zwar durch Arbeiter aus der dortigen Officin oder unter augenſcheinlichem Einfluſſe derſelben auf die erſten, meiſt deutſchen Drucker, verpflanzt; namentlich kam ſie erſt zehn Jahre nachher in die Niederlande und zwar in Holland am frühеſten nach Utrecht; in Harlem hat, wenn man die Jahre 1483—86, wo daſelbſt gedruckt wurde, ausnimmt, die neue Kunſt erſt hundert Jahre nach ihrem Ausgange von Mainz feſten Fuß gefaßt. Nichtsdeſtoweniger gibt es zwei Familien typographiſcher Drucke außerhalb Mainz, deren Erſtlinge älter als 1462 ſind. Die eine gehört der Officin des Albrecht Pfiſter in Bamberg an, eines Formſchneiders, wie mehre mit Holzſchnitten ausgeſtattete Drucke von ihm vermuthen laſſen, der aber vielleicht ein ſchon früh der mainzer Officin untreu gewordenes Mitglied geweſen, weil die große gothiſche Miſſaltype, mit der er alle ſeine Bücher druckte, der mainzer nachgebildet ſcheint, und der ſogar der erſten dortigen Bibel faſt gleichzeitig eine ähnliche, als noch voluminöſeres Pracht-

ſtück an die Seite ſtellte. Die andere Familie, aus den oben bei den xylographiſchen Büchern erwähnten vier Ausgaben des Heilsſpiegels, ungefähr zehn Ausgaben des Donats und des Doctrinals des Alexander Gallus und etwa ſechs anderen Drucken von geringem Umfange beſtehend, iſt holländiſch und die dazu angewandte gothiſche Type von verſchiedener, aber gleichfalls immer größerer Art, unmittelbar aus der den Niederlanden eigenthümlichen Schriftform in Handſchriften, ohne alle Spur deutſchen Einfluſſes, hervorgegangen, auch mit der Schrift in den in Holland gedruckten erſten Ausgaben xylographiſcher Bücher übereinſtimmend. Ein eigenthümliches Merkmal dieſer Schrift iſt ein ſenkrechter Beiſtrich durch den Querbalken des Schlußbuchſtaben t an der rechten Seite, oft von der ganzen Länge des letzteren. Der unreife Charakter dieſer Drucke und ihrer beweglichen Lettern, die Zeichen mangelhafter Beſchaffenheit der dazu gebrauchten Werkzeuge, die eigenthümlich nationale Form der Type, von der ſich nur in einigen der älteſten Officinen in Holland, Utrecht und Oberyſſel vor 1480 noch etwas Ähnliches wahrnehmen läßt, die aber von der Type der aus Deutſchland herübergekommenen oder dort gebildeten erſten niederländiſchen Drucker ganz verſchieden iſt, endlich der zu dem Text einer Ausgabe des lateiniſchen Heilsſpiegels abwechſend angewandte Holz- und Letterndruck geben der Vermuthung Raum,

daß wir in dieſer Familie die erſten nach und nach ſich verbeſſernden rohen Verſuche einer ſelbſtändigen, von der in Mainz unabhängigen Erfindung des Bücherdrucks mit beweglichen Gußlettern vor uns haben, was an ſich nicht unwahrſcheinlich wäre, da, wie Goethe ſagt, jedes Zeitalter in einer Atmoſphäre gemeinſamer Geſinnungen und Gedanken ſchwebt und es ebenſo natürlich iſt, daß dieſelben Entdeckungen von vorſchiedenen Perſonen ungefähr um dieſelbe Zeit ſelbſtändig gemacht werden, als daß in verſchiedenen Gärten Früchte einerlei Art zu gleicher Zeit vom Baume fallen.

Nehmen wir nun vorerſt einmal an, daß dieſe Familie von typographiſchen Drucken, aus einer Briefdruckerwerkſtatt in Harlem, mit ſo großem Anſcheine einer erſten und ſelbſtändigen Erfindung, vor 1470 zu einer Zeit ans Licht getreten ſei, wo die deutſche Typographie von Mainz aus in dem ganzen Umfange der Niederlande noch keinen Zugang gefunden hatte, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß ſich eine dunkle Erinnerung davon erhielt und zu einer Volksſage geſtaltete, die jenen Anſchein zur Gewißheit machte, aber erſt laut wurde, als ſich die inzwiſchen von Deutſchland aus über alle Länder gegangene und groß gewordene Buchdruckerkunſt, die ephemere Erſcheinung zweier Buchdrucker in Harlem zwiſchen 1483 und 1486 ausgenommen, hundert Jahre ſpäter durch die gelehr-

ten Buchdrucker Johann Zuren und Theodor Koornhert endlich an demſelben Orte wiedereinbürgerte, der einſt ihre Wiege zu werden beſtimmt ſchien. In der Unbekanntſchaft mit dem alten verdunkelten Sachverhältniß ſucht die Volksſage überall anzuknüpfen, wo ſich ihr ein Faden dazu oder eine Wahrſcheinlichkeit darbietet. Vor Allem bedarf ſie einer Hauptperſon als ihres Trägers und Helden, und da die alten Briefdrucker meiſt nur in der Claſſe der untergeordneten Schreiber, Kirchen- und Schuldiener zu finden waren, ſo wurde, ſei es auf den Grund wirklicher Überlieferung, oder weil der Name zu den örtlich häufigſten gehörte, ein Küſter Lorenz Jansſohn dazu gemacht, auf dieſen die ganze Erfindung der Druckkunſt von ihren erſten Elementen aus übertragen und für die Coincidenz der mainzer Erfindung und das Abbrechen der harlemer der handgreiflichſte Grund in einem Diebſtahl gefunden. Mehre Schriftſteller gedenken um die angegebene Zeit dieſer Sage, nennen aber den Erfinder nicht, und ſagen meiſt nur, daß einer ſeiner Gehülfen nach ſeinem Tode die noch unvollkommene Kunſt nach Mainz und dort zur Reiſe gebracht habe. Den umſtändlichſten Bericht darüber gab Junius, ein gelehrter holländiſcher Arzt, bald nachdem er ſich in Harlem niedergelaſſen und von den Staaten von Holland zu ihrem Hiſtoriographen ernannt worden war, in ſeinem zwiſchen 1565 und 1569 geſchriebenen, aber erſt 1588 ge-

druckten Werke über die Landesgeſchichte unter dem Titel „Batavia". Als Hiſtoriograph und um der Ehre der Stadt willen, die ihn berufen hatte, hielt er es für ſeine Pflicht, der Sage eine geſchichtlichere Geſtalt zu geben und ſie durch Alles, was er zu ihrer Beſtärkung hatte auftreiben können, zu unterſtützen. Darum erzählt er, daß ihr Held, vor 128 Jahren (alſo ungefähr um 1440) ein angeſehener Mann in Harlem, auf ſeinen Spaziergängen in dem harlemer Buſch zuerſt Buchſtaben verkehrt aus Birkenrinde geſchnitten und damit aus Liebhaberei Verslein für ſein Enkelchen, nach weiteren Verſuchen und Nachdenken aber ganze Bilderbücher mit Text wie der Heilsſpiegel gedruckt, die buchenen Formen dann in bleierne und endlich in zinnerne verändert und da die Sache Aufnahme gefunden, ſie mit Gehülfen immer weiter getrieben, einer von dieſen aber ſeine Werkſtatt beſtohlen, ſich mit dem Raube endlich nach Mainz geflüchtet und daſelbſt das Doctrinal des Alexander Gallus und ein anderes Buch gedruckt habe. Junius bezieht ſich deshalb auf Überlieferungen von Hand zu Hand, die ihm von glaubwürdigen Leuten zugekommen ſind, und erinnert ſich namentlich von einem alten Lehrer ſeiner Kindheit gehört zu haben, daß dieſem derſelbe Verlauf der Sache von einem achtzigjährigen Buchbinder, der einer von jenen Gehülfen geweſen, erzählt worden ſei. Der Bericht des Junius verräth aber

auf den erſten Blick ſchon die gänzliche Unbekanntſchaft deſſelben mit den Verhältniſſen, unter denen der Holzdruck um 1440 nicht blos in Harlem, ſondern auch anderwärts in den Briefdruckerwerkſtätten geübt wurde. Er würde ſonſt die Veranlaſſung zu Verſuchen mit beweglichen Lettern in der Unzulänglichkeit und Unbehülflichkeit des Tafeldrucks zum Druck mannichfaltiger und größerer Schriften und Bücher gefunden haben, ſtatt daß er ſich nunmehr die Sache auf eine kurzſichtigere Weiſe zu erklären ſucht und auf einen Einfall geräth, der noch weniger plauſibel iſt, als der des Doni („Mondi", Venedig 1552, S. 27), daß Gutenberg durch den Abdruck eines durchſchnittenen Farrenkrautſtengels mit dem Saft der Pflanze auf ein Blatt zu ſeiner Erfindung angeleitet worden ſei. Von den Drucken der harlemer Officin hat Junius nur den holländiſchen Heilsſpiegel und das Doctrinal geſehen, und da letzteres lateiniſchen, nicht holländiſchen Text hat, ſo läßt er es durch den Dieb in Mainz drucken. Weit einfacher und ungeſchminkter ſprechen die angeführten harlemer Buchdrucker Zuren und Koornhert kurz vor ihm von der dortigen Sage. Jener ſchrieb darüber einen lateiniſchen Dialog, von dem leider nur die Zueignung noch übrig iſt, in der er anführt, daß die Buchdruckerkunſt dort lange mit geringen Koſten viel zu ſparſam und beſchränkt unterhalten worden, ſodaß ſie endlich, die Armſeligkeit und

das geringe Anſehen ihrer ſchlichten Wohnung verſchmähend, ſich zu einem Fremdling geſellt und es in Mainz zu größerer Ehre gebracht habe. Dieſer ſagt, daß ihm alte glaubwürdige Leute nicht blos das Geſchlecht des Erfinders, ſondern ſeinen Namen und Zunamen genannt, die erſte grobe Art zu drucken erzählt und des allererſten Druckers Wohnung vormals mit Fingern gezeigt haben. Die Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit aller dieſer Männer, zumal in ſo ſchmählicher Weiſe, wie es in den mainzer Streitſchriften geſchehen, anzufechten, iſt kein Grund vorhanden. Es kann unbedenklich zugegeben werden, daß ſich der Name des harlemer Briefdruckers und Küſters, der die erſten xylographiſchen Donate druckte und die Kenntniß des Hauſes, in welchem ſich ſeine Werkſtätte befand, durch Tradition daſelbſt erhalten hat, und obgleich die Namensähnlichkeit und die Wichtigkeit, welche der arme Küſter durch die alte Sage erhalten, ſchon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts ſeine Verwechſelung mit einem reichen gleichzeitigen, in den ſtädtiſchen Archiven vorkommenden Rathsgliede veranlaßt zu haben ſcheint, deſſen Familie, von einer adeligen und vormals mit einem der Vorſteherämter bei der dortigen Hauptkirche beliehenen Nebenlinie abſtammend, noch fortblühte und ſich dieſe Verwechſelung nunmehr zur Ehre ſchätzte, ſo kann ſelbſt zugegeben werden, daß unſer Küſter dieſer anſehnliche, 1439 geſtorbene Mann, Namens Lorenz

Jansſohn geweſen ſei, wenn auch die Verhältniſſe der damaligen Briefdrucker und Das, was Zuren ſagt, damit nicht im Einklange ſtehen. Daß die Sage aber Alles, was von dem älteſten Holzdrucke, ſowie von nachherigen erſten Verſuchen des Letterndrucks in Holland, vor Einführung der eigentlichen Buchdruckerkunſt um 1473 zu verſtehen iſt, auf dieſen Lorenz Jansſohn zuſammenhäuft, daß ſie es miteinander in die Zeit vor deren Erfindung in Mainz, alſo vor 1450, in welche Zeit lediglich die erſten holländiſchen xylographiſchen Donate gehören, hinaufrückt und um dies wahrſcheinlicher zu machen, zur Verpflanzung der neuen Kunſt nach Mainz durch einen Dieb ihre Zuflucht nimmt, dies liegt ebenſowol in der Art und Weiſe, wie ſich eine Sage überhaupt zu bilden pflegt, als in den Umſtänden, unter denen grade dieſe entſtanden iſt. Durch ſie allein kann daher das ihnen beigelegte Alter der angeblich Koſter'ſchen Drucke nicht bewieſen werden, ſondern nur durch Übereinſtimmung innerer Gründe, die aus ihren Überbleibſeln ſelbſt hergenommen ſind. Hier aber zeigen ſich die harlemer Anſprüche grade von der ſchwächſten und unhaltbarſten Seite, denn erſtens folgt aus der Ähnlichkeit der Type in allen dieſen typographiſchen, zuſammengehalten mit den gleichartigen xylographiſchen Drucken, noch nicht, daß ſie einer und derſelben holländiſchen Officin angehören, da dieſer Charakter allgemeiner Charakter

der damaligen niederländiſchen Manuſcriptenſchrift war; zweitens iſt die Rohheit und Gebrechlichkeit, die in einigen dieſer Drucke mehr als in anderen ſichtbar wird, kein Beweis einer urſprünglichen Erfindung, weil ſich dieſelbe Erſcheinung bei anderen alten Druckern in Deutſchland und ſelbſt in Italien wiederholt, von denen außer allem Zweifel iſt, daß ſie ſpäter als Andere, die ihre Kunſt in der größten Vollkommenheit ausübten, gedruckt haben, weshalb, der häufigen Beiſpiele in Deutſchland nicht zu gedenken, hier nur auf den in Domenico Roſetti's Abhandlung („Edizione singolarissima del Canzoniere del Petrarca ec.“, Trieſt 1826) beſchriebenen „Canzoniere“ des Petrarca in Vergleichung mit den früheren venetianiſchen des Jenſon verwieſen wird, der der Unvollkommenheit jener holländiſchen Drucke in den meiſten Stücken nichts nachgiebt. Drittens und hauptſächlich haben wir oben geſehen, daß der Druck des Heilsſpiegels nicht früher als höchſtens zwiſchen 1450 und 1460 zu ſetzen iſt, und von einigen der ſogenannten harlemer Donatausgaben ſind Fragmente in den Einbänden einer dortigen Kirchenrechnung von 1474 und eines 1476 angefangenen Kirchenregiſters gefunden, die Ausgaben ſelbſt alſo auch nicht für viel älter zu halten. Von den übrigen Drucken müſſen einige, theils weil darin eine Grabſchrift auf Laurentius Valla, der 1465 ſtarb, vorkommt, theils weil darunter Schriften des Aeneas

Sylvius, nachher Papſt Pius II. (ſtarb 1464) und des Cardinals Turrecremata (ſtarb 1467) befindlich ſind, von denen vor ihrem Tode überhaupt nichts gedruckt wurde, erſt nach dieſen Jahren entſtanden ſein. Gleichwie nun nach dem Obigen die holländiſchen Originalausgaben der xylographiſchen Bilderbücher nicht höher als zwiſchen 1450 und 1460 zu ſetzen ſind, ſo fallen auch die typographiſchen Drucke dieſer Familie lediglich in den Zeitraum von 1450 bis 1470. Bei einigen derſelben können dies die Vertheidiger der harlemer Anſprüche ſo wenig leugnen, daß ſie ſich dadurch zu der Annahme genöthigt geſehen haben, die Nachkommen Koſter's hätten, nach ſeinem mit dem Diebſtahl in ein Jahr zuſammenfallenden Tode, das nicht uneinträgliche Geſchäft noch bis dahin fortgeſetzt, wo ihr ſchlechteres Druckweſen von dem aus Deutſchland entlehnten verbeſſerten gänzlich überflügelt worden ſei. Es bedarf aber dieſer Annahme nicht, wenn anerkannt wird, daß alle typographiſch gedruckten Bücher der Koſter'ſchen Officin, deren Zahl ſich, mit Inbegriff der verſchiedenen Ausgaben derſelben, auf nicht mehr als 20 beläuft, in demſelben 20jährigen Zeitraume, dem einige von ihnen augenſcheinlich angehören, entſtanden ſind. Ein ſolcher Zeitraum iſt für dieſe meiſt ſehr unbedeutenden Drucke ſowol, als für die Exiſtenz einer aus dem Briefdruckerhandwerk hervorgegangenen, auf der erſten roheſten Stufe ſtehengebliebenen Buchdruckerofficin ſchon ſehr lang. Freilich kann

alsdann der 1439 verſtorbene Rathmann Lorenz Jans=ſohn der Drucker jener typographiſchen Erſtlinge nicht geweſen ſein. Endlich iſt der Diebſtahl bei Koſter und die Flucht des Diebes nach Mainz, wie auch Ebert, der ſonſt den harlemer Anſprüchen ſo geneigt war, meinte, eine bloße Hinzuthat der Sage, ohne allen nachweislichen Grund. Das Hauptargument dafür, daß nämlich in einer der lateiniſchen Ausgaben des Heilsſpiegels auf 20 Blättern der Text Holzdruck und nicht wie auf den übrigen Letterndruck iſt, hält nicht Stich, denn die an verſchiedenen Orten vorhandenen mindeſtens 10 Exemplare dieſer Ausgabe ſind keines=weges genau genug unterſucht, um dieſelbe Erſchei=nung in allen gleich beſtätigt zu finden. In dem Exemplar der berliner Bibliothek haben nur 18 Blät=ter xylographiſchen und die beiden anderen, ohne Spur, daß ſie von einer anderen Ausgabe eingelegt ſind, typo=graphiſchen Text, wie alle übrigen Blätter. Die Ver=miſchung beider Druckarten in derſelben Ausgabe muß alſo einen anderen Grund haben, über den hier Ver=muthungen zu äußern, zu weit führen würde. Ganz abgeſehen davon, leuchtet aber ein, daß es dem Diebe nichts helfen konnte, die Formen von 20 Blattſeiten auseinander und deren Lettern mit ſich zu nehmen, die ja doch nicht hinreichten, um damit auch nur ein einziges kleines Buch zu drucken, ſondern daß er beſſer that, keine Lettern, ſondern die vollſtändigen Matri=

zen oder Gießformen zu ſtehlen und ſich an ſeinem neuen Zufluchtsort daraus die nöthigen Lettern zu gießen und damit zu drucken. Aber auch dann würde ihn ſein erſter Druck, durch die Identität der Lettern mit denen der beſtohlenen Officin, verrathen haben. Der Diebſtahl könnte ſich alſo nur darauf zurückführen laſſen, daß er, mit dem Geheimniß der Kunſt, Gußlettern zu verfertigen, im Kopfe, anderswohin ging und etwa mit Hülfe eines Goldſchmiedes oder Münzeiſenſchneiders ſich neue Patrizen und Matrizen und mittels derſelben den nöthigen Letternvorrath machte. Ebenſo verfuhren alle Diejenigen, welche die Buchdruckerkunſt zuerſt in entfernte Städte oder Länder brachten, ohne daß ſie eine Laſt von Gießformen und Lettern dahin nachſchleppten. Was konnte aber eine ſolche erſt nach 1450 mögliche Veruntreuung dem Gutenberg helfen, der ſeit 1436 oder längſtens 1440 auf den Bücherdruck mittels beweglicher Lettern ausgegangen war und, das große Ziel eines vollſtändigen Bibelwerks im Auge, ihn mit ſeinen mainzer Gehülfen ſchon 1450 zu Stande gebracht hatte? Ohne gradezu ableugnen zu wollen, daß der harlemer Briefdrucker mit ſeinen gleichzeitigen Büchern von rohem Letterndruck, die ſich mit den mainzern nicht meſſen können, Selbſterfinder geweſen ſei, iſt es, wenn man überall nur einen Erfinder zulaſſen will, doch wol wahrſcheinlicher, daß er von Gutenberg, als daß die-

ſer von ihm entlehnt habe. Die harlemer Verfechter haben ihrer Sache dadurch nicht wenig geſchadet, daß ſie, nicht zufrieden mit der Priorität des holländiſchen xylographiſchen Donatdrucks, Alles retten und hiſtoriſch nachweiſen wollten, was die Ortsſage zu beſſerer Individualiſirung und Verknüpfung misverſtändlich zuſammengefügt hatte, und daß ſie ſich ſelbſt Umſtände aufrechtzuhalten bemühten, die bei unbefangener Beleuchtung als ungereimt in ſich zuſammenfallen. Faſt an das Lächerliche ſtreift aber, daß die von dem harlemer Stadtrath mit Beſtimmung des Jahres, in der das Koſterfeſt oder das Jubiläum der Buchdruckerkunſt daſelbſt zu feiern ſei, beauftragte Commiſſion dies nun deshalb auf 1823 ſetzte, weil der urkundliche Lorenz Jansſohn, der für den von Junius angegebenen gehalten wird, 1420 erſt Großpapa von ſchulfähigen Enkeln war, 1425 aber der harlemer Buſch, in welchem er ſeine Birkenrinde ſuchte, abgehauen wurde, mithin das Mitteljahr 1423 für dasjenige anzunehmen ſei, in welchem er ſeine Verſuche mit beweglichen Lettern anfing („Gedenkschriften wegens het vierde Eeuwgetijde van de Uitvinding der boekdrukkunst", Harlem 1824, 8., S. 306). Nachdem ſolchergeſtalt auch die Entſtehung der Buchdruckerkunſt kürzlich, ſoweit es unſer Hauptzweck zuläßt, erörtert und der Streit darüber zwiſchen Harlem und Mainz, wenn auch nicht geſchlichtet, ſo doch in ein richtigeres und

vollſtändigeres Licht geſetzt worden, als es in den vielen darüber ſeit der Koning'ſchen Abhandlung erſchienenen Schriften, auf der einen Seite von Lehne und Schaab, auf der andern von Scheltema, Ottley und Anderen geſchehen iſt, nachdem vorher ſchon gezeigt worden, wie die Kartenmacher und Briefmaler, von dem Bedürfniß und der Abſicht einer Vervielfältigung von Schrift und Bild durch Farbdruck aus, ſtatt der geſtochenen Formen in der Art des längſt bekannten Kupferſtichs, dennoch auf hölzerne, Schrift und Zeichnung durch Austiefen der Zwiſchenräume, nach Art des opus interrasile der Goldſchmiede, erhaben darſtellende Formen, alſo zu der mit der Druckkunſt erſt entſtandenen Holzſchneidekunſt gekommen und Formſchneider und Briefdrucker geworden ſind, müſſen wir zu den Goldſchmieden zurückkehren und ſehen, wie auch dieſe von der Druckkunſt nicht unberührt geblieben und zum Bilddruck auf andere Weiſe, als bei den Formſchneidern und Briefdruckern, veranlaßt worden ſind und wie daraus die eigentliche Kupferſtecherkunſt, welche nur die Vervielfältigung durch Farbdruck zum Zweck hat, entſtanden iſt. Den Goldſchmieden war nicht entgangen, wie der Formſchnitt und Holzdruck zu einem verbreiteten und blühenden Gewerbe geworden, wie die beweglichen gegoſſenen Lettern dieſem Gewerbe den Schriftdruck wiederentzogen und die Buchdruckerkunſt als eine der größten Erfindungen in die Welt hatten

treten laſſen. Nicht ohne Antheil an der Letternfabrikation durch Stempelſchnitt und Metallguß, waren ihnen auch in Bezug auf ihre künſtleriſchen Arbeiten die Vortheile der Vervielfältigung durch Farbdruck in die Augen gefallen. Sollten ſie, die beſſeren und geübteren Zeichner, die ſich rühmen konnten, durch eine gewiſſe Gattung ihrer Metallarbeit das Vorbild zum Holzſchnitt gegeben zu haben, unthätig dabei zuſehen? Sie durften mit jener, bisher bei großen und ſelbſtändigen Denkmälern üblichen Gattung nur dieſelbe Veränderung, wie die Formſchneider zu ihrem Zwecke gethan hatten, vornehmen und das Bild dergeſtalt verkehrt in die Platte bringen, daß die Umriſſe und die abzudruckenden Flächen in ihrer Ebene ſtehen blieben, Das, was im Abdruck weiß erſcheinen ſollte, aber vertieft und die Ausfüllung mit farbigem Kitt weggelaſſen wurde, um in kleineren für den Druck geeigneten Dimenſionen mit den Formſchneidern und Briefdruckern nicht nur wetteifern, ſondern auch in Metall noch mehr, als dieſe in Holz, leiſten zu können. Dies thaten ſie denn auch, wie eine Menge von Arbeiten bewährt, die wir geſchrotene nennen wollen, welche man, nach den Abdrücken davon, bisher irrthümlich für eine Abart des Holzſchnitts gehalten und denen man ihre paſſende Stelle nicht anzuweiſen gewußt hat. Es ſind Heiligen- und Andachtsbilder wie die erſten Briefdruckerarbeiten, zuweilen mit lateiniſcher, auch deut-

ſcher Schrift in weißen Buchſtaben auf ſchwarzem Grunde und meiſt nur zum Abdruck verfertigt und mit ſchwarzer Druckfarbe und der Preſſe gedruckt, nicht mit dem Reiber, dem Druckwerkzeug der erſten Kartenmacher und Briefdrucker. Von den Holzſchnittarbeiten der Letzteren unterſcheiden ſie ſich auf den erſten Anblick darin, daß ſie die Zeichnung zwar ebenſo nur durch Linearumriſſe darſtellen, der Grund aber ſowol als die Gewänder, das Erdreich und andere Maſſen, felderweiſe, ſtatt der unterſcheidenden Localfarbe, eine ſchematiſche Ausfüllung erhalten haben, welche einigermaßen mit der heraldiſchen Bezeichnung der Farben zu vergleichen iſt und in der, beſonders bei den Gewändern, weiße Punkte auf ſchwarzem Grunde, die Verbindung des opus punctile mit dem opus interrasile, am vorherrſchendſten ſind. In dem Grund des ganzen Bildes iſt das Schema tapetenartig oder ahmt Täfelwerk nach, im Erdreich ſind es Gräſer und Blumen, im Haar beſteht es aus Wellenlinien, in anderen Stoffen aus weißen feinen Parallelſtrichen in ſich kreuzenden Lagen, oder es iſt auch wol Weberſchiffchen ähnlich, Alles weiß auf ſchwarz. Die Schattirung iſt mit dichten geraden Parallelſtrichen angegeben, die ins Weiße auslaufen, zuweilen auch mit weißen Punkten oder Sternen darauf. Das Ganze verräth weniger die Arbeit mit dem Grabſtichel oder Schneidmeſſer, als mit Bunzen und meißelartigen Inſtru-

menten, ſie iſt feiner, ſchärfer und ausgeführter, auch die Zeichnung meiſt beſſer als in den älteſten gewöhnlichen Formſchneiderarbeiten. Wenn dieſe, zur Ausmalung durch den Briefmaler beſtimmt, an ſich aller Andeutung von Stoff- und Farbenunterſchied entbehren, ſo ſchließen ſich jene dagegen, wegen der durch das einzige Mittel des Gegenſatzes von Schwarz und Weiß bedingten Behandlung der Gründe und Felder nach verſchiedenen Muſtern, mehr der Moſaik oder der Miniaturmalerei mit Goldgründen und vorherrſchenden Localfarben an, und machen dadurch die Ausmalung entbehrlich. Die in beträchtlicher Anzahl noch übrigen Abdrucke ſind meiſt aus den inneren Einbänden alter Buchdeckel abgelöſt, und der größte Reichthum von ihnen iſt in dieſem Wege auf der königlichen Bibliothek in München zuſammengebracht worden, doch finden ſich auch in vielen größeren Kupferſtichſammlungen mehr oder weniger Proben davon. Duchesné will auf einem Blatte dieſer Art handſchriftlich den Namen Bernard Milnet, den er für den des Formſchneiders hält, geleſen haben und die anderen Blätter, welche er geſehen, für Werke ebendeſſelben halten, wozu er ſich blos durch die Übereinſtimmung der eigenthümlichen Manier und Unkenntniß ihrer Entſtehung hat verleiten laſſen. In alten Holzſchnitten kommt es zwar häufig vor, daß der Grund, oder bei einzelnen Gegenſtänden, hauptſächlich bei den Schu-

hen, die Räume, die ſie einnehmen, ganz ausgeſpart ſind und im Abdruck ſchwarz erſcheinen; es iſt aber auch nicht zu leugnen, daß alte Formſchneider hier und da die geſchrotene Manier in Holzſchnitten, obgleich auf etwas einfachere Weiſe, nachgeahmt haben, wie denn auch der obenerwähnte St.-Bernhardin von 1454 in Paris Holzſchnitt zu ſein ſcheint. In den meiſten Fällen läßt ſich jedoch der Metallſchnitt von dieſem ohne Schwierigkeit unterſcheiden. Im Deutſchen iſt der Name, den wir dieſer jüngſten Gattung des opus interrasile gaben, der entſprechendſte und paſſendſte und ſchon früher dafür im Gebrauch geweſen. Dafür ſpricht unter Anderm das handſchriftliche, jetzt aus der von Nagler'ſchen Sammlung im berliner Muſeum befindliche Verzeichniß eines nürnberger Sammlers, Paul Behaim des Jüngeren, von 1618, über ſeine Kupferſtiche und Holzſchnitte, die er genau voneinander unterſcheidet und worin er unter den Jahren 1440 und 1491, ſowie weiter unter der Überſchrift: „Vnbekandte doch alte Kupferstück" mehre Paſſions- und andere Blätter ausdrücklich als von geſchrotener Arbeit bezeichnet, alſo nicht, wie Bartſch („Anleitung zur Kupferſtichkunde", I, 144) glaubt, den Holzſchnitt darunter verſteht. Unter dieſem Namen werden daher die Blätter ſolcher Art in den Sammlungen künftig als eine eigene Claſſe von Incunabeln, die zwiſchen dem Kupferſtich und Holzſchnitt in der Mitte ſteht, aufzuführ-

ren ſein. Daß ſie bis 1440 hinaufreichen, iſt nicht wahrſcheinlich, auch können ſie den erſten Holzſchnitten nicht, wol aber den erſten Kupferſtichen den Vorrang im Alter ſtreitig machen, und ſie ſcheinen ziemlich lange bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts neben denſelben in Deutſchland und den Niederlanden hergegangen zu ſein. Sie ſind alle undatirt und haben höchſt ſelten ein Künſtlerzeichen oder Merkmal, aus welchem ſich auf ihre Herkunft ſchließen ließe. Styl und Waſſerzeichen deuten bei einigen nach den Niederlanden hin, eines der münchner Blätter iſt nach dem darauf befindlichen Wappen kölniſch. Nach Erfindung der Buchdruckerkunſt kommen ſie auch in Büchern vor, z. B. in den „Sieben Freuden Mariä" und dem „Leiden Chriſti" („Zwei der älteſten deutſchen Druckdenkmäler", von Fr. Xav. Stöger, München 1833, 8.), einem deutſchen Tractat in München, der unter den xylographiſchen Büchern aufbewahrt wurde, aber für Letterndruck erkannt worden iſt und der Pfiſter'ſchen Preſſe angehört. Der gewöhnlichen Art des Holzſchnitts ſich annähernd und den punktirten Grund nur ſtatt der Luft beibehaltend oder ganz aufgebend, immer aber ſich durch beſondere Feinheit und Schärfe der Arbeit auszeichnend, hat ſich der Metallſchnitt bis tief ins 16. Jahrhundert hinein zu den Bildern und Randleiſten der pariſer Horarien, von denen unten weiter die Rede ſein wird, erhalten, theils wegen des

kleinen Raums, in den, beſonders bei den Randleiſten, die Vorſtellungen zuſammengedrängt werden mußten, theils weil dieſe Andachtsbücher viel auf Pergament gedruckt wurden, Metallſtöcke dies aber beſſer aushielten und denoch zu wiederholten Ausgaben brauchbar blieben. Mit der Reformation ging endlich der Metallſchnitt zum Farbdruck gänzlich ein und blieb nur noch zu den Formen, mit denen Bilder und Zierathen den damals beliebten Ledereinbänden der Bücher heiß aufgepreßt wurden, üblich.

Endlich erwachte aber auch bei den Malern und zeichnenden Künſtlern ſelbſt die Luſt, mittels der Druckkunſt Erfindungen und Zeichnungen zu vervielfältigen, wozu ſie ſich des ſchon bekannten Metallſtichs hauptſächlich in Kupfer, als dem vermöge ſeiner Eigenſchaften dazu brauchbarſten Material, bedienten. Obgleich ſie, um über die widerſtrebende Härte deſſelben Herr zu werden und die Stichwerkzeuge mit freier Hand führen zu lernen, ſich erſt größere Übung und Technik aneignen mußten, als zum Holzſchnitt erfoderlich war, und ſie ſich bei dieſem, deſſen höchſte Aufgabe das unveränderte Wiederholen einer gegebenen Federzeichnung iſt, bequemer und mit gleichem Erfolge fremder Arbeit hätten bedienen können, ſo ſtanden die Formſchneider ihnen doch noch zu fern und zu tief unter ihnen, und hatten es noch nicht weiter als zu bloßen Umriſſen, mit ſparſamer und ſteifer Andeutung der Schatten durch kurze und gerade Parallelſtriche ge-

bracht, womit ſie ſich begnügen konnten, weil ihnen im Abdruck der Briefmaler mit dem Pinſel zu Hülfe kam. Den höheren Anfoderungen der Kunſt entſprach aber weder dieſe rohe Vereinigung des Drucks mit der Färbung, noch die conventionnelle Art und Weiſe, wodurch die geſchrotene Arbeit letztere zu erſetzen ſuchte. Den Malern mußte es vor Allem darum zu thun ſein, das geſtochene Bild auf eine kunſtgerechte Weiſe ins Helldunkel und in Ermangelung der Goldgründe und deren Surrogate, auch in Perſpectiv zu ſetzen, und da ihnen der Holzſchnitt und die Federzeichnung auf ihrem damaligen Standpunkte noch zu wenig Ausſicht auf Befriedigung gewährte, ſo wandten ſie ſich lieber ſelbſtändig zum Kupferſtich und nahmen vorerſt die Zeichnung mit dem Silberſtift zum Vorbild für denſelben, nach welchem ſie die Schatten mit feinen und engen Schraffirungen ausführten, die ſich nach der Oberfläche der Körper richten und deren Striche ſich, wo es zur Verſtärkung nöthig iſt, in mehren Lagen übereinander ſchräg durchkreuzen, die nach der Lichtſeite aber ſchwächer werden oder in abgebrochene Strichelchen auslaufen und durch ihre größere Stärke und Feinheit auch die verſchiedenen Abſtufungen der Entfernung hervorbringen helfen. In dieſer, zwar noch maleriſcher Effecte und einer verſchiedenen Nuancirung entbehrenden, lediglich auf das nothwendige Verſtändniß berechneten Weiſe haben die erſten Ste-

cher und Maler diesſeit der Alpen dem Kupferſtich ſchon früh eine angemeſſene und eigenthümliche Ausbildung gegeben, wovon vor Allem die zahlreichen, über 100 ſich belaufenden Blätter des Meiſters, der viele derſelben mit einem großen gothiſchen E und S, oder mit erſterem Buchſtaben allein und den Jahrzahlen 1466 und 1467 bezeichnet hat, den Beweis liefern. Leider iſt keine Spur mehr vorhanden, wer dieſer ausgezeichnete Meiſter aus der van Eyck'ſchen Malerſchule geweſen, der als der Vater der Kupferſtecherkunſt zu betrachten iſt und dem der Maler Martin Schongauer oder Schön (um 1480) als Kupferſtecher in ähnlicher Art folgte. Vaſari und van Mander ſchweigen über ihn, auch die wenigen älteren deutſchen Nachrichten über dieſe Kunſt beginnen erſt mit Martin Schön. Was über den Ort, wo er gearbeitet, aus ſeinen Werken abzunehmen iſt, läßt auf den Niederrhein ſchließen; ſein Capitalblatt, die Engelweihe zu Einſiedeln (Bartſch Nr. 35), hat zwar zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß er in der Schweiz zu Hauſe war, wie denn auch die Inſchrift: „Dis ist die Engelwichi" u. ſ. w., dem dortigen Dialekte entſpricht; er hat aber das Blatt gewiß nur als Andenken an eine Pilgerfahrt nach dieſem nächſt Rom und St.-Jakob in Compoſtella berühmteſten aller Wallfahrtsorte geſtochen, deſſen Feſt, die Engelweihe, grade 1466 (allemal wenn Kreuzeserhöhung auf einen Sonntag

fiel) gefeiert wurde. Wahrſcheinlich hat er in dem vor der heiligen Jungfrau knienden Paar in Pilgerkleidern ſich ſelbſt und ſeine Hausfrau vorgeſtellt und die Platte als ein Denkmal ſeiner Kunſt und Dankbarkeit der Kirche verehrt, und da er dieſelbe Vorſtellung noch einmal kleiner und mit Weglaſſung der Nebenfiguren, namentlich der beiden Pilger oder Donatare, geſtochen, ſo läßt ſich vermuthen, daß die Stiftsherren dieſe zweite Platte bei ihm beſtellt hatten, um Abdrücke davon an die Pilger zum Andenken zu verkaufen oder zu verſchenken, ſowie ſie um dieſelbe Zeit und zu demſelben Behufe die oben bei den xylographiſchen Büchern erwähnte Legende des St.-Meinrad, des Gründers der dortigen Kirche, hatten in Holz ſchneiden laſſen. Einige andere, von Bartſch nicht beſchriebene, aber auf dem berliner Muſeum befindliche Blätter dieſes Meiſters haben deutſche Inſchriften, deren Mundart nach dem Niederheine hinweiſt; in einer derſelben iſt ſie entſchieden kölniſch, nicht holländiſch. Außer den Vorſtellungen aus der heiligen Geſchichte und Legende, welche natürlich die zahlreichſten, kommen bei ihm auch ſchon einzelne Converſationsſtücke, heraldiſche und emblematiſche Gegenſtände vor, ſowie aus Figuren zuſammengeſetzte Buchſtaben, Kartenblätter und Laubwerkzierathen, an denen die Phantaſie der damaligen Künſtler vorzügliches Gefallen fand. Um ihn gruppiren ſich, außer

wenigen, den ſeinigen ähnlichen, aber mehr burgundiſchen und flandriſchen Stichen, z. B. einer Reihe von Vorſtellungen aus dem Buche des Boccaccio „De casibus virorum illustrium", weiterhin mehre althollándiſche Zeichner und Stecher von nicht geringem Verdienſte, z. B. der mit dem Ortsnamen Zwoll, ſowie die ihnen benachbarten und verwandten weſtphäliſchen Franz von Bocholt und Israel von Meckenen, meiſt von derberem und, ſo zu ſagen, gothiſcherem Charakter; der oben ſchon genannte, berühmter als ſeine Vorgänger gewordene Martin Schön, der zuletzt im Elſaß gearbeitet zu haben ſcheint und deſſen Figuren, bei aller Magerkeit ihrer Zeichnung, durch den Adel und die Anmuth ihres Ausdruckes anziehend ſind; endlich viele, meiſt aber deutſche Zeichner und Copiſten bis auf Albrecht Dürer herab, die in letzterer Eigenſchaft hauptſächlich die zahlreichen Blätter Martin Schön's wiederholt haben. Farbe und Druck ſind ſelbſt bei den älteſten deutſchen und niederländiſchen Kupferſtichen in der Regel befriedigend. Hier kommt es weniger als in Italien vor, daß der dazu gebrauchten Schwärze ein anderer, z. B. braunlicher oder blaulicher Ton gegeben worden, um die Abdrücke dadurch Zeichnungen ähnlicher zu machen. Verſuche über das für die verſchiedenen Arten der Drucke geeignetſte Preßwerk ſcheinen ſchon früh, von der Handwalze aus, zu der für den Kupferdruck erfoderlichen

Walzenpreſſe geführt zu haben. Wir gehen nun auf Vaſari's Erzählung und Erfindung der Kupferſtecherkunſt in Italien über, da ſich ſolche mit Hülfe des Vorigen erſt jetzt gehörig beurtheilen läßt. In der erſten Ausgabe ſeiner Malerbiographien von 1550 ſagt er nur, und zwar in der vorangeſchickten Abhandlung über die Malerei, in Cap. 33, wo er von dem Niello handelt, dieſes habe zu dem Kupferſtechen Veranlaſſung gegeben, indem, ſowie anfangs die Silberplatten vor dem Nielliren, in Thon und von dieſem in Schwefel abgedruckt worden, die Drucker nachher auf das Verfahren gekommen wären, Papierabdrücke von Kupferplatten mittels der Walze zu machen. Hier gedenkt er des Maſo Finiguerra nur als eines der vorzüglichſten Nielliſten, ohne ihm ſelbſt einen Antheil an Erfindung der Papierabdrücke beizulegen. Erſt in der zweiten Ausgabe von 1568, und zwar in dem ganz neu hinzugekommenen Leben des Marc Antonio und anderer Stecher, hat er dies immittelſt weiter ausgeſponnen, indem er wörtlich ſagt: „Das Kupferſtechen hat ſeinen Urſprung von Maſo Finiguerra, dem Florentiner, um das Jahr 1460; denn dieſer druckte Alles, was er zum Nielliren in Silber ſtach, in Thon ab, und indem er flüſſigen Schwefel darüber goß, kam es in demſelben vertieft und mit Rauch geſchwärzt heraus, daher ſich mittels des Öls daſſelbe wie auf dem Silber zeigte; und dies that er auch mit feuch-

tem Papiere und derſelben Farbe, indem er darauf mit einer runden und glatten Walze druckte, ſodaß es nicht blos abgedruckt, ſondern wie eine Federzeichnung erſchien.“ Wir haben oben geſehen, daß die Verzierung von Metallflächen mit eingeſtochenem Bildwerk von den deutſchen Goldſchmieden auf mancherlei Weiſe und beſonders durch Ausfüllung der Umriſſe und vertieften Gründe mit einem Farbenkitt nach der Art des Niello getrieben wurde, und wie daraus bei ihnen ſelbſt die geſchrotene Arbeit für den Abdruck entſtand. Obgleich mit dem eigentlichen Niello nicht unbekannt, war dies bei ihnen doch weniger in Gebrauch, dagegen in dem 15. Jahrhunderte in dem oberen und mittleren Italien ſehr beliebt, vor Allem aber in Florenz blühend, wo Malerei und bildende Kunſt überhaupt ihren Hauptſitz hatten. Hier wetteiferten die Goldſchmiede miteinander im niellirten Silberſtich an Kelchen, Reliquienbehältern oder in Bildtäfelchen, die bei großen Meſſen während des Agnus dei von dem die Meſſe abhaltenden Prieſter den übrigen Geiſtlichen zum Kuſſe gereicht und von der Formel Pax tecum, italieniſch Pace genannt wurden, oder auf Schalen, Waffen, Gürteln, Spangen und anderem Geräth. Der ausgezeichnetſte Künſtler dieſer Art war jener Maſo und ſein Hauptwerk iſt eine noch jetzt in Florenz vorhandene Pax (unter andern abgebildet in Zani’s „Materiali“, S. 201, und eine Copie davon in Bartſch’s

„Peintre graveur", Bd. 13), mit der Krönung der Madonna, welche er für die dortige Hauptkirche des heiligen Johannes gemacht und nach urkundlichen Nachrichten 1452 abgeliefert hatte. Von dieſem vortrefflichen Niello ſind zwei Schwefelabdrücke noch jetzt vorhanden, einer in der Durazzo'ſchen Sammlung in Genua, der andere noch vor Kurzem in der des Herzogs von Buckingham-Chandos in England, beide in der von Vaſari angegebenen Art durch Schwefelguß über einen Abdruck des Originals in Thon gewonnen, daher Vorſtellung und Schrift ebenſo, wie in dieſem, und nicht verkehrt ſtehen. Zweiundzwanzig ähnliche Schwefelabdrücke von anderen Niellen, die ſich in dem Camaldulenſerkloſter in Florenz befanden und von Lanzi beſchrieben worden, ſind gleichfalls nach England gekommen und mit vorgedachten beiden die einzigen noch vorhandenen Überbleibſel dieſer Art. Weniger in der Abſicht, um vor dem Nielliren zu ſehen, wie ſich ihre Arbeit ausnehmen würde, als um damit Geſchenke zu machen, mögen die Nielliſten dergleichen Abdrücke ebenſo früh von ihren Silberplatten genommen haben, als es nach alter Gewohnheit die Steinſchneider von geſchnittenen Steinen zu thun pflegten, denn offenbar gehören jene nur zur Gattung der trockenen Abdrücke, indem der erſte oder Thonabdruck ohne alle Farbe geſchah, der zweite oder Schwefelabdruck aber die Farbe nicht durch die Druckoperation

ſelbſt, ſondern auch beſonderes Auftragen, wie die Originalplatte durch das Nielliren erhielt. Wir ſtehen alſo hier wieder an derſelben Kluft zwiſchen dem trockenen und Farbdruck, die ein Jahrtauſend nicht zu überſpringen vermochte. Vaſari, der die Sache viel zu einſeitig und außer aller Verbindung mit der Druckkunſt überhaupt genommen, hat nicht bedacht, daß der Holzdruck entweder ſchon in Italien bekannt war, und alsdann lag es näher, den Übergang zum Abdruck von geſtochenen Silberplatten mittels einer Handwalze an jenen anzuknüpfen, oder daß der Holzdruck daſelbſt noch unbekannt war, und dann iſt die Brücke nicht zu finden, die den Maſo zuerſt auf das ſo weſentlich von dem bei den Schwefelabdrücken verſchiedene Verfahren, die Platte ſelbſt, ſtatt des Niello, mit Farbe zu ſchwärzen und anf Papier abzudrucken, leitete. Weil eine unklare Vorſtellung bei ihm zum Gründe lag, ſo ſind ſeine Worte auch in obiger Stelle dunkel und unverſtändlich geblieben und haben den Auslegern viel zu ſchaffen gemacht. Insbeſondere ſind ſie darüber verſchiedener Meinung, ob Vaſari den Maſo ſeine Papierabdrücke vom Schwefel oder von der Platte ſelbſt habe nehmen laſſen. Daß er Erſteres habe ſagen wollen, behaupten Baldinucci und Zani und die Stelle kann auch nicht wohl anders verſtanden werden, obwol darin etwas Ungereimtes liegt, da ein Schwefelabdruck nicht ſtark genug iſt, um davon einen Papier

abdruck zn machen. Ottley erklärt daher die Stelle ſo, daß Maſo in ähnlicher Art, wie ſonſt den Schwefelabdruck, die Platte ſelbſt mit Farbe geſchwärzt und davon den Papierabdruck genommen habe. Bartſch ſtellt die Vermuthung auf, Maſo habe den Schwefelabdruck, um die vertieften Züge in demſelben zu ſchwärzen, zuerſt ganz mit Farbe überdeckt. Auf der Silberplatte hätte er die überflüſſige Farbe mit einem leinenen Lappen wieder abreiben können, damit ſie blos in dem Stiche hafte, auf den Schwefel aber wegen ſeiner Gebrechlichkeit nicht. Er habe die überflüſſige Farbe daher mittels ſanften Aufdrückens von gefeuchtetem Papiere wegzubringen verſucht und auf dieſe Weiſe zwar zuerſt ein ſchwarzes Papier erhalten, bei der zweiten Wiederholung aber, weil das Papier nun zugleich einen Theil der Schwärze aus den vertieften Strichen herausgezogen, den erſten Kupferſtich auf demſelben vor ſich geſehen. Die Unhaltbarkeit dieſer Vermuthung hat aber ſchon Duchesne („Sur les nielles“, S. 61 u. f.) dargethan. Aus dieſer Verwirrung und dieſen Schwierigkeiten kommen wir nur heraus, wenn wir uns an den Faden des folgenden Zuſammenhanges halten. Dem Vaſari waren ſowol Schwefelabdrücke von Arbeiten Finiguerra's, als Papierabdrücke anderer Niellen nicht unbekannt. Letztere hielt er für Vorläufer der älteſten italieniſchen Kupferſtiche, ohne zu beachten, daß das Nielliren noch lange

neben dem Kupferſtechen herlief, und daß die durchgängig undatirten Niellen und ihre Papierabdrücke, wegen des roheren, tief unter Finiguerra ſtehenden Machwerks, meiſt älter ſcheinen, alß ſie wirklich ſind, ſowie denn auch deren zuweilen mehr graue oder in andere Farbentöne hinüberſpielende, als ſchwarze Druckfarbe weniger daher rührt, daß man letztere noch nicht gehörig zu bereiten wußte, als daß man die Abdrücke als Zeichnungen wollte erſcheinen laſſen. Vaſari fand ferner in der Arbeit der Nielliſten Verwandtſchaft mit der eines Baldini und anderer der älteſten italieniſchen Kupferſtecher, deren Schraffirung noch confus, unſicher und nicht frei geworden und meiſt ein dem Auge ungefälliges Linienſpiel darbietet, was in den kleineren Dimenſionen der Niellen weniger ſichtbar wird; er hatte ſich weder um die Geſchichte der Druckkunſt noch um die erſten Erſcheinungen des Holzſchnitts bekümmert und der deutſche Kupferſtich vor Martin Schön war ihm ganz unbekannt geblieben. Alles dies zuſammengenommen, die leidenſchaftliche Vorliebe für ſein geliebtes Florenz und der Umſtand, daß ſelbſt datirte florentiniſche Kupferſtiche bis nahe an 1460 hinaufreichen, konnte ihn, ohne daß er ſich den Übergang aus dem Schwefel- in den Papierabdruck ſelber recht klar machte, wol verleiten, die Erfindung des Kupferſtichs dem Florentiner Finiguerra um gedachtes Jahr zuzuſchreiben. Lange hat man ſich vergeblich nach

einem Papierabdruck von einer authentiſchen Arbeit deſſelben umgeſehen, aber keinen gefunden. Um ſo auffallender war es daher, als Zani 1797, noch dazu in demſelben königlichen Kupferſtichcabinet zu Paris, wo früher der bekannte Mariette vergebens deshalb Nachforſchungen angeſtellt zu haben verſichert, einen Abdruck ſeines angeführten Hauptwerks, der Pax mit der Krönung der Jungfrau, entdeckte, der noch dazu eine große Vollkommenheit der Preſſe vorausſetzt und von der Gegenſeite der Originalplatte iſt, mithin auch die Schrift verkehrt zeigt. Wie ſich Zani in der Freude ſeines Herzens bei dieſer Entdeckung geberdet hat, iſt bei Duchesne (a. a. O., S. 57) kurzweilig zu leſen, wo er auch nach einer Zeichnung von Denon in der Stellung, wie er das Blatt mit einer Lupe und im vergnüglichſten Ausdruck ſeines fauniſchen Geſichts betrachtet, lithographirt iſt. Dieſer Abdruck muß alſo ſpäteſtens von 1452 ſein, in welchem Jahre die niellirte Pax abgeliefert wurde, und es fragt ſich alſo, warum Vaſari, dem ſolches an Ort und Stelle nicht unbekannt ſein konnte, nicht dies Jahr, ſondern erſt 1460 als das der Erfindung des Papierabdrucks angegeben hat. Aber es entſtehen auch noch andere erhebliche Zweifel gegen jenen Papierdruck. Bei einer ſolchen Wichtigkeit dieſes Documents, zumal bei der gänzlichen Ungewißheit, wie und woher es nach Paris gekommen, hätte ſeine Echtheit durch die ſorgfäl-

tigſte Confrontation nicht nur mit den vorhandenen Schwefelabgüſſen, ſondern mit dem noch in Florenz befindlichen Original feſtgeſtellt werden ſollen. Daran iſt jedoch nicht gedacht worden; es hat vielmehr nur eine Vergleichung der Copie bei Zani, die nach ihm von der größten Treue ſein ſoll, mit dem Schwefelabdruck in England ſtattgefunden, und Dibdin („Decam.", I, S. CXLI) verſichert auf den Grund derſelben, daß jene Copie von dem bewundernswürdigen Ausdruck der Köpfe in dem Schwefelabdruck, der wie ein Kupferſtich auf Elfenbein ausſieht, nur wenig wiedergiebt. Es muß daher die Echtheit des pariſer Abdrucks um ſo mehr beſtritten werden, als Cicognara („Memorie", S. 42, 43) angibt, daß Zani ſelbſt vor ſeinem Tode ſehr zweifelhaft darüber geworden iſt, und der Profeſſor Vitali in Parma eine Zeichnung dieſer Pax, welche Mariette beſaß nnd auf welcher ſich eine handſchriftliche Bemerkung von ihm befindet, von Zani's Erben an ſich gebracht und mit Hülfe derſelben in einer noch unedirten Schrift dargethan hat, der pariſer Abdruck ſei nicht von dem Original in Florenz hergenommen.

Wir können uns daher nur an die älteſten zuverläſſigſten Denkmäler der italieniſchen Kupferſtecherkunſt ſelbſt halten, und dieſe ſind nicht jene in Sammlungen einzeln vorkommenden Niellenabdrücke, die ſo weit hinter der Vortrefflichkeit der Pax des Finiguerra zurückſtehen und meiſt ſpätere und ſchlechtere Arbeit ver-

rathen*), ſondern die Kupferſtiche Baldini's, namentlich der Kalender von 1465 mit der Planetenfolge und die zu dem florentiniſchen Drucke des Monte Santo von 1477 und des Dante von 1481. Jener geſtochene Kalender (copirt, ſowie der Planet Venus, in Strutt's „Dictionary of Engravers", Bd. I, Taf. 2 und 3) im britiſchen Muſeum läuft für die Jahre 1465 bis 1517 und die dazu gehörige Folge von Planeten ſtellt bei jedem die Neigungen und das Thun der unter demſelben gebornen Menſchen vor. Letztere iſt auch in größeren Stichen von beſſerer und noch graziöſerer Zeichnung vorhanden, welche die Originale zu ſein ſcheinen. Merkwürdig iſt nun, daß der oben bei den xylographiſchen Büchern erwähnte Kalender von 1468 von einer ähnlichen Planetenfolge mit handſchriftlichen deutſchen Verſen begleitet iſt, deren Vorſtellungen von anderer, mehr niederländiſcher Compoſition und Zeichnung ſind, die Verſe aber von einer lateiniſch proſaiſchen Planetenbeſchreibung herrühren, von welcher xylographiſchen Fragmente dem Kalender vorangehen und von der der italieniſche Text in gedachten Kupferſtichen eine wörtliche Überſetzung iſt. Der xylographiſche Kalender iſt der von Johanu de Gamundia 1439 hand-

*) Beiſpielsweiſe wird auf die Niellen verwieſen, welche Ottley in ſeiner „Collection of Facsimiles of prints by the early masters", London 1828, groß Fol., Nr. 1—20 des Katalogs, hat copiren laſſen.

ſchriftlich verfaßte und ein Buchkalender (aus mehren Tafeln und Blättern beſtehend), der geſtochene italieniſche aber auf ein Blatt ins Kurze zuſammengezogen, ſodaß jedoch außer den Monaten und ähnlichen Vorſtellungen der Monatsbeſchäftigungen in Medaillons wie in jenem, der Anzahl der Monatstage, der Tag- und Nachtlänge und den unbeweglichen Feſten, auch das Datum des Oſterfeſtes für jedes Jahr ſeiner Periode daraus zu erſehen iſt. Dies läßt vermuthen, daß eine frühere xylographiſche Ausgabe jenes Kalenders mit den Planeten und dem lateiniſchen Urtext bei denſelben aus Deutſchland nach Italien herübergekommen, hier aus einem immerwährenden Kalender in die kürzere Tafelform für die gedachte Periode und die Planeten in Zeichnungen nach italieniſchem Geſchmack gebracht und von Baldini geſtochen worden ſind, was erſt einige Jahre ſpäter als 1465 um die Periode, auf welche der Kalender einmal geſtellt war, nicht abzuändern, geſchehen ſein kann und ſo mit den Daten obiger von ihm mit Kupferſtichen verſehener Bücher beſſer übereinſtimmt, alsdann aber auch ſeine Thätigkeit als Kupferſtecher nicht viel älter als die des Mantegna macht. Daraus ließe ſich dann auch erklären, warum die florentiniſche Schule außer ihm im 15. Jahrhunderte ſo wenig von Kupferſtichen aufzuweiſen hat. Zahlreicher und verbreiteter ſind dagegen die Werke der durch Andreas Mantegna um

1480 gegründeten paduaniſchen und venetianiſchen Kupferſtecherſchule, in der ihm eigenthümlichen Manier, nach Art der Schattirung in den älteſten Holzſchnitten, mit geraden, ſpitz auslaufenden Parallelſtrichen, deren Zwiſchenräume bei ihm mit feineren Strichen ausgefüllt ſind, eine ſteife, nur durch die Trefflichkeit und Großartigkeit ſeiner Zeichnung gehobene Manier, die Bartſch die ſpießige nennt und die von der engen, freier geſchwungenen, häufiger in mehren Lagen übereinander ſich kreuzenden, in feine Strichelchen auslaufenden Schraffirung der alten deutſchen Stecher verſchieden, in Italien bis auf Marc Antonio vorherrſchend geblieben iſt, indem neben ihr nur wenige unſichere, nicht zur Selbſtändigkeit gereifte Verſuche, einen anderen Weg einzuſchlagen, vorkommen. Wenn daher auch die italieniſchen Stecher des 15. Jahrhunderts vor den deutſchen die Vorzüge der italieniſchen Kunſt überhaupt und eines reineren Geſchmackes voraushaben, auch die Gegenſtände, die ſie bearbeiteten, häufiger aus der chriſtlichen Kunſt in die antike hinüberſtreifen, ſo können ſie es doch weder in der Technik des Grabſtichels, noch in der Manier, die Zeichnung in Licht und Schatten zu ſetzen, oder in der Zahl ihrer Werke mit ihnen aufnehmen, daher ſie auch nicht für Vorgänger der Deutſchen in dieſer Kunſt zu halten ſind.

Wir kehren nunmehr zur Holzſchneidekunſt zurück,

die mit der neu erfundenen Kupferſtecherkunſt noch in keine gegenſeitige Wechſelwirkung treten konnte, da beide nur das miteinander gemein hatten, daß ſie für den Bilddruck arbeiteten, in allem Übrigen aber eine gänzliche Verſchiedenheit zwiſchen ihnen obwaltete. Jene wurde durch die Formſchneider und Briefdrucker, dieſe durch die Maler und Goldſchmiede ausgeübt; jene beſorgten die Zeichnung, wie dieſe die Ausführung ſelbſt und ohne noch einander deshalb zu bedürfen; jene trieben ihr handwerksmäßigeres Gewerbe blos auf Gewinn in einem niedrigeren, dieſe ihre Kunſt mehr aus innerem Bedürfniß in einem höheren Kreiſe. Auch das techniſche Verfahten beider war in Bezug auf die Druckform und die Druckart durchaus voneinander abweichend. Deſto größer war dagegen der Einfluß, den die Erfindung der Buchdrucker- auf die Holzſchneidekunſt ausübte, wenngleich anfangs Manches demſelben entgegentrat. Die mainzer Erfinder der erſteren hatten ſich nämlich zuerſt von den Formſchneidern und Briefdruckern ſorgfältig abzuſchließen und mit Vorſatz Alles zu vermeiden geſucht, was ihren, ſo lange es gehen wollte, als Handſchriften verkauften Büchern das Anſehen geben konnte, als hätte der Abdruck einigen Antheil daran. Daher entbehren die mainzer Drucke bis nach 1480 alles Holzſchnittſchmuckes, bis auf die ſchönen Anfangsbuchſtaben in verſchiedenen Farben, mit denen hauptſächlich der Pſalter von 1457

geziert iſt; aber auch dieſe ſind nicht figurirt, ſondern den arabeskenartigen, mit ſchwarzer, rother und blauer Tinte geſchriebenen, mit Schreiberzügen verzierten Anfangsbuchſtaben in den Bücherhandſchriften ſo täuſchend nachgebildet, daß ſie auf den erſten Anblick gleichfalls für Arbeiten der Feder gehalten werden können. Durch ihre künſtlichere Mechanik, den Bedarf an Betriebscapital zu ſo vielen Anſchaffungen und Vorſchüſſen, die Beſchäftigung von Gelehrten und Handarbeitern, die Größe des Bücherlagers und Handels erhob ſich die Typographie von Hauſe aus über die niedrigere Sphäre des handwerksmäßigen Holzdrucks und ließ dieſen gewiſſerwaßen verächtlich ſeitwärts liegen. Wo ſich daher Formſchneider und Briefdrucker nicht ſelbſt bis zur Höhe einer großen Buchdruckerwerkſtatt hinaufſchwangen und die von ihnen gedruckten Bücher alsdann gern mit ihren Holzſchnitten zierten, ſahen wir auch in den Städten, wohin ſich die Buchdruckerkunſt nach der Plünderung von Mainz 1462 zuerſt verbreitete, die erſten Buchdrucker den Holzſchitt lieber ganz entbehren, oder, wenn ſie denſelben zu Hülfe nehmen wollen, mit den Formſchneidern und Briefdruckern in Streit grrathen. Aber die bildliche Ausſtattung war zu beliebt, insbeſondere bei Büchern, welche in der Landesſprache abgefaßt waren; die ſinnliche Anſchauung bei den Laien namentlich von aller Religionsübung und frommen Beſchäftigung zu unzer-

trennlich, als daß dieſe Scheidewand dauerhaft hätte beſtehen können, und die Kupferſtecherkunſt war, ſchon ihrer Natur nach, nicht geeignet, ſich mit der Typographie ſo eng zu verſchwiſtern als die Holzſchneidekunſt. Dieſer kam es nämlich zu Statten, daß ſie mit den Lettern auf derſelben Grundlage eines erhabenen Druckſtempels beruht und Holzſtöcke von beliebiger geradliniger und rechteckiger Geſtalt ſich mit den beweglichen Lettern leicht zu einer Form zuſammenſetzen und verbinden laſſen, deren Abdruck nur einen einzigen Druck derſelben Preſſe erfodert, wogegen für den Kupferſtich zwiſchen dem Text der Raum in der Form ausgeſpart und auf dem mit dem Text bedruckten Blatt durch einen beſonderen Abdruck mit der Walzenpreſſe erſt ausgefüllt, jede Seite alſo doppelt und unter verſchiedene Preſſen gebracht werden muß, die Schwierigkeit, den Kupferabdruck genau auf die rechte Stelle zu bringen, ungerechnet. Dazu kommt, daß der Holzſchnitt mit den Lettern in der Zahl der brauchbaren Abdrücke, die er liefert, gleichen Schritt hält, ſtatt daß der Kupferſtich deren bei weitem weniger lieferte, weil die Platte durch den Kupferdruck mehr angegriffen und abgenutzt wird und ſich die feinſten Striche ſchon nach einigen Hundert Abdrucken verlieren. Für die Maler und zeichnenden Künſtler, denen eine geringere Vervielfältigung genügte, war dies gleichgültiger, zumal da der Kupferſtich dagegen eine größere

Verſchiedenheit, Abwechſelung und Freiheit der Behandlung zuließ und, durch die Ätzkunſt bald noch mehr erleichtert, unmittelbar von dem Meiſter ſelbſt zu Stande gebracht wurde, während dieſer beim Holzſchnitt, wenn er nicht ſelbſt die mühſame und ſklaviſche Arbeit des Formſchneidets erlernen und übernehmen wollte, von der Ausführung durch einen Andern abhängig war. Das Hand in Hand Gehen der Buchdrucker- mit der Holzſchneidekunſt wurde daher, den Bedürfniſſen des Zeitalters entſprechend, ſchon im 15. Jahrhunderte ziemlich allgemein und ſelbſt, wo der trockene Ernſt der Facultätswiſſenſchaft oder der Sprachgelehrſamkeit die Bilder verſchmähte, wurden doch wenigſtens in Holz geſchnittene, mit Laubwerk, Figuren und Vorſtellungen gezierte Anfangsbuchſtaben, Randleiſten und Titel- und Textſeiten und dergleichen, nach Art der Verzierungen in Bücherhandſchriften, für einladenden Schmuck gehalten, in welchem die vorzüglichſten Typographen, zuweilen mit beſonderer Vorliebe, miteinander wetteiferten. In den figurirten Anfangsbuchſtaben, die im 15. Jahrhunderte noch ſeltener, aber in der Regel größer als im folgenden ſind, ſprudelt der Muthwille der Zeichner, wie in den architektoniſchen Ornamenten und in den Schnitzwerken der Chorſtühle oft bis zum Zotenhaften. Die anfangs ganz fehlenden Titelblätter nehmen bald, nachdem ſie den Werken beſonders vorangeſetzt wurden, zugleich Holz-

ſchnitte an, die entweder einen auf den Inhalt des Buchs bezüglichen Gegenſtand oder den Verfaſſer ſchreibend oder lehrend vorſtellen; die erſte Textſeite erſcheint zuweilen in Randeinfaſſungen, die nachher in den Gebetbüchern (heures) der pariſer Drucker, von ſchönen Miniaturen entlehnt und von beſonderer Feinheit der häufig in Metall geſchnittenen Arbeit, um jede Textſeite laufen und in welche die meiſten Bilderreihen der xylographiſchen Bücher, insbeſondere bei der Todtenmeſſe der Todtentanz hinüberwanderten. Die erſten Bücherausgaben haben oft gleichfalls aus den Handſchriften entlehnte Dedicationsholzſchnitte, in denen der Verfaſſer ſeine Schrift einem Fürſten oder geiſtlichen Oberen überreicht. Der Gebrauch, die Bücher mit dem Wappen, Emblem, Namens- oder anderen Zeichen des Buchdruckers oder Verlegers zu verſehen, und die vorzugsweiſe Anwendung der Holzſchneidekunſt hierzu, hat ſich endlich ſo lange, ſelbſt bis auf unſere Zeiten erhalten, daß auch darüber noch Einiges zu ſagen iſt. Die Sitte war urſprünglich von den Notarien hergenommen. Wie dieſe unter jede von ihnen ausgefertigte Urkunde zur Beglaubigung ihr unterſcheidendes Zeichen (Signet) entweder allein oder mit ihrem Namen oder häufiger mit bloßer Namensandeutung in einzelnen auf eigenthümliche Art verbundenen Buchſtaben (Monogrammen) ſetzten, ſo hielten es auch die Buchdrucker, mit wenigen Ausnah-

men, von Hauſe aus für angemeſſen, ſich in ihren Drucken in ähnlicher Art für die Treue und Richtigkeit derſelben zu verbürgen und deren Verwechſelung mit Nachdrucken dadurch zu verhüten. Die Buchdruckerzeichen erhielten daher die Nachrichten über Ort, Zeit, Urheber und Verleger des Drucks ihre Stelle am Schluß deſſelben und wurden von dem bürgerlichen Wappen, oder dem Laden- oder Hausſchild der Buchdrucker hergenommen, oder es waren Sinnbilder (Embleme) mit Wahlſprüchen oder redende Anſpielungen auf die Namensbedeutung (rebus) zuweilen mit ihren Monogrammen oder mit den landesherrlichen und ſtädtiſchen Wappenzeichen in Verbindung geſetzt. Um nicht wieder darauf zurückkommen zu dürfen, nehmen wir voraus, daß im 16. Jahrhunderte ein Wetteifer unter den Buchdruckern und Buchhändlern in ſinnreicher Erfindung und zierlicher Ausführung derſelben, an welcher die bedeutendſten Künſtler Antheil nahmen, entſtand. Der aldiniſche Anker in Italien, der Merkurſtab Froben's in Baſel, deſſen Preſſen ſein Freund und Hausgenoſſe, Erasmus von Rotterdam, ſo viele Beſchäftigung gab, haben ſich vor Allem berühmt gemacht; in den niederländiſchen und franzöſiſchen Buchdruckerzeichen aber iſt im 15. Jahrhunderte ein beſonderer Prunk und Reichthum bei feiner Ausführung herrſchend. Überhaupt geben ſie im Kleinen eine ununtenbrochene Überſicht von

den Veränderungen des Zeitgeſchmacks und dem Fortgang der Holzſchneidekunſt bis zu ihrer höchſten Blüte, ſowie bis zu ihrem tiefſten Verfall, eine Überſicht, die um ſo intereſſanter iſt, als ſie wenigſtens in Bezug auf Ort und Zeit keine Ungewißheit übrig läßt.

Die Holzſchnittbilder in Büchern, welche nicht ſowol zur Ausſchmückung als vielmehr zur Texterklärung dienen, ſind am häufigſten in den für den Volksgebrauch beſtimmten Gebet-, Andachts- und erbaulichen Büchern, in den Überſetzungen der Bibel und der Claſſiker, in den poetiſchen Werken und Romanen in den Landesſprachen, in den Chroniken und Büchern, die von fremden und ausländiſchen Dingen handeln oder zu einzelnen Künſten, Spielen, Fertigkeiten und Übungen Anleitung geben, oder der damals herrſchenden ſymboliſchen und allegoriſchen Neigung huldigen. Die große Zahl der gedruckten Bücher des 15. Jahrhunderts iſt zu voll von Dem, was die Holzſchneidekunſt in dieſer Sphäre ſchon ſo früh geleiſtet hat, als daß ohne zu große Weitläufigkeit auch nur das Hauptſächlichſte davon herausgehoben werden könnte. Wenn ſich auch der Werth dieſer Leiſtungen für Wiſſenſchaft und Kunſt noch nicht hoch anſchlagen läßt, indem ſie den Aberglauben und den Bilderdienſt nährten, ſich häufiger durch alle Mängel der damaligen Kunſt, als durch einen ihrer Vorzüge auszeichnen, und Alles, was nur durch Treue der Darſtellung Werth bekommt, ſei

es Bildniß, Proſpect oder Abbildung von Naturgegenſtänden, wenn es nicht in der nächſten Umgebung vorhanden war, meiſt rohes Phantaſiebild iſt, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß die Holzſchneidekunſt ſchon in dieſem Zeitalter die Wißbegier geweckt, mancherlei Belehrung gewährt, zu den Büchern angezogen und das Selbſtſtudium erleichtert, die Übung der zeichnenden Künſte befördert und zu ihrer Vervollkommnung beigetragen, endlich aber uns ein Bild des damaligen Lebens und Webens durch alle Stände hinterlaſſen hat, wie es Wort und Schrift nimmer hätten geben können. Wie ſie zu den großen Folgen der Buchdruckerkunſt in Bezug auf Welt- und Naturkenntniß, praktiſche Wiſſenſchaft und höhere Bildung mitgewirkt hat, kann erſt in der folgenden Periode gezeigt werden. In Beziehung auf ſchöne Kunſt gilt von den Bücherholzſchnitten daſſelbe, was vorher von dem Charakter der für ſich beſtehenden Holzſchnitte bemerkt worden. Die Zeichnungsart geht bis auf Wolgemuth und Dürer noch nicht über Linearumriſſe und magere Schattirung durch gerade Parallelſtriche hinaus, der Kunſtſtyl entſpricht in jedem Lande der eigenthümlichen Stufe, auf welcher die Malerei daſelbſt ſteht, und der größeren oder geringeren Annährung des Holzſchnittes an die Miniaturmalerei. Daher verrathen die Holzſchnitte in den liturgiſchen Büchern der franzöſiſchen Buchdrucker, bis ins erſte Viertel des 16. Jahrhun-

derts, noch häufig den Styl der van Eyck'ſchen Schule, der ſich in der flandriſchen Miniaturmalerei am längſten erhielt, während in lombardiſch-venetianiſchen und florentiniſchen Drucken, obwol auf reine Umriſſe beſchränkt, oft die reiche Eleganz und der edelſte Styl der alten paduaniſch-venetianiſchen und florentiniſchen Schulen zum Vorſchein kommt. Unter Anderm läßt das Buch des Valturius über das Kriegsweſen, Verona 1472 und ſpäter, insbeſondere der zuerſt in Venedig 1499 bei Aldus gedruckte Traum des Polifilo auf Zeichnungen dazu von trefflichen einheimiſchen Künſtlern ſchließen. Dagegen ſind die erſten Bücherholzſchnitte in Italien in den zu Rom von einem Deutſchen gedruckten Meditationen des Cardinals Turrecremata von der ſchlechteſten deutſchen Formſchneiderfabrik. Überhaupt iſt eben da, wo das xylographiſche Gewerbe am älteſten und lebhafteſten war, in Holland und Deutſchland, der Styl in den Bücherholzſchnitten der allerroheſte und bleibt weit hinter dem beſſeren niederländiſchen der Kupferſtecher bis auf Martin Schön, dem Vorgänger Dürer's, zurück. Selbſt die lebendigen und geiſtreichen Holzſchnitte zu den in Baſel gedruckten erſten Ausgaben von Seb. Brandt's „Narrenſchiff" haben ſich dieſes ſteiferen Charakters nicht erwehren können. Durch den Reichthum ihrer Drucke an Holzſchnitten zeichnen ſich anfangs beſonderes Verard in Paris, bei dem außer vielen Überſetzungen lateiniſcher

Schriftſteller und liturgiſchen Büchern über 100 Bände franzöſiſcher Romane erſchienen, Grüninger in Straſsburg und einige Drucker in Nürnberg, Augsburg und Ulm aus. Neben den gewöhnlichen Exemplaren wurden auch ſolche, in denen die Holzſchnitte vom Briefmaler ausgemalt waren, feilgehalten; in noch koſtbareren, auf Pergament gedruckten, insbeſondere von liturgiſchen und poetiſchen Werken, geſchah dies mit Deckfarben, aufgehöhten Lichtern und Gold, nach Art der Miniaturen. Auf Landkarten iſt der Holzſchnitt früher als der Kupferſtich und zwar in den erſten lateiniſchen Ausgaben des Ptolemäus angewandt worden; in Italien erſcheinen zwar einige derſelben ſchon ſeit 1478 mit geſtochenen Landkarten, doch bleiben die geſchnittenen bis in die zweite Hälfte des folgenden Jahrhunderts vorherrſchend.

Der Verfaſſer hat ſonach die Geſchichte des Bilddrucks bis ans Ende des 15. Jahrhunderts oder vielmehr bis auf Albrecht Dürer, der darin eine Hauptepoche macht, geführt, und bricht hier ab, indem er es der Gunſt der Leſer überläßt, ob ſie die Fortſetzung in einem der folgenden Jahrgänge des Hiſtoriſchen Taſchenbuches erwarten wollen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google